Landläufige Geschichten

aus

Dorf, Stadt und Alm

von

August Silberstein

Neue Folge.

Leipzig.
Verlag von Albert Unflad.
1886.

Landläufige Geschichten

aus

Dorf, Stadt und Alm

von

August Silberstein.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Albert Unflad.
1886.

Holzfreies Papier.

1.

Hans ohne Herz.

Dorf-Geschichte.

I.

Im Nebel und im Lichte.

„Halloh! Macht ein wenigl' das Fenster auf!" rief ein kurzer, stämmiger Mann, der mit einem grauen, grünverzierten Lodenrock, mit einem feuerroten, lose geschlungenen Halstuche und einem bis zur Ueberladung von Gemsbart, Schildhahnfeder und Bergblumen überragten Hute geschmückt war, in die wol weißgetünchte aber stark verräucherte Stube des Dorfwirtshauses hinein, deren braune Thüre er eben geöffnet hatte, um vollends einzutreten.

„Oder soll ich ein Messer herausnehmen und ein Loch in den Rauch schneiden?" fuhr er, zwischen Thür und Angel an der Schwelle bleibend, fort. „Ist kein Holzknecht mit einer Hacke da, oder kein Steinbrecher mit Sprengpulver? Die thäten besser durchkommen!" —

„Puh!" blies, hustete, schnaubte diese kurze Gestalt in den allerdings dichten, schweren Tabaksdampf hinein, durch welchen die Lampenflamme mehr rot als gelb schien und, weil sie schwer durchzudringen vermochte, die Versammelten wahrhaftig sehr nebelhaft erscheinen ließ.

„Der Tobi!" (Tobias) hieß es rasch aus dem Munde mehrerer der anwesenden Bauern und Burschen.

Und der Ankömmling stampfte nun sogar mit den schweren Schuhen der strammkurzen Beine, er röchelte

vernehmbar, zum allgemeinen Ergetzen, wozu ihm allerdings ein sogenannter „Senkling,“ ein Kropf an der Halsseite, sehr half. Das Recht jedoch, in diesem Raume etwas Besonderes, geradezu frische Luft von der Tischgesellschaft zu verlangen, gab ihm eine Zither, deren braune Platte und stramme Seiten halb aus dem Rocke vorne blinkten, wo sie ein an die Brust gedrückter Arm Tobi's festhielt.

„Haha! Du Hallodri! (Schelm) hast nur gleich Durst . . . das ist's . . . sag's . . . da hast und trink' und feucht' dir deinen Blasbalg ein!“ sagte einer der Tischgesellschaft, welcher der Ecke zunächst saß, und reichte ihm das Glas.

„Mit deinem Ein-Aug' siehst für Zwei,“ rief ein Anderer herzu. „Und deswegen glaubst, es ist doppelt, was du schaust!“

Das gereichte Glas verblieb ein Weilchen am Munde Tobi's, er hob es während des Trunkes mehr und es verdeckte so ein gut Teil seines Gesichtes; erst als er es wieder befreiete, bemerkte man, daß Tobi's eine Augenhöhle leer, tief eingesunken, das Lid in derselben geschlossen war, dagegen daß das andere Auge desto blinkender und rastloser.

Ein Bursche erhob sich wirklich dienstbereit vom Tische, ging an das Fenster und öffnete einen Flügel, in dessen Richtung sich sogleich ein förmlicher Wolkenzug wogend in Bewegung setzte.

„Brrr! Puh!“ röchelte, schnaubte Tobi noch fortwährend, zum allgemeinen Spaße, während man ihm durch Zusammenrücken bereitwillig am Tische Platz machte.

Er nahm diesen Platz bald ein.

„Glaubts noch immer,“ sprach er lächelnd, „es ist Winter, derweil' der Schnee doch nur mehr auf den hohen Spitzen liegt, die Ihr gewiß nit einstampft. Es ist Aus-

wärts (Frühling) allbereits, es lanzt (lenzet) schon überall, und wenn mich der Guckuck nit holt, weil ich lüg', hab ich schon einen schreien gehört. Die Amsel hat voraus geschlagen. So . . .!" Und nun ahmte er den Amselpfiff täuschend ein Weilchen nach. Bevor die Freude darüber sich äußern konnte, sagte er: „Und der Guckuck hat gleich darauf gemeint . . ." Und dazu rief er mit täuschender Vogelstimme mehrmals „Guckuck," als wär er ein solcher Schwarzbefiederter im Walde.

Alle lachten.

„Hab' geschwind in den Sack gegriffen, ob ich Geld drin hab . . . Ihr wißt, daß man so thun soll . . . war kein's da . . . kann drum auch nit leicht mehr werden!"

Das Lachen währte fort, er mußte seine letzten Worte schon durch das Schallen desselben drängen, die Ruhigsten der Zuhörer schmunzelten wenigstens über die abwechslungsreiche lustige Beweglichkeit Tobi's.

Er mußte freilich damit sein Brod verdienen. Es war ihm derlei nicht vorgesungen in der Wiege, war aber doch so gekommen, und heutzutage machte er, möglichst frischlebig, aus dem üblen Spiele das Beste.

Die ganze Gesellschaft, so zahlreich sie war und so mannigfach ihre sehr unterschiedlichen Gestalten sich zeigten, die den langen viereckigen Tisch besetzt hielten, war munter, rückte, rührte sich, schien an Tobi's Anwesenheit, seinem Thun, seiner heitern Unruhe Teil zu nehmen, ja an der erfreulichen Hoffnung, daß seine Zither, die er vorläufig noch mit künstlerischer Zurückhaltung und Sprödigkeit barg, so wenig stumm bleiben werde, wie sein Mund.

Nur Einer saß aufrecht, stramm, mit einem Unterarm auf den Tisch gestützt, mit der anderen Hand eine prächtige, zierliche Pfeife am jungfrischen Munde haltend, die wie landesüblich aus Masernholz geschnitzt, aber nicht mit trübem Metall, sondern mit hellblinkendem Silber-

Deckel und Reif verziert war. Ein hoher, aufrechter Mensch. Breitbrüstig, blondköpfig, helläugig, gutmütig dareinsehend, wenigstens nicht böse und nicht etwa ganz teilnahmslos, aber mit stämmiger Ruhe in der allgemeinen Beweglichkeit, als wäre er der sichere Halt, der Pflock am Ufer, an welchen das Schiff der Gesellschaft trotz schaukelnder Wogen fest gebunden.

Die Anderen redeten im Gewirre durcheinander, riefen bald den Tobi an; man ging zu seinem Platze und kam wieder, ihm zuzutrinken, ihn zum Aufspielen zu ermuntern; der Eine blieb unbeweglich, und nur seine Augen nahmen Teil.

„Daß mich die Alten gern hören werden, das weiß ich,“ sagte Tobi, „denn denen wird nur zu viel daheim vorgebrummt, und sie hören gern wieder was Anderes als Brummeisen und Maultrommel; aber die Burschen sind jetzt schon den ganzen Tag auf'm Feld und hören die Lercherl pfeifen; da ist so ein Teufel, so ein kropfiger Trommelhaas, wie ich bin, der Unnötig'!“

„Hoho!“ rief nun der Aufrechte, Hochragende, hörbar durch die Stimmen der Andern hindurch, und der Tobi wendete sogleich sein scharfes Einauge nach ihm.

„Ja, wenn ich wüßt', daß vom Dorf die Dirnl kämen und zuhören und dreinlachen, daß den Burschen das Herz aufgeht, so wär's was Besonderes für einen Wochentag; aber die müssen hübsch daheim hocken; kommen dann höchstens die Weiber und die harben (herben) zumeist, schimpfen über's Ausbleiben und greinen, ob wir heut' Kiritag (Kirchtag) haben . . . da ist dann der Tanz fertig!“

Mehrere blieben still, griffen verlegen nach den Gläsern, Andere jedoch und zumeist Burschen, ermunterten den Tobi weiter; der Eine mit der Maserpfeife nahm diese vom Munde und sagte, ohne sich dabei zu rühren: „Was kümmern dich die Weiber!“

„Als ob wir nit Alle von den Weibern herkämen!“ rief Tobi auf und erzielte damit ein überraschend allgemeines Lachen. Und er fuhr fort, als Lustigmacher:

„Bussen und herzen,
Das is' ja kein' Sünd' —
Hat mir's mein' Mutter g'lernt
Als ein klein' Kind!“

Kaum mit dem Singen zu Ende, fügte er redend hinzu: „Daher haben wir's Alle, und was man in der Jungheit lernt, das kann man recht im Alter!“

Freudige Zustimmung folgte allseits, und das dem Tobi gebrachte Glas setzte dieser zur jetzt notwendig gewordenen Erfrischung herzhaft an.

„Du freilich nit!“ fuhr er nun fort, zu Dem gewendet, welcher ihn früher angesprochen: „Du gehst am Sonntag nit zu dem vordern Hauptaltar . . . so sagen sie . . . weil die heilige Nothburga dort dabei. Du magst kein Frauenzimmer sehen!“

Jetzt wendeten sich viele Gesichter nach dem so Angeredeten. Und sie sahen ihn genau an, den Burschen mit den geschlichteten, feinblonden, glänzenden Haaren, über denen am Hinterhaupte leicht eine buntgestreifte Zipfelmütze saß, die ihr Gehänge tief hinabsenkte auf die schwarze Sammetjacke, welche an jeder Seite vorne mit einer Reihe blanker Münzknöpfe verziert war. Das etwas feiste Gesicht, unter dem ein sanftes Doppelkinn sich etwas auswölbte, war frischfärbig angehaucht und glatt, nur auf der Oberlippe saß ein zartes Schnurbärtchen, dessen einzelne blonde Haare schier schimmerten. Manchem aufmerksamen und wol auch neidigen Burschen entgingen zugleich nicht die schwarzen strammen Sammetbeinkleider und ebensowenig die zum Knie reichenden Rohrstiefel, welche den Anzug dieses offenbar vom Glück Begünstigten vollendeten.

„Denkst, ich soll's machen wie du," sagte er dem Tobi entgegen, „der du durch kein Dorf bei Tage gehen kannst, ohne daß dir Etwelche nachrennen, denen du das Heiraten versprochen hast!"

„Ich? Hans, da hast weit gefehlt! Ich hab' mein Lebtag Keiner das Heiraten versprochen," sagte Tobi plötzlich mit ganz verändertem Tone, welcher gar nicht zum Lustigmachen taugte. „Bin gar nit dazu 'kommen. Heut' ist ein Namenstag, ein alter Namenstag, der mich angeht, und da hab ich mir gradswegs die Lustigkeit antrinken und selbst anspielen wollen; jetzt erinnert Ihr mich Alle und gerad' du an die vergangenen Zeiten."

Er hielt ein Weilchen inne und griff sich, wie unwillkürlich, an das todte Auge, fuhr mit der Hand über die tiefe, leere Augenhöhle an die Stirne.

„Vielleicht wirst traurig," sagte der Eggenberger, ein älterer, hagerer Mann, dessen kurze, starre Haare graugemengt waren. „Das taugt gerad', wo du uns durch die frische Nachtluft so kühl gemacht hast."

„Ein Musikant muß lustig sein!" rief ein Bauer, „für was ist er denn da! Alleweil lustig!"

„Alleweil lustig?" sagte Tobi fest und ernst, und sein „Senkel", den die Lebensweise erst recht zum Vorschein gebracht hatte, wogte. „Alleweil? Und der Mensch? Und das Herz?" — Während er innehielt, ging sein einziges Auge lebhaft im Kreise umher. Endlich blieb der Blick haften. „Herz haben freilich nit Alle!" sagte Tobi wieder, und dabei sah er Hans an. Hans, den Bühlhofer, den Erben des hiemit genannten großen Hofes oder Bauerngutes.

„Ja," sagte der Bühlhofer Bursche ruhig, „wie ist's denn gekommen mit dir?" — Aller Augen hatten sich, ohne daß es Hans merkte, nach ihm gewendet. „Weil du schon gerad' dabei bist, erzähl' die Geschichte!"

„Erzählen!“ — „Spielen!“ — „Erzählen!“ — „Tanz aufspielen!“ — „Lieder singen!“

So rief es nun durcheinander, und die Gegner suchten sich zu überschreien.

Tobi konnte thun, wie er wollte. Der Friedl vom Bachgraben-Gütl' zog die Zither, da er in der Nähe Tobi's saß, diesem ganz hervor, legte sie auf den Tisch, und als er die Hand wegzog, fuhr er unwillkürlich über die Saiten; sie gaben einen lauten Klang und tönten aus.

Man meinte, der Tobi werde nun mit der kundigen Hand zum Spielen in die Saiten greifen, und es wurde still.

Der Tobi ließ die Zither ruhig liegen.

Hans sah ihn noch immer fragend an.

Die drei Augen senkten ihre Strahlen gerade jetzt merkwürdig ineinander, das Einauge des Tobi verfing seine Blicke gerade „an diesem Namenstag“, wie er zuvor gesagt, doppelt feurig und tief in denen des Andern.

Nach einem kurzen Einhalten mit der Sprache, während welchen ihm der Atem heftiger ging, sagte er, stieß er vielmehr plötzlich hervor: „Ja, das ist eine seltsame Geschichte!“

„Laß hören!“

„Laßt sich leicht hören!“ lachte er eigentümlich auf, „geht Einen aber schwer selber an! — — Ist weiter nit viel d'ran und kurz gesagt!“ meinte er nun mit raschen Worten. „In der Riederhütte war ein Dirnl, Mirzl hat's geheißen!“

„Aha!“ riefen Mehrere auf.

„Machts kein Getös'!“ rief Tobi auf. „Enkere (euere) Mütter waren alle Dirnl, eh' s' g'heirat' haben! — In der Riederhütten bei Hocheben war also d' Mirzl (Maria), im Ebnergut war ein Knecht, ein verwogener, sauberer (hübscher) Bub, und über die Riederhütten ein

Viertelstündl' Weg hinaus, im Heimgütl', in der Keuschen (Hütte), der Hüttelbub war ich! Die Mirzl is' mich nit viel an'gangen, gern g'sehen hab ich sie wol, und manchmal, wenn sie den langen Waldweg von der Kirchen hätt' allein heimgehen sollen, oder einmal, vom Tanz am Sonntagabend, is' sie gerad mit mir 'gangen. Einmal hab ich in einer Lichtung im Wald, um's Eck, wie einen scheuen Hirschen den Buben gesehen, aber still gelacht. Ein andersmal, im Mondschein, fallt's mir seltsam in den Sinn: ich will doch einmal nach der Niederhütten sehen, ob dort Alles still und nit etwan Einer über's Holz zum Fensterln aufisteigt. Richtig seh ich den Bartl (Bartholomäus), so hat er geheißen, heransteigen aus dem Tann. Ich, keck und gerad' aufgelegt ... und eigen ins Herz ist's mir geschossen, als ob die Mirzl mein gehöret' . . . er nur ein Knecht und ich doch ein Hüttelbub ... er hat uns ja mehrmals beisammen gesehen. Ich schleich' rasch zu . . . steig vor ihm auf die Holzschicht an der Wand hinauf, er halt' mich an! — Gerauft ist worden, kurz und gut, gerauft! Ich war wild wie ein Bär und eine Katz' zugleich, und ich krieg' den langen Buben unter mit eiserne' Griff . . . da zieht er im Liegen ein Messer heraus und . . . Jesus Maria und Joseph! . . ."

Tobi schrie hiebei grell auf, daß die Wände hallten und die Herzen der Hörenden erbebten.

„Mein Aug' war hin! Die Welt war blutig, ohne Mond und Sonn', finster, ich war ein Blinder!"

Tobi hob und legte die Hände über beide Augenstellen.

„Was ist's dich aber auch an'gangen . . ." sagte Hans langsam vor sich hin.

„Erst hast gar nix g'sehen?" frug Friedl.

„Gar nix!" antwortete der Gefragte, wie erschöpft und die Hände wieder senkend. „Gar nix! Dann haben

sie mir das andere Aug doch wieder zurechtgebracht, und jetzt bin ich halt ein blinder, halbblinder Musikant!"

„Na, und der Bartl-Bub?"

„Ist verschwunden," sagte Tobi, „in Krieg 'gangen . . . weiß Gott . . . ich bin froh, daß ich nix gemeld't und daß ich nix mehr gehört hab'."

„Und wie war's mit der Mirzl dabei?" frug Einer.

„Das Fensterl hat 'klirrt, das hab' ich noch selber gehört . . . dann weiß ich nix mehr!"

„Und die Mirzl nachher?" frug ein Anderer.

„Wissen es ja eh' (ohnehin) Mehrere, sie hat weit weg geheirat'."

„Das ist Alles!" sagte Hans. „Siehst, was ist's dich an'gangen?"

„An'gangen? Hast Recht! — Aber wenn ich nachdenk', so mein' ich g'rad, die Lieb is' mir just damals eingeschossen!"

„Und gleich ausgeschossen!" sagte Hans mit einer Art resoluter Heiterkeit.

„Wol!" antwortete Tobi. „Aber wenn ich denk' . . . schlecht war's doch nit. So wohl wie damals ein Zeitl', ein' Augenblick, so keck und hochaus eine Weil, war's mir nimmer wieder! — Aber das Heiraten hat's mir völlig verleid't. — — Gern' hab ich die Dirnl schon," schlug er mit der Stimme plötzlich heller auf:

„Gern' hab ih dih schon
Und um die Busserl ih bitt',
Aber heiraten, heiraten,
Das mag ih dih nit!"

„Haha!" schallte es von mehreren Seiten auf, und damit war das allgemeine Fröhlichsein wieder eingeleitet.

Tobi griff in die Zither und spielte nun lustig darauf los.

Es klang prächtig. Es erweckte!

Tobi sang auch endlich dazu, obschon nicht ohne einiges zeitweilig begleitendes Rascheln seines Senkels. Der Anreiz des Gehörten war jedoch größer als jedes sich etwa aufdrängende Bemerken des Nebensächlichen; es ging mit der Melodie frisch vorwärts, und der Zitherspieler sang in bester Laune:

„Bin a lustiger Bu,
Gib dem Teufel kein' Ruh,
Und die Engel im Himmel
Die lachen dazu!

Und a lebfrischer Bu
Geht den saubern Dirnl zu,
A langweiliger Knecht
Is' für's Strohliegen g'recht!

A frischer Bu speanzelt (liebelt)
Und juchezt und singt,
Und wenn ihm vor Kummer
's Herz ah (auch) zerspringt!"

Diesem Liedchen folgte ein langes Nachspiel der Zither, ein zwischen heller Lustigkeit und tiefster Schwermut schwebendes, wogendes, wie es der „Landler" so überaus herzbewegend bietet.

„Gehts, Buben, singt selber!" rief Tobi endlich auf. „Stimmts nacheinander an, ich spiel' dazu. Heut' ist's gerad' g'recht!" ermunterte er.

Und bald begann Einer:

Vom Wald bin ih füra,
Wo d' Sunn so schön scheint,
Und mein Schatz is' mir lieber
Als all' meine Freund'!

Als all' meine Freund'
Und als all' ihne (ihr) Geld,
Mein Schatz is' mir lieber
Als All's auf der Welt!

Das Singen ging nach der Reihe herum, Jeder mußte daran, wie's so Brauch ist, und Schelmenliedlein setzte es ab ohne Scheu und Rückhalt:

Mein Dirnl is' fortg'reist,
Vom Woan (Weinen) bin ih blind;
Ih kauf' mir a Brillen,
Daß ih zur Andern hin find'!

Oder eine andere Stimme ließ sich verlauten:

Treu bin ih, treu bleib ih,
Mein' Treuheit is' g'wiß,
Nur daß sie immer
Bei ein' andern Dirnl is'!

Da regte sich etwas am offnen Fenster. Von Allen in der Stube bemerkte es nur Einer, der Friedl. Als er aber sich erheben, hingehen und nachsehen, oder der Gesellschaft die Entdeckung „aufmärig“ machen wollte, sah er noch rechtzeitig und deutlich einen Mädchenkopf, einen ihm besonders gut bekannten, und rasch genug legte sich auf die Lippe dort ein Finger, welcher Schweigen andeutete.

Der Bursche, ebenfalls schnell im gegenseitigen Verständnisse, rückte nur ein wenig auf dem Stuhle herum, um keine vom Tische abwendende Aufmerksamkeit zu erregen und sagte nichts. Nur zuweilen warf er verstohlen einen Blick in das Dämmerige des offenen Fensters hinaus, wo er bald ein Mädchengesicht und zuweilen mehr als ein einziges vorbeihuschen zu sehen oder nächst der Mauerecke des Fensters hervorlugend zu bemerken glaubte.

Mittlerweile hatte sich auch eine Thürspalte leise aufgethan, an jener braunen Thüre, welche in eine Nebenstube führte, die nur zeitweilig für Gäste nötig war und zu anderer Zeit als eine der Wohnstuben des Wirtes in Verwendung kam.

Die Gesellschaft war so sehr vom Singen und Hören in Anspruch genommen, auch von den Gläsern und dem Tabakverrauchen, daß sie das Bewegen der Thüre und die Horchenden daran gar nicht bemerkte.

Nach den gehörten Schalksliedlein der Einzelnen kam die Reihe, sich hören zu lassen, an den großen blonden Burschen, den Hans, und Tobi rief ihn entschieden an:

„Jetzt sing' du!"

Er konnte sich nicht ausschließen.

Und gerade als spüre er sich nun, allen Burschen gegenüber, besonders herausgefordert, sang er, aber mit eigentümlicher Ruhe, fest gestemmt bleibend:

Von Bergen die Wasserl,
Im Thal unt' die Brünn (Brunnen),
Es gibt gar viel Dirnl,
Aber nit nach mein' Sinn!

Ih bin kein narrischer Bua,
Schleich nit den Dirnl nach,
Es sein ihrer ja g'nua (genug)
Wie Spazen am Dach!

Um a Dirnl traurig sein,
Das wär' mir a Schand',
Die Welt is' a Krautgarten,
Stehn schockweis beinand!

Jetzt hab ich kein Dirnl,
Und brauch ah (auch) noch keins,
Kommt aber der Kirtag
Kauf' ih aus Marzipan eins!

Mehrere lachten. Bei einzelnen Strophen ließen sich aber auch schon Ausrufe des Widerspruches und der Verwunderung erkennen; es ärgerten sich sogar Burschen, daß gerade einer der reichsten der Gegend, zumal der reichste der Ortschaft, und nicht etwa als ein aufgeschossener Grünschnabel, sondern ein reifer Bursche so sich zeige, so singe und thue, just gegenüber den aufgeregten und jedenfalls teilnahmsvollen Herzen aller Andern.

Und es war wahrhaftig bekannt, daß Keine, selbst nicht die Allerschönste der Gegend, sich seiner Gunst rühmen konnte. — Er setzte einen Stolz darein, ein sogenannter „Eingeher," Einsamer und Alleinwanderer zu sein. — Und selbst wenn die Dirnen mit ihm scherzten, wenn sie ihn gelegentlich bei Zusammenkünften, beim Plaudern auf dem Kirchplatze, beim Ausgange aus der Kirche, umringten, wenn sie ihm spitzige Reden oder kosende gaben, wußte er Alles abzuwehren, sich sozusagen „abzuputzen" und mit einer gewissen Überlegenheit den Regen der Worte und Blicke von sich abträufeln zu lassen, gleich dem Dache eines neuen Hauses im wirklichen Wettergusse.

Und Spitzreden konnten nicht verwunden. Die Kraft seiner Mannhaftigkeit war erprobt, in Feld, Garten und Haus war er ein tüchtiger Arbeiter, ein frischrüstiger Schaffer; aber, aber „weiberkalt"! — Die Dirnen raunten sich sogar seltsame Märlein zu; die alten Weiber, welche Töchter oder Enkelinen oder Mündel zu vergeben hatten, ärgerten sich; besonders kluge darunter, die zu erzählen wußten, der Oberndorfer, welcher bereits drei Weiber geheiratet, sei ein Mann mit einer „weißen Leber", sagten auch, der Hans habe ein bei der Geburt im ersten Bade „verwassert Herz", wenn er überhaupt eines habe. Man zischelte sich bereits ein Stichwort darüber zu. Der Gemeinte bekam es aber noch nie zu hören.

Jetzt, als das Gerede über die letztgesungenen „Stanzeln“ und „Vierzeilige“ oder „Schnaderhüpfel“ auch die Einsprache gegen deren Sinn sich erhob, da brach der Tobi sein Zitherspiel plötzlich mit einem starken, mehr schrill geschlagenen als gespielten Accord ab und sagte fest: „Du hast kein Herz. Du bist der Hans ohne Herz!“

Das Wort verfing; rasch war es in dem Munde Mehrerer, sicherlich drang es in alle Gemüter und fand da eine bleibende Stätte, einen Widerhall.

Hans stöberte ruhig an seiner anzufachenden Pfeife, trank aus seinem Glase; gar zu zart ist man nicht im Dorf und nimmt nicht sogleich irgendwie ausgeflogene Worte heftig auf; daher that er, als kümmere ihn Alles ringsum nicht viel, oder es erregte in der That sein Temperament nur wenig.

Hinter der Thürspalte aber, da kümmerte man sich lebhafter um das Vorgegangene, da regte und rührte sich's. Schon die Art der Trutzliedl gegen Mädchen und Weiber ärgerten an dieser Stelle. Ein Gleiches war draußen nächst dem Fenster der Fall.

„Hinter der Thür' giebt's auch Leute“ nach dem Sprichworte; diesmal waren sie wirklich dort und welche! Nebst der Wirtin noch ihre Schwestertochter, welche aus meilenweiter Ferne einmal wieder nach Jahren herbeigekommen war; dann der Wirtin eigene Tochter, welche wie jene angelangt; und mehrere Dirnl vom Dorfe, welche in Folge der überraschend Angelangten teils von selbst herbeikamen, teils herbeigerufen worden. Und heute war ja ein Marientag , einer der vielen, welche entlang dem Jahreskalender stehen und an dem die „Mirzl“, „Moidl“, „Medi“, „Medei“, „Mirl“, „Mareinl“, je nachdem sie strich- oder ortsweise und manchmal nur nach Familientradition so benannt sind, Teil haben.

Wer weiß von den vielen Marien zu sagen, ob sie

eine „Verkündigungs=“ oder „Lichtmeß=“ oder „Himmelfahrts“ oder „Magdalena=“ oder Caiphas=Maria, u. s. w. sei, je nachdem sie nach der Geburt, angemessen der Kalender-Namensreihe „vorwärts“ getauft wurde, keinesfalls nach „rückwärts,“ um ein Unglück zu verhüten.

Die Wirtin war eine „Marie“, und davon wußten nur der Wirt und einige vom älteren Hausgesinde; die ihr gebührenden Titel als „Hausfrau“ und „Mutter“ und „Bas“ und „Gevatterin“, „Godl“ (Pathin) und „Mahm“ (Muhme) schlossen längst den Anruf mit dem Tauf= oder Mädchennamen aus. Nur die Tochter und die Schwestertochter in der Ferne hatten ein besonderes Augenmerk dem Namenstag zugewendet, und jetzt waren sie „als Überraschung“ gekommen, zusammt mehreren „Kameradinnen“ und „Bekännten“ und anderen neugierigen Mädchen.

Die Worte des Hans bei seinem Singen erregten in dieser abseits und heimlich gebliebenen Versammlung selbstverständlich erst Neugierde, dann Widerwillen und Trotz. Die aus dem Munde der andern Burschen vernommenen Worte hatten Beifall oder auch keine besondere Erregung erweckt, denn Scherz ist man im heitern Landl gewöhnt, jedoch die nachdrücklichen, wiederholt kalt abweisenden „Vierzeiligen“ des Hans übten besondere Wirkung.

Man ward hinter der Thüre unruhig, man zupfte einander an den Kleidern, man flüsterte, zischelte, stemmte die Arme in die Hüfte, schlug, jedoch vorsichtig, in die Hände, drehte sich unwillig auf einem Absatze herum, und eben als das Wort gefallen war: Hans ohne Herz! da that sich die Thüre der Nebenstube auf, die ungesehen dahinter stehende Wirtin hatte sie geöffnet, sie schob die Mädchen plötzlich heraus, und jetzt standen vor der

Schwelle, im allgemeinen Gastzimmer: die fremde Franzi, die niedliche kleine Wirtstochter Sephi, die Rosi und noch eine Mirzl von da und dort und noch eine frischäugige Dirn, gleichviel wie sie im Taufbuch und Gemeinderegister genannt sein mag. Am Fenster regte sich's auch.

Ein allgemeines Erstaunen war die plötzliche Folge.

Das war so unerwartet gekommen!

Selbst der Friedl, der etwas Ungewöhnliches ahnte, hatte zu sehr das Fenster verstohlen im Auge behalten, um die plötzliche Bewegung an der Thüre zu bemerken.

Jetzt standen die Mädchengestalten da; fast blendeten die hellen Farben und Lichter ihrer Erscheinungen, trotz der Düsterkeit der Stube. Und aus Allen ragte hervor die Gestalt der Franzi, hoch und stark und breit in den Schultern, kräftigen Busens, schmal in der Hüfte; kohlrabenschwarz glänzte ihr Haar, um so auffälliger wegen der roten großen Korallenohrgehänge, die sie trug — und ihr Auge war ein schwarzer Stern im weißen Mondlicht!

Sie stand so recht mitten vor dem Thürhintergrunde, und durch den Dämmerschatten hinter ihr, den Lichtschein, welcher dagegen vorne auf sie fiel, wuchs sie fast noch höher, bedeutender, die Gestalten der Mädchen neben ihr wirkten auch eindrucksvollst mit.

Und jetzt trat in der Gesellschaft, wie nach einer kurzen Betäubung, der Ausbruch der Lust, der wortreichen Überraschung und des Willens hervor, bei der außerordentlichen Gelegenheit recht munter zu sein.

Durch die allgemeine Eingangsthüre her kamen nun auch Jene, welche zuvor außen gelauscht, und bald hatten sich Bekannte und Befreundete zusammengefunden. Manche kannten die Franzi und wunderten sich, wie sie gewachsen „seit der Zeit“. Allen war sie bald genannt.

Dem Tobi, welcher besonders nachfrug, was denn

da los sei, und den solche außerordentliche Gäste an diesem Platze besonders angingen, wurde geantwortet, daß eben der Wirtin Namenstag sei. Und darüber, daß er nichts davon gewußt, beruhigte er sich bald, umsomehr, da seine Worte in dem Allgemeinen untergingen. Als ein „Gefingelter", ein in geselligen Dingen ganz besonders erfahrener Mensch, richtete er sein Einaug' aber sogleich scharf nach Franzi und sah demzufolge bald mit ihr nach der Richtung und dem Ziele, das Hans hieß.

Hans saß und blieb wie vorhin, stemmte seinen Arm auf und rauchte seine Pfeife. Sein helles, großes, graublaues Auge richtete sich wol auf und über die Gestalt, welche so stark, so schön vor dem Thürrahmen stand; aber daß da mehr als ein Bild für ihn vorhanden war, konnte man nicht sagen; er bewegte keine Miene, zuckte nicht, rührte sich kaum. Tobi flüsterte etwas leicht Erratbares in sich hinein.

Bald mußte er auch in seinem Berufe wirksamer werden. Es wurde an ihn dringlich die Forderung gestellt, zu spielen, zu singen; er that auch seine Schuldigkeit und um so lieber, als er wußte, daß guter Lohn allseits seinen Bemühungen folgen werde.

Und bald war die Nebenstube, welche vorher finster oder nur im Dämmerscheine gelegen hatte, vollends erhellt. Mehr und mehr drehten sich darin die Paare im Tanze. Die Bursche und die Mädchen, die alten wie die jungen rührten sich munter, sowohl zu Ehren des Namenstages wie auch des besondern Ereignisses, endlich um dem eigenen Drange zu genügen, welcher denn doch auch ein wenig sich einzumengen hat.

Hans stand eine Weile an den braunen Thürpfosten gelehnt und sah zu. Er plauderte mit Denen, welche ihm gerade nahe kamen, jedoch kein Wort mit der Fremden,

der großen Franzi. Während der ganzen Zeit seines Zuschauens war sein Thun wie seine Rede wenig bemerkenswert und keineswegs erregt. Endlich forderte er das Wirtstöchterlein, die kleine drallrunde Sephi (Josefina), die neben ihm stehen geblieben war, zum Tanze auf und drehete sich mit ihr, gleich den Anderen, in der Runde herum.

Darauf führte er sie wieder an ihren Platz und reichte ihr burschenmäßig galant sein Glas. Während sie trank, wurde Franzi von ihrem Tänzer daneben abgestellt, Hans gab auch ihr „zum Bescheide" sein Glas. Sie nippte und dankte mit glänzenden Augen, mit glühenden Wangen, vom Tanze hoch aufatmend. Er nahm das Glas wieder von ihr entgegen, stellte das noch halb-volle dem Tobi auf dessen Tisch neben die Zither, griff in die schwarzsammtenen Beinkleider, holte ein groß Stück Geld heraus, legte es in den Teller, welcher vor Tobi zu solchem Zwecke stand, und ging.

Keiner regte sich vom Platze, um ihn zurückzuhalten, kein Mund rief ihm zu oder bat ihn, noch länger zu bleiben. Nur die Wirtin sagte halblaut im Vorüberstreifen: „Schon so zeitlich?" Sie wußte, daß er seinen Willen habe; jedoch in mancher Brust, auf mancher Lippe schwebte es: Hans ohne Herz!

Auch zwei kirschrote Lippen sagten es.

Der Tanz wogte weiter. Die Nachtwolken zogen. Der sorgsame Wirt machte rechtzeitig Schluß des unvorgesehenen außerordentlichen Festes, löschte allmälig die Lichter des Hauses.

Draußen schimmerten die Sternlein in der Frühlingsnacht, man hörte verschallendes Lachen, Kichern, Jauchzen aus der Ferne . . die Thurmglocke schlug scharf und deutlich durch die Stille . . . sie klang wie

eine mahnende Stimme, und eine Wachtel im Grase rief: „weg. weg!“ oder „wach! wach! wach!“

II.

Die Kirschen sind zeitig.

Die Kirschen sind zeitig. Wie große feurige Korallen oder schwarzglänzende Glaskügelchen leuchten sie zwischen den saftig grünen Blättern der Bäume, hangen dabei in einzelnen Büschelchen, als ob sich der Baum, eitel zu eigener Freude geziert, im Sonnenscheine zeigen wollte. Und die süßesten Vögelein singen zur Zeit allenthalben; vielleicht hat auch eines derselben sein liebes Nestlein im Kirschbaum. Und die Schmetterlinge gaukeln, denn die frischen Rosen duften mit aller Fülle erster Kraft, Bienen schwärmen und summen, denn auch die Lindenblüten schütten, zum Teile entflatternd, ihre Duftteppiche rings auf die Erde. Alles voll Schmuck und Leben und Freude, denn es ist um die Pfingstzeit, und der Herr zieht überall ein mit grünbebuschten Zweigen und Duft und Leuchten ringsum. Die Kirschen sind zeitig.

Als erste Blütenfrucht sind sie ersehnt und deshalb freudigst willkommen nicht nur den Kindern, sondern auch den Alten, welche dabei wol, wie bei den Trauben an den Wein, zugleich an den feurigen Kirschgeist denken, der die Zunge letzen und das Herz erfrischen soll. Die Kirschen sind zeitig! ist ein Frohruf, dann ein Weckruf für die Wirtschaft, die Vogelscheuchen zu vermehren und die „Klappern“ in den Wind zu stellen; es ist ein Fest, nicht äußerlich aufgeziert, aber gemütsinnig im Hause, Teilnahme weckend bei Allen.

Der Kirschbaum „in der Blüh“ war ein sorglich

beachteter, der Kirschbaum im Fruchtschmuck ist ein lieber, prangender, süßer Hausfreund.

Und die Dirnen im Hause steigen gar gerne in den Kirschbaum, um zu pflücken. Es ist eigen, daß man das Pflücken allzumeist den Weiberleuten und noch mehr den Dirnen überläßt; es ist als ob die Frühfrucht aus den frischlebigen Händen desto besser schmecken müßte; jedenfalls ist sicher, daß sie nicht allzufest angefaßt wird und gar nett aus der weißen oder blauen Schürze leuchtet. Mit den schwarzen Kirschen vergleicht der Bursche am liebsten die dunkeln Augen seiner Herzensdirn; und daß man um süße oder schwarze Kirschen gerne hoch steigt oder auch steigen muß, ist eine Redensart, welche im Scherz und Liebesspiel während des Jahres gar oft vorkommt.

Die Kirschen waren zeitig, und die Franzi war noch beim Wirt im landesüblichen, verwandtschaftlichen „Austausch“ gegen die Sepherl, und sie war Nachmittags im Kirschgarten des Wirtes, und es war Zeit zum Pflücken.

Des Morgens am selben Tage saßen einige Mägdlein am Bachesrande, welcher nahe beim Wirtshause in der grünen Wiese sich hinzog, und sie ließen die Füße in den glitzernden Bach hinab, oben vom goldigen Sonnenscheine gestreift und ringsum von den Wiesenblumen eingehegt, als wären diese eigens aufgewachsen, eigens ihretwegen rings aufgestanden um sie zu schmücken. Die bunten Kleider der Mädchen, ihr Schäkern und Spritzen mit dem schillernden, schimmernden Wasser konnte manchem Auge nicht entgehen.

Vielleicht sollte es auch Einem nicht entgehen, von dem es ziemlich gewiß war, daß er des Weges kommen müßte, um im Kleefelde dort drüben bei seinen Leuten mitzuschaffen. Und die große, schlanke Franzi war es,

welche ihre Augen rings rastlos umherschweifen ließ. Vergebens.

Seitdem sie im Lichte jenes Abends den Hans zuerst gesehen und im Dunkel von ihm zuerst gehört, konnte sie ihn nicht aus den Sinnen bringen. Ihr war es allzumeist, als wäre er gerade ihr zugesprochen und zugewiesen. Die andern Dirnen, sagte sich die eitle, selbstbewußte, mit ihrem Spiegel wohlvertraute Franzi, vermöchten nicht, ihn zu gewinnen, aber sie werde es, sie, die Auserlesene mit dem üppigen Wuchse, mit den leuchtenden Augen, kurz mit alledem, was sie zu dem Namen „die schöne Franzi“ kommen ließ. Sie hörte den Namen so oft ringsum, nur von Einem nicht, von dem sie ihn am allerliebsten gehört hätte, vom Hans!

Und in den Nächten schwebte er ihr vor und in Tagen sah sie ihn vor sich, wenn er nicht da war. Auch geschah's wol, daß sie leibhaftig mit ihm zusammentraf. Aber daß er mehr als flüchtige Blicke hätte auf ihr ruhen lassen, daß sein Auge mehr aufgeleuchtet, daß sein Mund ein wärmeres, ein herziges Wort gesagt hätte, das war nicht der Fall.

Wer kennt nicht Mädchensinn, Mädchenstolz, Mädchentrotz! Es war Ärger, es war Liebe, es war Widerstand gegen alle Andern, ein drängendes Gemenge von Empfindungen, das sie bewog, gerade dieses, des „Ausnahms“ Herz zu begehren, und das Liedlein kam ihr nicht aus dem Sinn:

Den Buben, den ih gar nit mag,
Den seh ih alle Tag',
Den Schatz, der mih herzig g'freut,
Der bleibt gar weit!

Doch nein, der Hans kam heute. Er mußte den Weg durch die Wiesen nehmen, mußte über das Steglein

des Baches, an dem die Mädchen saßen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er ohne Grüßgott, ohne sie zu beachten, vorübergeschritten. Nur weil ihm die Andern, die Feverl und die Aga (Genofeva und Agathe), zunickten und zulächelten, sagte er: „Es macht schön warm heut'!"

Franzi sah ihn an, mit ihren großen Augen, aus dem frischen Gesichte, das etwas seltsam Feuriges hatte, als wär' es eines aus den „sonnigen Landen;" sie sah ihn so eindringlich an, als müßte dies ihn bewegen und sie wendete ihm, als er vorüberschritt, das starrende große Auge ruhig, scheinbar ruhig, aber fest nach; jedoch er ging seines Weges, wie er gekommen war, ohne Scherzwort, ohne Verweilen, ohne umzublicken, ohne nur mit einer Miene zu zucken!

Heute wie immer, wie vormals und bei vielerlei Gelegenheiten!

Und das Bad war darum nun zu Ende, schleuniger als es Eine gewollt. Die Tüchlein flogen in flinken Händen hin und her. Dreifach verschlungen mit den Armen, die große Franzi in der Mitte, zogen die jungen Dirnen heim auf dem breiten Weg an der einen Seite des Baches, und sie fühlten sich, so eng verbunden, gemeinsam als eine bedeutende Kraft; zwei waren fröhlich, die dritte, die stärkste, höchstgewachsene in der Mitte, that auch so, aber es war nur Verstellung.

Nachmittags war Ernte oder Pflücken der zeitigen Kirschen. Der Wirt und die Wirtin hatten im Hause zu thun. Franzi war die Geeignetste, um die Arbeit im Freien zu vollbringen. Der Obstgarten zog sich lange hinter dem Hause dahin, ja er streckte sich ungewöhnlich weit aus, denn die „Elterleut" des Hauses hatten einst große Vorliebe für das Baumpflanzen und -pflegen. An der einen Seite grenzte der Garten an den Fuß-

steig, welcher vom Bache herwärts vorüberführte, und zu einigen weiterhin zerstreuten Gehöften. Zu diesen gehörte auch der Bühlhof.

Franzi hatte nicht mehr gehofft, heute den Hans wiederzusehen, denn der große schwere Wagen voll Klee, mit einer fast übermäßigen Bürde desselben war längst heimgezogen, und die Schnitterleute waren mit demselben den Heimweg gegangen. Der Zaun des Gartens bestand ringsum nur aus niederem Gestänge, hier hat man keinen starken Schutz nötig und bedarf statt Schatten jeden Strahl des Sonnenscheins. An Stellen lag er aber ganz frei. Franzi konnte weithin in Wies und Feld sehen. Sie dachte heute gar nicht mehr an ein Zusammentreffen, mit Hans — o, gewiß nicht! Sie hatte sich in mädchenhaftem Mutwillen, in Ziersucht und Selbstgefallen, die Ohren mit purpurnen Kirschen, an denen noch Blättlein hafteten, behangen. Das zierte sie prächtig, es war hiermit ihr für Sonn- und Festtagszeiten geltender Korallenschmuck an Größe und Zierlichkeit weit übertroffen. Ihr Haar, ihr Auge leuchtete umsomehr. Sie saß auf der Leiter, welche am Boden liegend doch so mit der Breite an den Baum gestützt war, daß eine Längestange oben blieb und so hingestreckt zum Sitzen dienen konnte. Das Mädchen hatte neben sich einen halbvollen Korb stehen, dessen Inhalt sie erst vom nächsten Baum gepflückt hatte.

Da saß sie und rastete ein Weilchen und quirlte müßig, im Schoße, auf der weißen Schürze, ein überaus prächtiges Büschlein Kirschen, wie sie es abgepflückt. Und sie blickte vor sich hin in die Schatten und Lichter, welche die nur ein wenig wallenden Wipfel auf den grasigen Boden hinspielen ließen.

Da sah sie plötzlich auf . . . von Weitem sah sie den Hans daher schlendern!

Es zuckte ihr durchs Herz!

Sie ergriff die Leiter, um sich am Baume zu schaffen zu machen. Sie wollte empor in den Wipfel. Doch nein, sie ließ die Leiter wieder rasch sinken. Er hatte sie noch nicht bemerkt. Sie setzte sich wieder wie zuvor, gleichsam harmlos. Sie duckte sich . . . gerade weil er sie sehen mußte, wollte sie, scheinbar, ungesehen bleiben. Ihr Herz pochte wieder, wie schon so oft.

Er kam näher und näher . . . er ging vorbei und sah sie nicht!

Oder achtete er ihrer nicht, trotzdem er sie gesehen?

Doch sein Schritt war ruhig, sein Auge unabgewendet vor sich hin gerichtet. Er ging träumerisch oder in ernstem Sinnen.

Sie griff unmutig zuckend nach dem Kirschenbüschlein, das sie kaum erst weggelegt; ihre Finger zerpflückten es; sie ließ, sich mäßigend, wieder davon ab, dann griff sie in den Korb mit losen Fingern, nahm einige Kirschen und . . . warf sie dem Hans nach.

Getroffen! Plötzlich fühlte dieser den Wurf, wol nicht unsanft, aber er sah auf, sah um sich; eine Kirsche hatte ihm die Wange berührt, war im Halstuchzipfel nächst der Brust liegen geblieben, und er fand das neckische ungefährliche Wurfgeschoß.

Franzi sah, daß er die Kirsche mit der Hand aufnahm, und er blickte suchend, in der Richtung nach der Werferin; die saß wie zuvor.

„Bring mir's zurück!“ rief sie, rasch den plötzlichen Einfall zu Worten formend.

„Hol' dir's!“ rief er entgegen.

„Willst du's 'leicht behalten?“

„Hat ja kein' Wert, hast s' weggeworfen!“

„Magst ein'?“ (einige.)

„Hab keinen Hunger, hab kein' Durst.“

„So klaub ſ' für mich zuſammen. Bring mir's!"

„Wenn du ſo neidig drum biſt . . ."

„Neidig? Siehſt, da hab ich wol noch mehr, aber gerad' die möcht' ich wieder haben!"

„Wenn's dir g'rad ſo drum iſ' . . ." ſagte Hans in ſeinem Stolze und ſeiner gewohnten Kühle, „da haſt alle, welche mir nachgeflogen ſind." Und er bückte ſich. Dann gebückt der weiſenden Kirſchenzeile unbewußt nachfolgend, kam er näher und näher. Jetzt richtete er ſich auf und war hart vor dem Mädchen, das noch ſaß, aber im Augenblicke ſeines Zunächſtkommens ſich erhob — und jetzt vor ihm ſtand, gerötet, aufrecht, überaus prächtig im Schmucke der Kirſchengehänge und kleinen Blätterranken!

Hans ſah das Mädchen an. Er hatte ſchon viele hübſche Mädchen geſehen. Sein Blick ruhte auf ihr.

„Kannſt . . . kannſt . . ." ſagte Franzi verwirrt und doch im Wunſche, ihn eine Weile zu feſſeln, „mir helfen die Leiter aufſtellen."

„Iſt für dich doch nit zu ſchwer?"

„Sollſt's einmal auch thun. Kannſt's wol, weil ich's gerad zuvor mehrmals gethan."

„Du brauchſt wol alle zwei Händ' dazu; ſiehſt, ich richt's mit einer." Uud er nahm und ſchwang die Leiter vom Boden hoch auf, ihr zugleich die Wendung in den Wipfel und zu dem Stamme gebend. — Als ob er nun zur Arbeit angeſtellt wäre, oder in Gewohnheit, eine begonnene Arbeit ordentlich zu vollbringen, rückte er die Leiter zurecht zum Kirſchenpflücken. Doch die kurze Weile genügte der Herzbewegten vollends, um ſich zu faſſen und die Künſte eines zielbewußten Mädchens ſpielen zu laſſen.

„So!" ſagte Hans, „fertig!" und klopfte auf die feſtgeſtemmte Leiterſtange.

„Ich kann doch nicht . . ." ſagte Franzi halblaut, als

wollte sie andeuten, „vor dir aufsteigen.“ Doch das Wort sprach sie nicht aus. „Na, und . . .“ stammelte sie, doch dabei griff sie nach ihren schneeweißen Aermeln, die neben dem dunkleren Leibchen besonders hübsch kleideten, und schürzte mit der rechten Hand den linken auf, daß ein üppig runder, blendender Arm mit zuckenden Grübchen vor Hansens Augen blos war, dann folgte der andere. Ihre Blicke scheinbar ruhig, hingen doch verstohlen am Gesiche des ihr Gegenüberstehenden.

„Und . . . jetzt gehst du's recht an,“ sagte er ruhig, ihre begonnene Rede fortsetzend und ihr gerade in's Gesich sehend.

„Hahaha!“ lachte sie jetzt hell auf, indem sie sich mit der Hand des blanken aufgeschobenen Armes ein wenig über die Stirne gestrichen hatte. Das Lachen besaß, trotz aller Unbefangenheit, doch etwas heftig Herausgestoßenes. „Hahaha! Jetzt spür' ich erst die Kirschen da am Ohr! Wie närrisch! Wie muß ich aussehen! . . . deswegen schaust mich so an . . . wie muß ich aussehen!“ Die Frage war geschickt gestellt, um ein Kompliment zu erhalten.

„Wie die klein' Kinder . . . hab's oft gesehen. Ich schau dich drum nit so an, ist ja nix Arg's!“ sagte er ruhig, während sie kein Auge von ihm wendete.

Ihre Lippen zuckten, ihre Finger waren unruhig, indem sie die Kirschen und die Blätter von Schläfe und Haupt entfernte. Doch halb kam ihr die Gelegenheit zugute, halb war die Unruhe mitwirkend — ihre Haare löſten sich, und ihre breiten, langen Zöpfe fielen, lagen bald über den Schultern nach vorne, und flimmerten und wirkten in der Farbe nachhaltiger als etwa die schwärzesten Kirschen! Die roten aber waren noch immer nicht vollends gewichen.

„Wie ungeschickt! Und so was!“ rief sie aus.

„Freilich zum Baumsteigen is' das nix. Könntest hängen bleiben!“ sagte Hans ganz gelassen.

Fast wären ihr nun die Thränen in die Augen getreten vor Zorn, und über ihr Gesicht flog eine Röte, welche ein weit weniger schönes Mädchen, als sie es war, hätte verschönern müssen. Sie hob die Arme mit den Zöpfen und nestelte am Haupte. Dieses zwischen den üppigen Armen — die großglänzenden Augen hervorlugend — hätte so Manchen entflammt, hingerissen.

Hans stand und sah ihr zu.

Fast war sie zu Ende mit ihrem Witze. Doch er hatte gerade etwas vom Baumsteigen gesagt. Es fiel ihr ein, daß dieses ja noch übrig bliebe. Die zur Not wieder geordneten Zöpfe, von welchen sie eilig ließ, damit er nicht etwa gehe, und welche in ihrer lockern Anordnung wirkten, mußte er sehen als sie sich wendete.

Sie ging zur Leiter, bestieg die ersten Sprößlein und wendete ihr Gesicht wieder ihm zu. „Aber,“ sagte sie, gleichsam ganz unbefangen, „du mußt nit so nahebei sein.“

„Ich kann ja gehen!“

„Nein!“ entgegnete sie rasch, dann sagte sie etwas gelassener: „Du mußt mir den Korb halten oder herbeirucken . . . nit, du mußt . . . nein, ich möcht's nur, weil du gerad da bist . . . und Keiner . . .“

Hiermit stieg sie bereits höher auf die Sprößlein, dann machte sie mit der Hand eine unnütze abweisende Bewegung, lauerte, scheinbar in Züchtigkeit gefährdet, noch sorglicher mit den Augen.

Hans aber sah nach dem Korb zu Boden und schob ihn mit dem Fuße, und als dies nicht glatt ging, hob er den Korb näher. Sie schlug keusch, jedoch dabei gleichsam ängstlich und deshalb scheu lauschend, die zierlichen Röcke sorgsam um die Knöchel, doch unwillkürlich mußte Hans

die angeschmiegten Knöchelschuhe bei der gelenken Flinkheit sehen, und geschickt war die Springende mit einemmale in der „Anzen,“ dort wo die Zweige sich teilten, in der Gabelung!

Hans stand eben nur da. Nicht vom Flecke rührte er sich. Keine Miene machte er, nur um eine Handbreite vorzugehen.

Sie hatte Zeit, in den Zweigen ein wenig aufzuatmen, ihre Augen flammten, ihre Brust wogte heftig, sie sah aus der Lichtung der breit auseinander ragenden Zweige, die sie wunderhübsch umrahmten, auf ihn hinab.

Alles verloren! vergebens!

Ein Bienlein summte.

Sie suchte, als es ihr näher kam, es von sich zu weisen.

Im Augenblicke zuckte dem aufgeregten Mädchen ein Einfall durch den Sinn.

Sie schrie auf, nicht allzuheftig, nicht allzuweit hörbar, aber wie erschreckt, wie schmerzhaft gestochen von dem Bienlein, gegen das sie sich wehrte.

Sie eilte wie angstzitternd, wie schwach und schier stürzend vom Baume und mit dem Gesichte vorwärts gerichtet über die Leiter herab. Sie wäre gefallen, sie hätte wenigstens zu fallen gedroht, wäre Hans so nahe gewesen, um sie mit den Armen aufzufangen. Jetzt aber unten auf dem festen Grunde lockerte sie das Tüchlein vom Halse, so daß es den Nacken etwas befreite, jetzt flüchtete sie an Hans unmittelbar heran: „Da! da! das Bienl' . . . um Gotteswillen . . . ich bitt dich, nimm's weg! Ah!“

Sie stand hart neben ihm.

Er sah auf ihren Nacken, er suchte mit den Augen am Tüchlein und Halse: „Ich seh' nix!“

Das warme frische Leben atmete, wogte neben ihm.

Sie zuckte mit den Händen, selbst suchend, am Tüch-

lein und Nacken hin und her, warf, wie gruselig, scheinbar Gefaßtes in Aufregung hinweg. Wie enttäuscht suchte sie dann von Neuem. „Sie hat mich gepeckt! Der Bienenstich thut weh! Es muß eine große Beule sein!“ Sie tippte dabei mit den Fingern an die gemeinte Stelle, gleichsam schmerzbewegt mit den Blicken seine Hilfe erflehend.

Er sagte: „Das kommt nit gleich so geschwind. Da kannst noch vorsehen, thut kaltes Wasser gut!“

Ihr schien's jetzt, als sähe er mit seinen Blicken nach dem Hause und dem Brunnen.

Sie fühlte, als ob kaltes Wasser sie überrieselte; und wenn sie ein wenig schauerte und leise zitterte, so war dies kein Spiel mehr, sondern hatte die volle Wahrheit für sich.

„Nein . . . Hans . . . dort ist der Bach . . . nein, bfhüt dih Gott, ich geh . . . die Kirschen bleiben noch . . !“

„Bfhüt dih Gott! Und sei nit zu ängstlich.“

Er ging.

Starrend, regungslos, wie vor einem Ungeheuer oder wie im Augenblicke nach einem Gewitterschlage, blieb sie stehen, sah aber dem Hans nach, nach, so weit sie konnte.

Der Abend ging mit dunkelangeglühetem Golde nieder.

Dort . . . in seinem Scheine wandelte der Bursche, ferner, immer ferner . . . verschwindend.

In ihrer Brust schrie es förmlich auf, über ihre Lippen ging es in dieser einsamen Stille: „Er hat kein Herz!“

Mit diesen Worten ließ sich das Mädchen zu Boden sinken, lehnte das Haupt an den Korb und weinte, weinte sich recht aus.

Das Vögelein, welches im Baume nistete, war eben heimgekehrt und pfiff oben sein Lied.

Die Kirschen blieben ungepflückt.

III.

Kohlen brennen.

Eine Kohlenbrennerhütte. Nicht etwa eine solche, wie so manche im Wald in einer Lichtung steht seit Geschlechtern, recht freundlich, trotz alles räucherigen Nachbarlichen, und sogar geziert am dunklen Fensterrahmen mit hellen Blüten und schwellenden Topfgewächsen — nein, eine kleine recht angerußte, aus klaffenden Balken bestehend, ein wenig windschief und düster, mit Fensterchen ohne Glas, die nur so groß, um zur Not ein Gesicht sehen zu lassen, wenn nicht das vorgenagelte Brettchen überhaupt jede Ein- und Aussicht unmöglich macht.

Das ist die Kohlenbrennerhütte, wie sie heute im Walde steht, mit einer Thüre und einem von Baumrinden gebildeten Dache, morgen ohne Beides. Denn der Kohlenbrenner ist dann abgelohnt, wieder fortgezogen, nachdem das für ihn während eines Jahres oder zweier aufgesparte und zusammengehäufte Stockholz, die Schnittabfälle von der Sägemühle, Wurzelstrünke und Gestänge und all derlei „gekohlt“, seine Handierungen somit zu Ende sind. Dann nimmt er seine Pfanne mit langem Stiele, einen Sack mit allerlei Kram, der entleert ihm wochenlang als Bettlaken über dem Streulager gedient hat, dazu höchstens, wenn er's fein gehalten, einen eigenen wollenen „Kotzen“ (Wolldecke) und eine Hacke mit sich, denn alles Andere, die langen Schürhaken, Leitern und Wasserbottiche mußte der Bauer oder Waldeigentümer ihm zur Arbeit liefern. Und nach der Arbeitsdauer spielt wieder der Wind mit der Hütte, wie's ihm beliebt, und wirbelt das Tannenreisig, selbst die Baumrinde, welche als Dachdeckung gedient hat, in die Lüfte; der Regen wäscht aus den Bal-

kenklüftungen die Moosstücke heraus, mit denen sie eine Weile verstopft waren, und endlich liegt die Thüre, als ein nicht ganz zu verwitterndes, mühsamer gefertigtes Stück, halb unter, halb neben dem Steinhaufen, welcher als Herd gedient hat. Es würden Weideziegen oder Rinder sie einrennen, es würden mindestens die eisernen Angeln, wenn sie solche hat, mittlerweile noch mehr verrosten. Und es führt sie der Bauer auch zuweilen in sein Heim, denn sie hat wieder andere Dienste zu leisten, und es verwehren mittlerweile draußen einige Aeste und Steine den Eingang. Dann rauscht der Bach wieder ruhig an der „Kohlstatt“ vorbei und ist daselbst nicht mehr gestaut, wie zuvor, damit, wenn etwa das Feuer aus den Kohlenmeiler ausbräche, rasch Wasser genug zur Hand sei, sofern der angenäßte „Kohlschutt“ und der nasse Lehm nicht mehr genügende Dienste leisten.

Hier aber ist der Bach noch gestaut; auch vertiefen ihn einige vorgelegte Steine genügend, daß ein Topf und ein Krug durch raschen Griff vollgeschöpft werden können; ein sichtlich ausgetretener Pfad führt durch das Gras und die großen runden Huflattichblätter und die Wildkümmeldolden zu seinem Rande; jetzt raucht es in seiner Nähe, daß man eine Viertelstunde weit den brenzlichen, pechigen Geruch spürt. Es ist auch die Hütte gefestigter als sonst, es baucht sich sogar an einer Seite derselben eine Art Kiste oder Kasten aus, nenne man es ein Angefüge, aus „Schnittling“ (Brettstücken vom Baumrande), als hätte der Kohlenbrenner, übermütig geworden, nicht genug Platz darin und brauche noch mehr Elbogenraum, oder möchte gar üppig einen besonderen „Schlaf-Verschlag“ haben.

Jedoch braucht er wirklich all das, denn er ist nicht allein, es wohnt sein Weib mit ihm. Seitdem der Kohlenbrennerin blutjunges Dirnl, das Töchterlein, es allzu-

einsam gefunden hat unter den Felsen im fernen Wald, wo ihre eigentümliche Heimhütte steht, und hinaus in die Welt gegangen ist, von der man bei den Kohlenbrennern gar nichts weiß, seitdem fühlt sich das Weib zu mutterseelenallein und will von der Welt wenigstens ihren Mann haben, sei er noch so rußig und pechig, aber mit dem Herzen im Leibe.

Seitdem zieht sie ihm nach, oder vielmehr zieht sie mit ihm und kocht am Bache, oder unter einem Felsen, oder in der Hütte, je nachdem. Und der Kohlenbrenner spricht nicht einsam und allein sein letztes Vaterunser vor dem Schlafengehen und steht nicht vom Lager beim ersten Morgenstrahle auf, ohne bald darnach eine „Brennsuppe“ zu haben, ja sein Weib sagt ihm in der Nacht zuweilen: „Rast’ nur, bleib’, ich geh’ schon hinaus und seh’ nach dem Brand.“

Und so tauscht auch der Kohlenbrenner mit keinem seiner Art auf Erden, denn er starrt nicht einsam und allein zu den Sternen, oder in den Mondschein, oder in das abendliche Glührot der Waldbaumstämme tief unten, bei dem er sich zuweilen gefragt, ob sie im Himmel etwa auch „Kohlen brennen!“ Jetzt ist er verpflegt, wie er’s zeither nicht sein konnte, so lange sein Dirnl bei ihm gelebt; und gab es einen Herzenstrost für den Kummer, daß sie sich in die Welt verloren, so war es der, daß sein Weib bei ihm. Dieses zog so leicht die Decke von der Laubstreu des Lagers und die Pfanne vom Herdsteine um fortzuwandern, wie er selbst, und mit ihm.

Sie frug nicht, „auf wie lange gedingt sei“ und wo. Wenn der Kohlen-Martl sagte „komm“, so kam sie, und wenn er sagte „geh“, so ging sie; überall wo sie beisammen waren, war’s ja gut. Und dem Meiler war sie nützlich, auch dem Eigner in Wirtschaft und Haus, wenn’s

gerade sein sollte, und da keine Mehrkosten erwuchsen, so konnt' es ja Allen recht sein.

Vielen war sie auch noch mehr als recht, denn die Kohlenbrenner-Liesl hatte während der Wunschnächte ins Feuer gesehen und wußte aus dem Funkensprühen, aus Flammengezische und Feuerzüngelungen der verschiedenen Hölzer zu prophezeien; sie verstand Karten zu legen, selbst Tränke zu brauen und aus dem siedenden Kessel zu weissagen, selbstverständlich sobald die geheimnisvollen Kräuter darin waren.

Alles dieses verstand sie, und Manche schworen auf ihre Glaubhaftigkeit; Weiber, auch Dirnen freueten sich, wenn die Geheimnißvolle zu ihnen in die Gegend kam und ihnen allerlei heimliche Herzenssachen zu „verraten" wußte.

Daß sie vom Fortgehen ihres Dirnls, das „Durchbrennen" nicht voraus gewußt, je nun, davon hatten die Allermeisten keine Kunde, und den wenigen Fragenden war bald etwas gesagt, dem sie nicht in der fernen, weiten Welt nachforschen konnten.

Draußen über den weithingestreckten Wald lag der Mondschein, und in dem Wald stand die nun bewohnte Köhlerhütte, und von dem Dorfe war auch in den Nächten der Weg leicht zur „Hex'". Ja eine Hexe nannte sie auch Mancher, aber keine böse, denn sie that Niemand was zu Leide und mit der Kirche hielt sie's treu und fest. Aber das Weissagen, Kartenauslegen, Kräuterkochen können die Frömmsten, namentlich die Weiberleute nicht lassen, wenn sie's auch noch so oft beichten und sich mit Kirchenbuße müssen den „Ablaß" verschaffen.

Wer soll auch den Bedrängten helfen, wenn kein Bader, kein Arzt und keine Arzenei, kein „Gebitt" und kein Rat und nichts von Allem, was Haus und Wirtschaft bieten, zu helfen vermögen? Da nimmt sogar ein

Herz, wie das der Franzi, Zuflucht zum Kohlenbrennerfeuer im Wald, und zum Kessel und zur Kartenkunst und zu allen Geheimnissen bei Feuersglut und Mondenschein.

Sie schreitet in die Waldesnacht hinaus, die Franzi, einmal, und kehrt klopfenden Herzens, geängstigt, als wäre sie einem Wolf begegnet, nach einer Strecke wieder zurück. Sie will's zum zweitenmale versuchen und läßt, nachdem die Hausmutter sie vor dem Schlafengehen zufällig stark mit Weihwasser bespritzt hat, doch wieder ab. Jedoch draußen ist abermals eines Spätabends Vollmond und er vergeht bald, und die Köhlerleute sind bis zum nächsten verschwunden und das Wetter kann sich nicht lange so gut halten. — Und ob sie vor Leid wegen des Hans vergehen müßt' und er ihr gar nicht „b'stimmt" wär' und ob nicht ein heimlicher Feind „dazu steht" und ob nicht Kräutlein und Gebet helfen können . . . das Alles muß, muß sie jetzt wissen!

Sie geht trotzmutig den Waldweg entlang, sie kennt die Steiglein und Schlängelungen durch's Holz. Mag auch Alles in der Nacht und Mondenschein verändert aussehen, sie kann nicht fehlgehen. Ein Rauschen im Dickicht — laß rauschen! Das Pfeifen eines Käutzleins — dies bangt und beängstigt! Sie tritt auf etwas Weiches, das sich rührt. Ach! wenn es eine Natter wäre oder eine Kröte — die kann's gewesen sein! Franzi kommt durch das Dickicht hindurch, auf einen freien Platz im Lichte. Sie möchte aufschreien, wie auf einer einsamen Alpe, damit sie doch ihre Stimme höre in dieser Nachtstille und Einsamkeit, schier nicht ganz allein.

Umkehren? Niemals! — Vorwärts! Von dort drüben zieht der Rauch her und ein wenig weiter hinter dem Rauchgewölke glühet es in der Luft ober den Bäumen; dort ist der Platz, wo die Hütte, wo das Köhlerweib.

Dorthin! sagt sich Franzi. Und müßte sie jetzt selbst ins Feuer treten; denn lieber rasch vergehen, als langsam im Innern das Herz verbrennen und verzehren fühlen!

Dort liegt das Weib in der Hütte und schläft vielleicht schon. — Sie wird es wecken!

Dort ist Liesl vielleicht wach und braut und schwätzt oder betet im Mondschein. — Dann kommt sie zurecht!

Dort ist die Köhlerin nicht etwa allein mit ihrem Mann, der Einzige, der von ihrem geheimen Thun weiß. — Dann möchte Franzi heute Niemand fürchten, außer den Gottseibeiuns, Niemand — jetzt muß es gewagt sein!

Dort aber liegt, in Wahrheit, heute das Weib, das sie aufsucht, siech und elend in jenem Verschlage, welchen sich der Kohlenbrenner-Martl scheinbar zu üppigem Luxus gegönnt, der aber sehr nötig war, weil seine Liesl manchesmal Krämpfe bekam, immer wenn sie der Zeit recht gedachte, in welcher ihr lieb's Dirnl in die weite — unbekannte — Welt gegangen war. Nach Schluchzen und Zuckungsanfällen lag dann die Mutter „wie abgeschlagen", matt und unfähig, die Glieder recht zu rühren — außer es hätte dem Martl etwas gefehlt.

Franzi trat beherzt zu dem Brandplatz.

Ein anderesmal hätte sie das Spiel der Kohlenglut und des Mondenscheines in der Waldesnacht wundernett gefunden und das seltsame Glitzern und Leuchten einiger Baumwipfel gar wohl bemerkt. Heute Nacht hatte sie nur Augen, um die Köhlerhütte zu finden. Gerade als sie einige Schritte im freien Raume vorwärts gethan, schlug eine Flamme aus dem hohen, schwarzen, runden Meiler heraus; aber davor stand schon gerüstet Martl, als hätte er das erwartet, und wie er so stand und arbeitend sich regte, vor sich die Feuershelle, zeichnete er sich schwarz wie ein Höllengeist in die Nachtluft

hinein und Franzi mußte doch zitternd ein Weilchen anhalten.

Bei einer Wendung, die Martl wegen eines Werkzeuges nach rückwärts machen mußte, sah er die Nahende. Fürchten hatte er nie gelernt und einzelne Besuche bei Nacht war er gewohnt.

„Geh nur eini!“ sagte er bald, als er die Mädchengestalt wohl ersehen hatte. Diese trat getrost rascher vor, und er wies gegen die Hütte.

„Find'st auf der Streu in der Hütten drin di: arme Hascherin.“

Mit einem „Gelobt sei . . .,“ das ihr doch halb in der Kehle blieb, trat die große Dirne in die kleine Thüre. Auf dem Steinherde brannte eine schwache Flamme, und im Lichte derselben sah Franzi das auf dem Lager hingestreckte Weib mit aufgelösten Haaren und blassem Gesichte. Es war ein Mitleid erregender Anblick, welcher der Suchenden bei ihrer Herzenserregtheit umsomehr zum Innern drang.

„Fehlt Dir 'was?“ sagte Franzi und beugte sich tief hinab.

Ein Aechzen war die Antwort. Die Liegende streckte die Hand aus, faßte nach jener Franzi's und deutete ihr mit einem leisen Drucke und Ziehen an, daß sie sich setzen möge.

Diese suchte nach einem Sitze und fand am Lager einen kurzen Baumstrunk, auf den sie sich niederließ.

„Oh Franzi,“ sagte nun das Weib langsam, „wegen meiner kommst nit, und ich möcht' dir auch meine Schmerzen nit gönnen. Aber ich weiß, was so junge Dirnl, wie du bist, plagt und was sie gern' von mir haben möchten. Deine Schmerzen kann ich dir wol lindern, aber heut' nit, mir ist zu angst und wehleidig.“

„Arme Liesl!“

„Und," stöhnte das Weib, von dem innigen Ausrufe bewegt, „an dich selbst denkst gar nit? Daß du den ganzen Waldgang umsonst gemacht und von mir nix erfahren wirst? Sagen könnt' ich dir schon 'was, aber es wär' nit so wie sonst . . . nein, besser ein andersmal . . . komm übermorgen wieder, ich schlag' dir die Karten und heiz' den Kessel."

„Übermorgen . . .?" hauchte bange und enttäuscht Franzi vor sich hin; es war tonlos gesagt.

„Ist noch die Mondzeit! Oder ist dir's zu lang bis dahin, der Weg zu weit?"

Das große starke Mädchen schwieg bewegt und beschämt in sich gekehrt, wie ein kleines Kind. Der Ausdruck in den Zügen Franzi's gefiel der Köhlerin, sie fand etwas von ihrer weltverlorenen Tochter, dem Dorl, darin, griff nach ihrer Hand und fühlte sich an diesem warmen jungen Leben gleichsam gestärkter.

„Ich könnt' dir 'was sagen," meinte sie nun, sich ein wenig emporrichtend, und das Feuer zuckte eben auf, über sie einen seltsamen Schein werfend. „Warum du kommst, das weiß Unsereins. Siehst, ich darf dir nur mit mein' Finger nach dem Mieder weisen und du zuckst . . . Nit wahr? . . . Dich lauft's ja heiß an, als thät' ich dir mit einer glühenden Kohle, oder mit einem Stück heißen Eisen dorthin fahren! Sei nur still . . .!" Und dabei richtete sich das Köhlerweib noch mehr mit dem Oberleibe auf ihrem Lager von der Erde in die Höhe. „Sag's nit, daß ich dir's vertraut, sag's beileib nit . . .!" Sie warnte mit dem Finger der andern Hand, denn sie hielt mit der einen noch immer Franzi wie gefesselt und schien sich daran zu kräftigen, dadurch aufzurichten. „In der Mondzeit kommen diesmal noch Andere zu mir, nit du allein. Nit Weibsleut nemlich . . . Burschen kommen. Der Friedl, der Seppi, der Hans . . ."

„Der Hans!“ rief das Mädchen auf und zuckte mit der gehaltenen Hand, fuhr förmlich dabei vom Sitze empor.

Das Weib fühlte dies wohl und sah mit lauernden Blicken auf. Ihr Verständnis hatte viel gewonnen.

„Und er kommt heut'? Vielleicht jetzt?“ frug Franzi bewegt.

„Wer? . . . Sag's nur nit . . . schweig . . . ich aber nenn' dir den Hans. Ich weiß gar wohl von dir und dem Burschen ohne Herz! Meinst nit, daß Unsereins viel erfahrt, von dem kein Anderes etwas weiß? Und daß die Karten, die Kräutl auch, Allerlei ganz genau deuten? Sei nur still'! Ich weiß, daß die Dirnl nit so lang' von daheim wegbleiben können wie die Burschen und Mannsleut'. Darum bestell' ich die Dirnl immer früher und die Mannsleut' später. Kannst ohne Sorg' sein, daß er etwa gleich da wär'. Aber die Burschen haben jetzt förmlich das Gered' von mir, und so viel und so häufig wie jetzt, sind sie noch nie zu mir gekommen. Ich weiß, daß der Hans nit d'ran mögen und nit hergehen hat wollen. Aber die Andern lassen ihm keine Ruh'. Und es ist ihm eigentlich nit so um ein Dirnl . . .“

„Nit?“ rief Franzi auf.

„Als um sein Glück in Haus und Hof und Feld und Alles, was ihm noch bevorstehen kann.“

„Und du sollst ihm's sagen . . . du wirst ihm's sagen?“

„Freilich!“

„Was wirst ihm sagen?“ rief jetzt das Mädchen auf und sprang heftig erregt vom Sitze empor.

„Ah, siehst, das möchtest du gar wissen! Schlaue! . . . Schau! . . . Das darf ich nur ihm sagen.“

„Liesi! Du könntest ein arm's Mädl zeitlebens

glücklich, dir in Ewigkeit dankbar machen. Red' ihm von mir!"

„Darf ich nit!"

„Darfst nit? Wer verbiet's?"

„Schau hinaus," sagte das Weib in ernster Ruhe zu dem heftig bewegten Mädchen, „schau auf den Mondschein und denk', wo du im Wald bist . . ."

Schon kam dem Mädchen das Weinen und doch wieder bald ein Trotz, daß es in der Fülle seines kräftigen, glühheißen Körpers die Zähne zürnend übereinanderbiß. Diese Wirklichkeit, von welcher das Weib gesprochen, bestand doch auch darin, daß sie, Franzi, in den Wald gekommen war zur Mondnachtszeit, um geheimnißvolle Wahrheit, verborgene Weisheit zu erfahren. Und jetzt wollte sie mit all dem ein Spiel treiben?

Beschämt, wortlos blieb sie eine Weile, nachdem die Blutwelle wieder vom Herzen geflossen, und starrte umher.

„Setz' dich wieder her," sagte das Weib, „und sei ein wenigl ruhig. Bedenk', ich bin ja krank."

„Und du hättest mir schon in der Zeit, in der wir reden, auch aus den Karten sagen können!"

„Meinst? Dazu gehört mehr als du glaubst und weißt, du sprühfeurige Dirn! So gewinnst den Hans nit und kriegst ihn nit. Und es kann kommen, daß, wenn du den Weg zurückgehst, du ihn im Wald triffst. Das wär' was Schön's!"

„Heiliger Gott! nur das nit!"

„Er wüßt', wo du warst . . . und ich mein', er wüßt', was du gewollt hast."

„Aber du sagst es ihm nit! Du kannst ja auch ihm nit beschaffen heute was er will. Was magst du da thun?"

„Das überlaß' du nur mir. Denk' ans Heimkommen."

„Wenn ich aber den Hans treff'! Ein langes Stück Waldweg müssen Alle begehen. Wenn ich ihn dort treff'! . . . Lieber bleib' ich hier, hinter'm Kohlenmeiler, so lang' es sein muß! Im Wald! Bei dir!"

„Bei mir? Ist dir leid, daß du hergekommen! — Ei, Dirnl . . . haha! haha!" Die Alte lachte im Spaße, als käme ihr ein Einfall, hell auf. „Jetzt möchtest die Kohlenbrenner-Liesl selber sein und schicktest mich statt deiner zum Wirt heim, daß du dem Hans Alles sagen könntest, was du möchtest!" Sie lachte noch stärker, sie hustete vor Lachen, und es war als zuckte das Feuer mit ihren Bewegungen auf und nieder. Es war ein teuflisches Lachen, daß Franzi fast vom Schreck ergriffen ward.

Wie ein Flammenzucken kam ihr der Gedanke an ein Verhexen und Personenverwechseln in den Sinn. Ihr Blick fiel jedoch auf das Brettstück zu Häupten des Lagers und sie sah mit Beruhigung ein Kreuzlein daran.

Das Weib wiederholte, noch immer an den Sinn ihrer früheren Worte anknüpfend: „Ei! sag's . . . was du möchtest!"

Franzi faßte sich nun rasch. „Ja, das möcht' ich!" sagte sie fest.

„Die Kohlenbrennerin sein? Gern, recht gern?"

„Ei wohl!"

„Das kannst!" sagte mit einer überraschenden Ernsthaftigkeit die Köhlerin.

„Was? Wie? . . ." Und die Hütte ward schier zu enge für des Mädchens heftige Bewegungen.

„Ruhig's Blut, Franzi! Schau, als ich so jung war wie du . . . und es wär' geschehen, daß mein Liebhaber in den Wald gegangen zum Kohlenbrenner-Weib, das gerad' so groß gewachsen wie ich . . . und das Weib wär' krank, versteckt in der Hütten gelegen . . . dann . . .!"

„Dann? . . . Red'!" Franzi's Seele hing an den Lippen der Sprechenden.

„Dann wär' ich statt ihrer gegangen."

„Du?"

„Ich!"

„Aber ich . . . er kennt dich ja zu gut!"

„Er kennt mich nit," sagte das Köhlerweib. „Er hat mich nur ein einzigsmal, als ich zwischen allen Leuten aus der Kirche gegangen, gesehen, sonst nit."

„Und ich sollt' . . .?"

„Hahaha! Siehst, so seid ihr Dirnl. Davongehn von daheim, den Liebhabern nachlaufen in alle Welt und alles andere Herzige sein lassen, ja Dorl . . . Franzi will ich sagen . . . das könnt Ihr. Aber Courage am Fleck . . . Hahaha, Franzi, du bist wie die Andern, die Andern!"

„Nein," sagte Franzi, stolz ihre Ausnahmsbefähigung fühlend. „Du glaubst, dir ein' Spaß machen zu können mit mir, weil ich daher gekommen bin, und weil du jetzt allen deinen Einfällen bei mir nachzugeben Lust hast. Nein! Hab' du Courage! Zeig' einmal deinen Ernst. Du getraust dir doch nit, mich schaffen zu lassen, wie ich will! Bleib du und . . . gib mir deine Kleider!"

„Franzi!" Die Liegende stemmte ihre Arme nach rückwärts auf das Lager und erhob den Oberleib so viel wie möglich, unablässig nach dem Mädchen starrend. „Du möchtest? Du?"

„Ja!"

„Hahaha! . . . Jaja! So soll's sein. Franzl thu's, wie du gesagt hast, nimm meine Kleider. Das ist mir noch nit vorgekommen! Das soll einmal auch sein, meinetwegen! Aber halt' dich brav! Kannst dich verstellen? Ei, Ihr Dirnl könnt euch verstellen; Falschheit im Herzen und Treu zugleich . . . nur für Verschiedene. — Such' nit

lang. Nimm meinen Rock und mein Leibl, auch mein Tuch. Jetzt mußt du, selbst wenn du nit möchtest."

„Ich will aber!"

„Und das soll einen Hauptspaß geben! Kannst dann daraus machen, was du willst. Wenn unser letzter Kohlenbrand draußen zu End' ist, so ziehen wir ohnehin fort. Aber lös' deine Haare auf ... doch die Stimm'?" ...

„Die Stimm' ... es geht nit, sie so gar zu verstellen ... Herrgott! das hab' ich in meiner Eifrigkeit gar nit recht bedacht! Freilich, das kommt hart an ... wird gar nit geh'n ..."

„Die Stimm' soll er nit kennen. Dafür laß mich sorgen. Dort liegt ein Vogelruf, ein Vogelpfeiferl, ein Stückl Bast und Rinden von Birken, wie ich's den Kindern manchmal schenke, die beim Holzklauben vorüberkommen. Kennst's ja! Das nimmst in den Mund und suchst damit die Stimm' zu verstellen, das geht ja gar leicht!" ...

„Das geht!" sagte Franzi fest.

„Teixelsdirn!" rief die Köhlerin und fügte dann hinzu: „Weißt noch was ... schau zu, daß Er ins Reden und Fragen kommt und du nix als nur Ja und Nein zu sagen hast".

„Du machst es ja eh' (ohnehin) so, ich weiß."

„Freilich. Und jetzt bist ganz so wie ich. Und mein Mann muß auch helfen!"

Franzi versuchte probeweise die Stimme zu verändern, und darüber, daß es so prächtig ging, waren Beide froh.

„Schau, schau!" rief die Köhlerin aus, die sich in Franzi's Nachahmung eigentümlich erkannte. „Das hätt' ich dir nit zugetraut, daß du so einen Einfall hast. Hab' ich ihn gehabt, hast du ihn gehabt, ich weiß es nit recht. Aber eine seltsame Sach' ist's einmal und soll's sein. Hahaha!"

„Ein wenig einrußen muß ich mich ja auch!"

„Hahaha! Freilich wol! . . . Franzi, wenn dich der Hans nit mag, so hat er wirklich kein Herz im Leib! Franzi, thu was du kannst. Sag' nit zu viel. Sei schlau. Du bist's! . . . Und wie du jetzt schon aussiehst in meiner Gewandung! Die Haar' offen. So hab' ich's dabei. Ruf' meinen Mann herbei, der muß ja davon wissen."

„Martin!" rief sie selbst zur Thüre hin und redete dann zu Franzi wieder weiter: „Ich bin jetzt so gesund, daß ich dir und dem Hans und noch ein paar Leuten Karten schlagen und Kräuter kochen könnt'. Aber nein, du thust weiter, es soll sein!"

„Da ist mein Mann," rief sie auf, als sie diesen gleich nach den letzten Worten an der Thüre erblickt hatte. „Hörst, Martl! . . ."

„Ja, was thut ihr?" rief dieser aus, mit Erstaunen beim Eintreten das Treiben bemerkend.

Nach einigen ihn verständigenden Mitteilungen lachte er hell auf. „Das ist ein Spaß, wie keiner in meinem Leben! So was! Weibsleut', man könnt wirklich meinen, ihr hättet den Teixel im Leib. Ja, thut was ihr mögt und greint mich nit auch noch aus!" sagte er gegen ihre Einrede, „ich bin ja mit Allem zufrieden, was du machst, Liesi. Und das ist ein Spaß, daß die roten Kohlen schwarz werden könnten!"

„Aber lach' beileib' nit. Und verdirb uns nit die Geschicht'!"

„Denn sie ist ernst!" fügte Franzi hinzu. „Bei all' dem!"

„Glaub's schon und kann mir's denken. Und weißt, Alte," sagte der Köhler jetzt scherzhaft, die sich bereits rußende Franzi betrachtend, „wie wär's denn, wenn ich die Kohlenbrennerin tauschen thät'? Die könnt' schon dableiben statt deiner. Du suchst dir einen Andern!"

„Wart', ich werd' dir helfen, alter Sünder!" greinte

und scherzte die Kohlenbrennerin. „Wär' dir wol recht; aber frag' ob sie dich möcht'!"

„Da neid' ich schon den Buben, den's angeht. Aber, mein Gott! ich wär' auch lieber ein Vierrößlbauer gewesen als ein Kohlenbrenner, muß doch zufrieden sein. Bin's schon, Alte, grein' nur nit. Und wenn dir besser, vielleicht schon ganz gut, ist's ja so recht! Macht, was ihr wollt! Du, Dirnl, treib's Spiel hinter der Hütten, ein Stückl von der Brandstatt weg; ich hätt' sonst kein' Fried'; dort könnt ihr schwätzen, was ihr wollt, ich schau nit um und bleib' recht geschaftig beim Brand."

Die Kohlenbrennerin schärfte ihm noch ein, daß er dem Ankommenden die Mahnung heute besonders vorhalten solle wegen des Fragens und Antwortens.

Der Köhler-Martl ging, das Weib und das Mädchen blieben noch beisammen und vollendeten alles Nötige.

Die Kohlenbrennerin war wieder gesund und sogar fröhlicher als je.

In Franzi wogte ein Gewirre von Ernst und Scherz, doch sie hätte noch mehr, selbst das Gefahr- und Leidbringendste, ja Unsägliches thun können, nur um des Einzigen willen!

IV.

Er kam durch den Wald.

Er kam durch den Wald gegangen, der Eine, welcher bevorzugt vor allen Andern, erwartet, ersehnt war und dem alle Vorbereitungen galten.

Er hätte ein Liedlein singen mögen, wäre rasches Lautwerden seine Art und Weise gewesen. Aber ange-

heitert hatte er sich doch. Er hatte den Burschen versprochen, ihnen Alles mitzuteilen, wenn nicht gerade etwas besonders Heimliches vorkommen sollte, und auf dieses hoffte er gar wenig.

Der mondscheindurchleuchtete Wald gefiel ihm, es war ihm sogar, als sähe derselbe gerade heute sonderbar geheimnißvoller aus als je. Und nach wenigem Zögern stieg Hans stramm dahin, als träte er auf eigenen Grund und Boden oder wüßte, daß ihm Niemand und nichts da etwas anhaben könne.

Eine Sturmnacht war nicht und kein Blitz fiel, es konnte weder Stamm noch Ast auf ihn stürzen, und was da ringsum pfiff oder kreischte, hoch oben, tief unten, mochte seine Töne beliebig verschwenden!

Angst vor „Ahweilen," Gespensterfurcht, hatte er keine.

Wenn nur der Kohlenbrenner noch jenen guten „Kronawetter," Wachholdergeist, mit sich hätte, welchen er zuweilen in die Gegend brachte, wenigstens ein Restlein des kostbaren Trankes ihm überließe, das war der vorwiegende Geistergedanke für die heutige ungewöhnliche Nacht.

Mit der Kohlenbrennerin wollte der Hans desto besser fertig werden, und gefiele ihm nicht, was diese etwa sagen würde, so konnte er, mit Hilfe des Mittels vom Manne, doch heiter in der Waldeinsamkeit werden.

„He, Martl!" rief er diesen an, als er aus dem Walde in den Brandplatz getreten war, „kommst sicher in den Himmel, denn wenn dich die Teixel beim Feuer sehen, so glauben sie, du bist einer von den Ihrigen und lassen dich in Ruh!"

„Freilich Hans, freilich, grüß dih Gott!" sagte der Kohlenbrenner. „Alle Kohlenbrennerleut' kommen in den Himmel, weil sie durch's Fegfeuer springen."

„Ein seltsamer Besuch!" fuhr er fort. „Weiß schon, weiß schon. Geh' nur hinter die Hütten weiter, wirst

schon sehen!" Dabei stöberte Martl fest in dem Kohlenschutte herum, damit er dem Neugekommenen nicht in's Gesicht zu sehen brauche. „Und laß' meine Alte heut' nit zu viel reden, sie hat's ein bißl auf der Brust. Red' lieber du und frag'."

Der Gast zögerte.

„Martl," sagte er endlich, „hast du nicht einen guten Schluck?"

„Had ja! den sollst haben! Meinen ältesten Wachholder. Mir scheint gar, du brauchst Courage. Schau, schau!"

„Was? Ich Courage? Nein . . . da behalt'n!"

„Jetzt trinkst erst recht. Da!" Und er ging wenige Schritte zu einem Stein- und Reisighaufen, seinem Handkeller, und langte daraus eine Flasche hervor, öffnete sie und reichte sie dem Gast: „Trinkst auf's Glück!"

„Soll mir recht sein!"

„Noch einen auf die Weibsleut!"

„Is' mir ein Ding!" (Einerlei.)

„Und jetzt trink' ich, nämlich auf deine Gesundheit, und daß dich Eine recht dran kriegt, weil du gar so gleichgiltig thust; aber eine saubere (hübsche) muß's wol sein!"

„Is' noch weit hin, mein lieber Alter, da kannst lang' trinken und wenn du auch den Besten hast! — — Ich soll jetzt zum drittenmal d'rauf trinken, sagst du? Hahaha! Soll nur kommen. In dem Geist da drin steckt's nit . . . und wenn . . . so . . . aus ist's mit ihm!" Er that den letzten tüchtigen Schluck, und die Flasche wurde wieder ins Kühle zurück besorgt.

Hans reckte sich, streckte sich, förmlich wohl war ihm in der Wärme hier, und nach wenigen Augenblicken schien es ihm, als dehnen sich zuerst die Glieder, aber auch der Geist in seinem Körper.

Mit behaglichem Nicken antwortete er auf die Wei-

sung Martl's nach dem Wege, der an der Hütte vorbeiführte, in welcher es jetzt stockfinster war, und in kurzer Zeit machte er sich auf zum Antritte.

Verstohlene Blicke folgten ihm, als er scheinbar so ruhig dahinging.

Und doch war's ihm dabei ein Bischen seltsam. Er sann, und endlich schlug er sich ein Schnippchen mit Daumen und Zeigefinger, um sich die Grillen aus dem Kopfe zu treiben und seine wiedergewonnene Sorglosigkeit sich selbst hörbar zu machen.

Hinter der Hütte, ein Streckchen davon ab, am Waldrande, harrte Franzi, wol vorbereitet, aber doch mit ängstlich klopfendem Herzen, das sie mühsam niederzukämpfen suchte, sogar mit Stoßseufzern. Sie hatte auch bereits den Burschen gehört, mit jedem Augenblick erwartete sie, daß er bei der Krümmung sichtbar sein werde.

Sie hatte den Kessel mit der Eisenkette an den Arm eines Astes gehängt, der eigens dafür in die Erde gestemmt war, und das Feuer loderte lustig darunter. Als die Flamme so hell aufzüngelte und aufprasselte, erweckte dies förmlich ihren Mut, und sie dachte dabei, wozu denn so viele Angst haben? Hellauf! Und halten wir's lustig. Wird's verraten, so heißt's dann ein Spaß. Vielleicht findet gerade dieser bei ihm Anwert und dringt ihm in's Herz. Wenn nicht, wenn's beim vollen Ernst bleibt, desto besser. Und jetzt soll und muß es sein!

Hans ward sichtbar, schritt heran.

Sie machte sich mit dem großen Eisenlöffel an dem Kessel zu schaffen.

Hans blieb, mehrere Schritte entfernt, vor ihr plötzlich stehen.

„Schau, schau!" sagte er, „gerad' wie ich's in Bildeln schon gesehen." Und er stemmte gleichsam mutig und heiter einen Arm in die Seite.

Franzi nickte blos, sie verhielt sich vorerst stumm.

Er fuhr fort: „Und das aufgelöste schwarze Haar, hörst, Kohlenbrennerin, das macht sich prächtig!“

Franzi's Augen gingen lebhaft hin und her und sie fuhr sich mit der Hand ihres, wegen des kurzen Aermels blosgebliebenen Armes, unwillkürlich durch die aufgelösten Haare.

„Und was du für Augen hast! Das Schwarze in dem großen Weiß! Hörst, Kohlenbrennerin, wenn die Hexen so aussehen, so laß ich mir's gefallen!“

Er schritt näher, war ziemlich nahebei: „Kannst mir aus der Hand wahrsagen? Da!“ Und er streckte sie hin gegen Kessel und Flamme.

Franzi verneinte, mittels hin und her bewegten Kopfes.

„Also nit aus der Hand. Aus Karten, aus'm Kessel!“

Abermals nickte sie, aber bejahend. Hans hatte ihr in recht willkommener Weise noch immer das Sprechen erspart. Sie nahm, wie die Kohlenbrennerin es sie gelehrt, eine Hand voll Kräuter und Ameisenharz und warf dies Gemenge dahin an den Kohlenrand auf der Erde, auch ein Teil davon in den Kessel.

Ein wohliger Qualm stieg auf. Hans atmete den stark fühlbaren Duft ein.

„Das schmeckt prächtig! Ah! Aber jetzt red', sag mir Geheimes!“

„Frag'!“

„Fragen, was mir am Herzen liegt? Und du deut'st mir, ich soll näher zum Kessel gehen? Da drin ersiehst du's? Nun, siehst du einen großen Hof und viel, recht viel Geld d'rin? Siehst es?“

Sie machte mit beiden Händen Bewegungen, als wollte sie ein großes Gehäufe bezeichnen.

„Ist das doch nit mein jetziger Hof, den du siehst?

. . . Ja? . . . Aber das viele Geld ist noch nit da . . . wird also erst kommen . . . viel Geld!"

Er war aufgeregt. Und dennoch sann er wieder mit ziemlicher Festigkeit nach: „Bringt eine Dirn das Geld hinein?" rief er auf.

„Nein!"

„Also nein. Wie soll's denn kommen? Und ich krieg' keine reiche Braut?"

„Nein!" sagte Franzl energisch und schüttelte fest den Kopf mit den losen Haaren.

„Und du meinst, ich heirat' Eine ohne Hof und ohne viel Geld?"

„Ja!"

„Hahaha! Kohlenbrennerin, deine Kunst ist schlecht. Dafür wär ich der Hans nit! — Kann ich vielleicht sogar etwas in deinem Kessel selbst sehen? Sieht man, wenn man recht hineinschaut? Da möcht' ich doch einen Weiberkopf sehen . . . den . . . wie der ausschaut!"

Franzi bekam einen guten Einfall. Sie ergriff einen Feuerbrand, schwang ihn, daß dem Hans schier angst und bange wurde, und er trat heran und suchte in den Kessel zu gucken. Die Flüssigkeit lag breit und dunkel da. Dadurch daß ein Brand über sie gehalten wurde, spiegelte dieselbe. Der mehr als je aufgeregte Bursche sah hinein und auch Franzi hielt über ihm ihren Kopf. Ihre Augen spiegelten in dem Kessel.

„Augen! welche Augen! Schwarze Augen! Herrgott . . . richtig seh ich's! Und schwarze Haar! Das macht Einem bang, das Hineinschauen . . . man kann's nit leicht . . .! Und," wendete er sich ab, „ich hätt' gern noch mehr, deutlicher das Gesicht gesehn, aber die Hitze . . . meine Augen brennen mir schier und auch mein Kopf . . . hörst', das is' gruselig! Mir kommt der Schweiß auf die Stirn . . . hörst, ich hätt's mein' Lebtag nit

'glaubt. Und ich sollt' in ein schwarzauget's, schwarzhaarig's Dirnl verliebt werden bis zum Heiraten? . . . Glaub's noch alleweil' nit! . . . Soll nur kommen, hoho! . . . Hör', Kohlenbrennerin, mit deinen schwarzen Augen . . . du hast auch solche . . . mit deinen schwarzen Augen könntest noch einen Burschen zum Narren machen. . . . Schau, was der Martl für ein Sünder ist! Hätt's mein Lebtag nit 'glaubt, daß er noch eine solche Kohlenbrennerin, schlau versteckt im Wald, hat . . . schau . . . diesen Arm!"

Hans, immer aufgeregter von dem Kräuterdufte, von dem genossenen Wachholder, von der Einsamkeit im nächtigen Wald und von der treibenden Hitze am Feuer, griff nach dem schönen Arme.

Dieser ward ihm weigernd entzogen. Und als Franzi, welche so that und die Ast-Fackel noch hielt, sich unwirrsch regte, da stiebten Funken von dem Brand, da fiel eine Kohle auf seine Hand. Er zuckte hinweg, und im Hinwegzucken geriet er unversehens noch an die siedend heiße Flüssigkeit des Kessels.

Er schrie auf vor Schmerz!

Sie ließ den Brand erschreckt fallen und suchte augenblicklich seine Hand zu erfassen.

Hans schmiegte sich an den weichen, helfenden Arm unwillkürlich an, und bei allem Schmerze hatte die Berührung doch etwas Linderndes, Wohliges, der Fortdauer Wertes.

„Komm zum Wasser, Hans!" rief jetzt das Mädchen ängstlich auf; das Birkenstück im Munde, so wie die Verwirrung des Burschen ließen ihn ihre Stimme nicht erkennen.

Er folgte ihrem Arme, der ihn eilig nach sich zog, ihre Haare flogen und machten sie üppiger schön in dieser mondbeschienenen Waldesnacht.

Beinahe vergaß sie in Mitleid und Angst ihre Verstellung, und sie führte, drängte ihn an den Bach, an eine hellbeschienene Stelle, wohin das Licht des Kesselfeuers noch wirkte, zugleich das jener Fackelflamme, welche Martl lodernd erhalten mußte, um an jeder dunkeln Meilerstelle seine Arbeit vollbringen zu können.

„Setz' dich auf den Stein!" rief Franzi. Und der Bursche setzte sich, denn er fühlte, daß er wanke.

Sie riß ihr Nackentüchlein herab und tauchte es rasch in die rieselnden Wellen und kniete vor ihm und suchte seine Hand kühlend zu bedecken.

Der ungeschwärzte, prächtige Nacken lag zwischen den reichen Haaren, im seltsamen Scheine, nahe unter seinen Augen. Er wollte sich hinabneigen, hielt jedoch an sich.

Sie riß jetzt mit eifrigem Griffe saftige Blätter vom Grunde, zerrieb sie ein wenig und wollte ihre Heilkunst raschest wirken lassen. Alles ging bei ihr in hastiger, fast fieberhaftiger Thätigkeit vor sich. Wieder kniete sie vor seiner Hand, abermals war sie unter des ungewöhnlich angeregten Burschen Augen.

Das ewige Weiblich-Milde, das ihm seit der Mutterhand nicht nahe gekommen . . . die Nacht . . . Mutwille . . . ein Augenblick . . . er neigte sich hinab und drückte einen Kuß auf den Nacken.

„Hans!" rief die Geküßte auf. Es war ein Ausruf, von Schreck und Staunen und Innigkeit zugleich erpreßt, ein seltsamer Aufschrei.

Der Bursche erbebte. Es zuckte ihm ins Herz. Er war im nächtlichen, verbergenden, einsamen Wald, bei des Köhlers Weib. Er sah ängstlich umher. Nach dem Köhler, nach dem Weibe. Der Schreck, welcher ihm ins Herz gefahren, wirkte wie ernüchternd. Der Ruf, der Ton hallte ihm noch im Ohre. Derselbe hatte etwas Klingen-

des, Inniges. Hans wußte nicht, sei er behext, oder wirre, oder träume er den Vorgang.

Er suchte sich zu fassen, wie aus einer Bezwingung, einer Verirrung. Das kalte Tuch war ihm eben abgenommen, und die Knieende beschäftigte sich an seiner Hand, um die Kräuter zu legen. Er hatte in seiner frühen Jugend gehört, daß im Wald, bei unheimlichem Thun, sich oft Teufel und Teufelinen leibhaftig in das Spiel mengen. Sollte die Wahrsagerin, die Hexe, die Köhlerin . . . oder Eine . . . die teuflische Gestalt eines verführenden Waldweibes, wie es solche gibt, angenommen haben? Er war ja sonst so unbewegt . . . und ein Augenblick . . . Er wollte das Rechte wissen! Er bekreuzte sich rasch mit dem Daumen seiner Linken über das Gesicht, dann umarmte er das Weib fest in der Hüfte; er wollte sie sehen, er mußte sie sehen, er preßte sie förmlich an sich!

„Hans!“ rief jetzt Franzi, bewegter, als sie es hätte sein sollen und dürfen, in ihrem täuschenden Kleide und an dieser Stelle.

Doch dieser Ton genügte. Hans riß die Augen um so mehr auf. Er sah dem weiblichen Wesen in seinem Arme fest und fester, mit vollem Mute in das Gesicht. Die weibliche Gestalt, entflammt, tief erregt, hob ihren Arm und wollte seinen Hals innig umschlingen. Fast war es geschehen . . . und ein Zug um die Lippen, ein feuchter Glanz in ihren Augen machte sich bemerkbar ...... Hans hatte diese Merkmale schon einmal gesehen .... „Franzi!“ schrie er auf, „Franzi!“ wiederholte er.

„Hans!“ rief sie tiefinnigst bewegt und hing sich vollends an seinen Hals, umklammerte ihn.

Er aber rüttelte sich . . . da schüttelte er sie ab, und schleuderte sie von sich, daß sie, die Schwachgewordene, in das Gras, zur Erde taumelte.

Sie fiel mit einem Aufschrei.

„Was habt ihr denn?“ rief jetzt Martl aus der Ferne und suchte nahezukommen.

Er trat herbei und sah das Mädchen, welches sich nur so weit aufraffte, um, knieend am Boden, das Gesicht an einen etwas aufragenden moosigen Steine zu bergen.

Hans stand emporgerichtet, stumm, trotzig.

Martl lachte nun hellauf. „Hast die Kohlenbrennerin erkannt?“

„Dein Weib!“ rief Hans auf.

Martl merkte den bösen, herausfordernden Ton. Als Vielerfahrener war er rasch gefaßt:

„Wenn's wär'“, sagte er fest, „wüßt' mir keine Bessere in der ganzen Welt!“

„Das kannst du sagen, freilich, der Kohlenbrenner!“

„Und wenn du nit ein Bauernbub, wenn du ein Königssohn wärst,“ sagte Martl, „wär's auch gerecht!“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre der Köhlerhütte und aus ihrem finstern Innern rief eine Stimme, die des Weibes heraus: „Ich hab' Alles gehört und gesehen! Das Mädl hat doch die rechte Wahrheit gesagt!“

„Du Helfershelferin! Das ist Betrug!“

„Erzähl's, sag's im Dorf drin, und ich werd' mehr erzählen, als dir lieb ist!“ Und die Stimme des ungesehenen Weibes tönte aus der düsteren Hütte desto eindrucksvoller. „Ich kann erzählen, wie du hergekommen bist, daß du bei der Kohlenbrennerin . . .“

„Schweig'! Kein Wort!“ rief Hans geängstigt. „Nichts mehr weiter!“

„Schweig' auch du, Franzi!“ rief das Weib.

„Mein armes Herz! . . . Und er hat kein's!“ schrie das Mädchen auf, erhob sich und wankte zur Hütte, an welcher sie sich stützte, mit dem Haupte lehnte.

„Gut," sagte Martl, „gut! so schweigt denn Alle, schweigen wir über das Geschehene!"

„Schweigen wir," sagte das Weib in der Hütte. „Sei's, vor den Leuten! Ich verkünd' dir's aber doch voraus, daß wahr werden wird, was ich dir heut' in der Nacht, unterm Vollmond im Wald da sag'! . . . Thu dir nit zu gut auf deine Halsstarrigkeit und glaub's ja nit, was dir Manche gesagt, du brauchtest kein's und du hättest kein Herz im Leib'! Und wäre das deine aus Stein und Eisen . . . ich brech' dir's! ich zerbrech' dir's jetzt! . . . Und es wird weich werden!"

Das rief die vermeintliche „Hex," die mit den Gefühlen und Herzen anderer Leute umzugehen Gewöhnte, und sie kannte die Macht solcher beeinflussenden Worte, gerade weil sie unter Waldleuten und in der Dämmerhaftigkeit waldverlorener Hütten erzogen war.

Hans stand betroffen. Kaum rührte er sich. Das Ganze prägte sich seltsam in sein Inneres. Kaum hatte jemals irgend etwas so auf ihn gewirkt.

Er schauerte jetzt.

Er warf einen Blick, als wäre er in einer Art Erwachens, auf die seltsame Umgebung, und er sah im hellsten Doppelscheine der Flamme und des Mondes seinen langen Schatten vor sich auf den Boden hingestreckt. Es kam ihm vor, als wäre ein Zweiter oder er selbst zu Boden hingeworfen.

Er wendete sich und ging schweigend.

In der Hütte drin dämmerte es bald, kleidete sich das halbkranke Mädchen wieder um und richtete sich zum Heimgehen.

Martl begleitete sie eine Strecke Waldweges.

Die Köhlerin, wieder gesund geworden, wachte am Weiler.

Und als die beiden im Walde von einander ent=

fernt Wandelnden aufhorchten, hörten sie, bange machend oder stärkend, einen kräftigen Juchschrei vom Brandplatze her.

V.

Ein Tanz.

Das Korn war geschnitten, und die Staare kamen in Schaaren wieder heim, um an den alten Nistplätzen noch einmal zu singen vor dem Abzuge in die weite, weite Welt. Aus den Scheunen pochte es im Takte und aus den Apfel- und Traubengärten blinkte es in allen Farben anlockender Reife. Die Luft wogte auf, und wenn einzelne Blätter wirbelnd fielen, war's schier, als tanzten sie mit in der hellen Lustbarkeit und Freude, denn die Landleute jubilirten, und die Kirchtage wurden auf überfüllten Marktplätzen und Wirtsböden gefeiert, auch hatte der Pfarrer mehr als je zu thun mit dem dreimaligen Verkünden der Brautpaare von der Kanzel und dem geduldigen sich Schmückenlassen mit dem Kränzlein am rechten Arme, um die Hochzeiter einzuholen und schließlich die feierlichen Trauungen am Altare zu verrichten.

Volle Säckel, leere Schuldbücher, hieß es vielfach ringsum, und mancher Bursche hatte sein mehrere Jahre altes Versprechen endlich als Hochzeiter erfüllt. Der Friedl und die Aga waren ein Paar. Und ihre Hochzeit ward „verrichtet“ beim Wirt in allen Ehren und mit aller Gebührlichkeit, wie rechte Hochzeiten seit „unvordenklichen Zeiten“ stattfanden.

Die Wirtstochter sollte heimkommen, um der Jugendfreundin als „Kranzljungfer“ beizustehen; aber die kleine Schlaue hatte anderen Blumendienst, nämlich bei einem

Gärtner des Kränzleins zu warten, das er ihr selbst bald auf's Haupt zu setzen versprach, und sie wußte, daß Blumen nicht weit ins Land getragen werden sollen oder können. Sie schrieb daher heim, wie schön es wär', „wenn die Franzi bei den Kranzljungfrauen prangen thät." Die anderen „Prangerinen" hatten im Geheimen keine Freude hierüber, denn sie wußten daß, bezüglich des Wuchses und der Schönheit keine von ihnen der Franzi zu gleichen vermöge, und daß sie Alle in Schatten stellen würde. Zuletzt haben die Frauenzimmer jedoch sämmtlich, wo sie auch sein mögen, ein fein Gefühl oder Erkennen dafür, daß das Schöne seinen Glanz nicht nur an sich selbst besitzt, sondern auch auf die Umgebung wirft und daß nichts so ehrt und erhebt, als eben das Bedeutende gerne und liebevoll anzuerkennen. Sie schmiegen sich daher auch gern, angesichts Aller, freundlichst, selbst innig, an die Gefeiertste und erringen dadurch mindestens den ersten Beginn der Liebe oder Neigung, das Mitgefühl, den Glauben an ihre Herzensgüte.

So war Franzi in der That prangende Jungfrau, und der Kranz auf ihrem Haupte, der Strauß an ihrem Busen zierten sie derart, daß mancher Bursche gleich hätte ihre Hand erfassen und ihr statt des Kranzes das Häublein aufsetzen mögen, sogleich beim Tanze.

Insgeheim hatte ja Mancher an ihre Thüre, an ihr Herzenspförtlein nämlich, geklopft, aber eine feine Ermunterung, einzutreten, den Einlaß hatte noch Keiner erhalten. Einige sagten, die Dirne habe etwas Besonderes im Herzen, Andere nannten sie hochmütig, sie warte auf einen unerschaffenen Prinzen, und ein letzter Teil wußte ganz genau, daß dem Bühlhofer Hans wol Thüre, Arm und Herz aufgethan würden, wenn er nur wollte; aber er habe, wie immer, auch hierzu kein Herz!

Der Toberl war Hochzeitsmusikant. Und mag er

ein besonderer Vertrauter der Kohlenbrennerin oder mancher anderer Leute im Dorfe gewesen sein: er wußte das Allermeiste von geheimen Geschichten. Er wußte, daß Franzl's Inneres schmerzhaftest im Walde gelitten, daß sie eigentlich nun herzenskrank war und deshalb blaß geworden, daß sie sich nur mit Überwindung aufrecht hielt, um nichts zu verraten und aufmärig werden zu lassen.

Eine Zeit lang war's ihr, als müßte sie sterben wegen des Hans und ihn, im Vergehen, bitten, daß er ihr das Leben schenke. Ein andermal und nachher ward es ihr, als hätte sie die tiefste Überzeugung oder auch genaueste Kunde erhalten, der Bursche habe kein Herz, er sei wirklich ein gefühlloses Wesen, und wenn ihn einen Augenblick, wie ein fremdes Leben, ein inneres Fühlen überkomme, so bereue er es rasch, so setze er seinen Stolz darein, sich anders als die Andern und geradezu wie ein starrer Baum oder Stein, gänzlich unbewegt zu zeigen.

Der Toberl wußte das sehr genau. Er hörte ja, indem er hellauf die Zither spielte, dennoch rings um sich das Gerede der Bursche, welche ihm auf die Saiten sahen und zeitweilig ihre „G'stanzeln" dazu sangen.

Er hörte genau von Einigen, daß die Franzi jetzt bei der Hochzeit sitze, aufrecht, fest, mit einem gewissen Stolz, daß sie aber kein Auge auf den Hans gewendet, und dieser sich vergebens gegenübergestellt und die Burschen ringsum mit seinem besonderen Wein bewirtet.

Der vielerfahrene Musikant lächelte still in sich hinein als er reden hörte, diese Kranzeljungfrau habe mit dem Brautmann, dann mit dem Hochzeitsbitter oder Leutlader und zuletzt mit einem „Beistand" die üblichen drei Ehrentänze verrichtet, aber jetzt weigere sie sich, zu tanzen. Und weshalb? Aus Schwäche? Aus schmachtender Verliebtheit, wegen der sie einen gewissen Einen keine

Minute außer Augen lassen will? Nein! Fällt der seltsamen Dirn gar nicht ein! Sie sagt, ihr ist so wohl, sie hat von dem Hochzeitswein gerade in der ersten feurigen Erregtheit ein Glas getrunken und jetzt ist ihr so, als könnte sie in Lustbarkeit nur singen, schwätzen, scherzen, aber nicht tanzen. Denn das Drehen, das gerade ist's, was ihr am meisten schaden könnt'!

Die Burschen haben den Hans beobachtet, ob nicht gerade er der Tänzer sein werde, der zumeist mit Aufforderungen an sie kommen werde. Aber der Hans schob, wie so oft, in hochmütiger Gewohnheit, die beiden Hände in beide Taschen und sah so, breit, behäbig den Tanzenden zu, als wären Alle nur vorhanden, um sich vor seinen Augen, zu seiner Ergetzung abzumühen.

Beim Trunkspenden forderte Einer den Hans im übermütigen Gespräche auf, doch die Franzi um einen Tanz anzugehen.

„Haha!" lachte ein Anderer auf, „der Hans ist zu gescheid, um sich mit einem Korb davon schicken zu lassen!"

„Einen Korb? Dem Hans? Mit dem tanzt sie!"

„Nicht!" ergänzte der Andere.

„Nein! Und da wett' ich dagegen, was Einer mag!" eine dritte Stimme.

Und so ging das Gespräch hin und her, immer heftiger, immer feuriger, bis zu hellem Brand entzündet.

Hans stand eine Weile unbewegt.

Daß man ihm immer wieder mit dieser Dirn' kam, das schob sich denn doch förmlich in seinen Gedankengang hinein. Sie war darinnen, ohne daß er es wollte. Gewisse Erinnerungen drangen auch auf ihn ein . . . und diese Reden dem Stolzesten gegenüber!

Er preßte, um seine Ruhe zu behalten, unmerklich, aber doch die Lippen übereinander.

„Red'! red' du frei heraus!" rief man ihm entgegen.

„Keine Wette!" rief endlich Hans stolz, mit einer gewissen Überlegenheit. „Ihr kennt mich! Wir vertrinken's!"

„Also doch!" triumphirte der Erste.

Und „still!" hieß es jetzt. „Keiner vom Platz, daß nichts verraten werde."

„Der Hans geht die Dirn an!"

Er bäumte sich und regte sich in die stolzeste Haltung zurecht, er strich sich sein seidenhaariges Schnurbärtchen und ging zu Franzi's Sitz hinan.

Viele Blicke folgten ihm, aber keiner der Beobachter wollte als Lauscher bemerkt sein.

„Wie du schön aussiehst, Franzi!"

„Der Hochzeit zu Lieb'!" sagte sie kühl. Sie hatte ihn herankommen gesehen, blieb aber fest und unerregt, als ob irgend ein alter Mann oder ein Fremder an ihr vorüberkomme, sie vielleicht auch um etwas fragen mochte. Förmlich kämpfte sie ihr Herz nieder, und ihr war's, als hätte sie auch die Macht, zu hindern, daß ihr das Blut in die Wangen schieße. Wär's denn doch geschehen, so müßte es gleich wieder zurück.

„Aber du tanzest ja gar nicht der Hochzeit zu lieb', das ist kein Kranzeljungfern-Brauch sonst."

„Kann Jede thun wie sie mag!"

„Eine Jede? Die man nit gern sieht, um die man sich nit gern reißt . . . wie um dich!"

„Um mich? . . . So?"

Jetzt war er verlegen. Das gab keinen Anlaß zu rechter Gegenrede, und mit dem Trumpf, dem Wagnis der Aufforderung wollte er noch nicht heraus. Höchstens war eine Gelegenheit zu neuer Schmeichelei gegeben. Und ungerne solche sprechend, doch um sie hier wirksam zu

machen, sagte er wieder: „Ja freilich um dich, denn heut' . . . Franzi . . ." und da beugte er sich zu ihr vertraulich nieder: „heut' bist gar nit ein bißl geschwärzt!"

Im Innern zuckte es ihr, als wäre sie von einer Nadel gestochen. Im Aeußeren rührte sie sich jedoch kaum. Er hatte davon eine besondere Wirkung erwartet, sie aber saß wie von Stein und antwortete nicht.

„Was sagst?" frug er nun dringlicher, als hätte sie überhaupt etwas gesagt und er es leicht überhört. Er horchte nun hin, dermaßen auffordernd.

„Andere Stund', anderer Grund!"

Auf diese kalten, kurzen Worte schwieg er, ja er strich sich, denn doch erregter, über die glatten Haare an der Schläfe.

„Anderer Grund? Bin ich nit immer noch derselbe? Und komm ich jetzt nit zu dir beim Tanz . . . da vor Allen . . . Dirnl," sprach er mit erhöheter, dringender Stimme, „und sag', weil du mir g'fallst, weil du mit niemand Anderm tanz'st . . . tanz' mit mir!"

„Ich dank dir recht schön . . . aber . . . ich kann nit!"

„Franzi!" rief er in höchster Erregtheit.

„Hans," sagte sie in ruhig gedämpftem Ton.

„Du tanz'st!"

„Nein!"

„Du mußt mit mir tanzen," rief er jetzt hellauf, „oder . . . !"

Schon hatte das laute Gespräch die Aufmerksamkeit allgemeiner auf sich gelenkt, schon waren die Bursche herbeigeeilt und umringten das Paar.

Hans fühlte sich in seiner Würde und Ehre tief verletzt, er glaubte, das in der Erregtheit erringen zu müssen, was sie ihm jetzt verweigerte, und je ruhiger sie ihm entgegenwirkte, desto mehr fühlte er sich als den „Hag=

maier," den Oberburschen der Dorfgegend, aufgestachelt und erniedrigt.

„Oder?" frug sie ruhig.

„Oder ich . . . sag', was ich weiß!"

„Wenn du was Unehrenhaftes weißt, so sag' es laut, aber ehrlich, wenn du ein ehrlicher Bursch' bist!" Das war vernehmlich und kräftig und so ohne Scheu, voll Wahrhaftigkeit gesagt, daß Hans einen Augenblick verwirrt wurde. Endlich faßte er sich und sagte: „Unehrenhaft . . . nein, das nit!" Denn er wollte sich den ehrenvollen Abzug noch immer nicht ganz verderben. „Aber ich weiß von einer Dirn', die im Wald . . . die sich um mich beworben hat . . . die Alles gethan hätt' . . ."

„Hätt' . . . aber . . . das ist vorbei."

„Vorbei? Und wenn ich dir sag', Franzi . . . Franzi! . . . Franzi! . . . du bist die Meine!"

Er hatte in der Erregtheit sich gesteigert zur Ansicht, Alles daran setzen zu müssen, denn zu Schanden war er noch nie geworden und zu Ende war ja mit Worten doch noch nicht Alles, und er horchte nun auf den freudigen, unausbleiblichen Erfolg.

Die Andern standen hell erstaunt.

„So glaub' ich das nit . . . gerad jetzt nit!" war die ruhige Antwort.

„Du tanz'st mit mir!"

„Nein."

„Und wenn ich dir da . . . die Hand vor Allen gebe?"

„So ist das kein rechtes Bot (Angebot des Freiens), wie es Brauch ist. Und du bereust's."

„Ich?"

„Ja du."

„So tanz' mit mir!"

„Nein!" sagte sie jetzt trotzig fest und erhob sich gerade gegenüber der heftig geröteten Gestalt des Dringenden.

„Ist das dein allerletztes Wort!“ schrie er förmlich.

In Allen zuckte die Neugier wegen der Antwort auf, wie ein Blitzfeuer — der Donner sollte folgen.

Seltsamer als erwartet.

Kaum als das letzte Wort verhallt war, ertönte nämlich statt jeder Widerrede ein leiser Schrei Franzi's, sie griff nach dem Herzen und fiel auf den Stuhl zurück, sie lag gebrochen, in Ohnmacht!

Ein allgemeiner Schreck, eine plötzliche Verwirrung, ein wildes Wort- und Rufgemenge ging durch die Versammlung, die Weiber stürzten voran über das Mädchen, rissen ihr das Busentuch weg, das Mieder auf, spritzten ihr Wasser ins Gesicht, riefen sie an, und alle Zeichen eines plötzlich erkrankten armen Menschenwesens zeigten sich.

Die Männer und Bursche traten teils schamhaft zurück, teils hatten die Weiber das Mädchen so sehr in ihrer Mitte, war es so sehr von breitausgiebigen Weibergestalten umrungen, daß selbst ungeziemende Neugier nur die Geschäftigen wahrgenommen hätte.

„Das hat er davon!“

„O der!“ ging der Lärm der Anwesenden los.

„Er? Wer? Was kümmert's ihn, den Hans ohne Herz!“

„Er lacht heimlich darüber, der Teufel, daß er so Böses angestellt hat!“

„Die Buben spielen nur mit den Weiberherzen . . . arme Mädl!“

„Das war aber auch zu stark. Er ist ein Ungeheuer!“

So ging es los über die Störung der Hochzeit. Sie war aber gestört. Die Mädchen drückten sich in die Ecken, oder weinten im Mitgefühl. Die Erkrankte wurde hinausgebracht, war ja im Hause daheim und es bedurfte weiter keine fernhinwirkende Sorge.

Aber Toberl mit dem rollenden Einauge in dem ernstesten Gesichte, das er je zur Schau trug, spielte; der Tanz wollte dennoch nicht mehr recht flott angehen.

Die Bursche, mit Hans in der Mitte, bildeten wieder ihre eigene Gruppe.

Heftig getrunken wurde darin, und die vielen Flaschen ließ allesammt der Hans aufstellen.

„Sie hätte getanzt mit mir!“ rief er, „und gerad' wie sie ja hat sagen wollen, ist's ihr zu Herzen gestiegen und ist sie ohnmächtig geworden!“

„Ja du bist zum letztenmal nit abgewiesen worden,“ sagte ein wohldienerischer Bursche, das Glas an die begehrliche Lippe setzend.

„Aber du hast ihr auch 'was versprochen,“ äußerte ein anderer Kamerad gerade heraus.

„Versprochen? hm!“ sagte Hans errötend und stockend, aber bald gefaßt: „Trotzige Dirnl . . . trotzig, daß sie gleich ohnmächtig werden . . . da fehlt 'was . . . da ist's im Herzen nit richtig!“

„Das sagst du . . . Hans . . . oh . . .!“ rief Einer.

Doch bevor er noch ausreden konnte, fiel Hans, der nicht ausreden lassen wollte, ein: „Ich mein', es fehlt was im Gesund . . . und ein krankes . . .“

„Du bist frei!“

„Du hast dein Wort gegeben!“

„Das war kein Richtigmachen!“

So tönte es heftig durcheinander.

„Und ich bin ein Bursch wie ein anderer,“ sagte jetzt Hans fest und förmlich, als hätte er seine ganze Kühle wiedergewonnen; „und ein Bursch sagt leicht 'was auf dem Tanzboden . . . und ich bin frei, ich bin der Hans wie ich immer war!“

Die Brautleute waren verschwunden. Mancher frohe Brauch unterblieb. Die Hochzeit war eine gestörte. Der Pfarrer blieb, mit einigen wenigen Alten, beim blinkenden Glase sitzen und sagte: „Der Herrgott wirft manchmal nur einen Stein in den Weg, daß der Wanderer kräfti-

ger drüber muß, das thut ihm gut und weckt recht für das Kommende!“

VI.

Wegen einer Lieb’.

Die Dohlen und Raben krächzten und stöberten, wenn sie auf einem Aste saßen, den Schnee von demselben, oder zeichneten, auf dem weißen Grunde gehend, ihre Krallen in den weit ausgebreiteten Plan. Der seltsame, bunte Eisvogel flog wie ein blitzender Edelstein längs den Rändern des Baches dahin, und mit flötendem Pfiff ließ sich die Schopflerche vernehmen, die, auf einem beschneieten Hügel oder Stein sitzend, in aller Kälte herzenswarm dem Weibchen, dem Liebchen rief.

Sonst war’s ringsum stille. Der Rauch war über den Dächern dichter als zu anderer Zeit, und nur neben dem Schornsteine war ein dunkler Streif in der Schneedecke eines Hauses sichtbar.

Wer nun ins Freie hinaus mußte! Begehrlich ist gerade Keiner darnach, wenigstens nicht auf lange. Für ein Weilchen schon. Der Holzknecht macht sich sein Feuer im Freien, der Jäger mag das Stapfen im Schnee lustig nennen; aber der Eine wie der Andere wäre doch bald wieder gern am warmen Ofen in einer Stube. Der Zöllner drückt seine rote Nase an die grünweiße Scheibe seines Guckfensters von innen heraus und wartet nicht wie sonst am Mauthhäuschen oder Schranken auf die Gebühr der Fahrenden und Reitenden.

Aber wem es zu langweilig daheim oder im Wirtshause ist; wer nicht zu oft darin sitzen mag, um nicht „beredet“ zu werden; wer einen Zeitvertreib haben will und

des Weges zieht oder so thut, als ob er ihn gerade gehen müßte; der kehrt gern beim „Mauthner“ auf einen „Plausch“ ein. Der Mautheinnehmer ist ein gewesener Soldat und eine fortdauernde lebendige Zeitung; er bekommt auch solche papierene. Am Mauthhäuschen ist der Briefpostkasten angebracht. Und daß unter solchen Umständen bei einem gedienten Soldaten und ärarischen Pächter auch Cigarren und Tabak zu haben sein müssen, daß zwischen einigen vorsorglich vorhandenen Pfeifen, Zündholzschächtelchen, Schwammlappen, Stahl und Stein und Schnupfdosen einige Flaschen mit besonderem Inhalte ihre Bereitschaft zu zeigen haben, das versteht sich zur Obsorge für Fahrende, Reitende und sogar zu Fuß Gehende von selbst.

Es ist da nicht wie beim Wirt, wo man nur des Zechens wegen weilen kann; irgend etwas von allem Dingskram da kann ja ein Mensch leicht brauchen, und selbst bei einem Kaufe für einen Kreuzer, ja blos bei einer Nachfrage, ob dieser oder Jener vorübergefahren oder erst komme, kann man einen längeren „Standerling“ in der warmen Stube halten und allerlei Zeitvertreib haben.

Das schrille Glöckchen der Thüre bewegt sich daher sehr häufig und stört gewohntermaßen gar kein Gespräch. Der Gensdarm kehrt da, bei der Wegkreuzung, auch häufig ein und er weiß manchesmal zu fragen über die Vorkommnisse, er erzählt auch solche und ist immer, weil er etwas Neues von ringsum weiß, freudig willkommen. Er benutzt auch den Mauthner als Abgeber für Schriftstücke, und so ist beim Mauthhäuschen, das draußen vor dem Dorfe steht, ein bewegtes Leben.

Und heute ist daselbst der Gensdarm sogar erwartet. Er hat den Kohlenbrennerleuten, welche wieder in einem Walde, mehr als eine Stunde weit von der Landstraße, ihren Brandplatz hergerichtet hatten, durch einen gelegent-

lichen Boten sagen lassen, Eines von ihnen Beiden möge zur Zeit hierher kommen, aber bestimmt!

Was mochte der Vertreter der Behörde, welcher zu Orten der Einsamkeit gelangt, wohin keine Amtsperson je im Leben einen Fuß setzt, von den Kohlenbrennern haben wollen?

Hätten sie sich etwas zu schulden kommen lassen? Sollte es freudige Bestellung sein? Botschaft? Von wem?

Das Herz zitterte den Leuten, welche immerhin mehr mit den Bäumen im Walde als mit den Menschen zu thun hatten, und sie beschlossen Beide zusammen an das Mauthhaus zu gehen, um sich mit beiderseitiger Klugheit im entscheidenden Augenblicke, kurz für alle Fälle beizustehen. Sie schmiegten sich förmlich enge aneinander, wenn sie von der seltsamen Botschaft auf dem Wege sprachen.

Der Name Dorl war auch auf die Lippen Beider getreten. Dabei aber war's den Leuten gegenseitig, als sollte Eines dem Andern das Herz nicht schwer machen. Und sobald der Name Dorl kam, schwand er auch rasch wieder, denn was sollte etwa der Gensdarm mit ihrer Tochter, die weit draußen in ferner Welt, was sollte die Behörde da mit dem Mädchen, die gehörte Botschaft mit Dorl zu thun haben? Sie hatte nie durch die Post geschrieben, sie ließ keine Botschaft sagen durch irgend einen Bauer, einen Knecht, eine Magd, durch Leute, die zum Jahrmarkt kamen — was sollte Dorl . . .!

Und grübelnd, ja heimliche Thränen wischend, ging das besorgte Mutterherz. Doch endlich schienen sich beide Wegeswanderer, getroster im eigenen Bewußtsein, beim Vorwärtsdringen anzueifern.

Sie gelangten zum Mauthhäuschen. Der Hauch ihres Mundes dampfte vor ihnen, als sie der winterlich geschlossenen Thüre nahekamen, und das Glöcklein meldete sie.

Der Gensdarm war noch nicht da. Aber Toberl mit

seinem ledernen Rucksack, in welchem er auch seine Zither hatte, war da und wollte auf den Wibmerbauer warten, welcher vom Marktorte heimkehrend hier vorbei mußte und ihn in seinem Schlitten auf zwei Stunden in die Weite mitnehmen sollte.

Da gab's ein Fragen und ein Auskunftgeben, und Toberl, welchem wol eine unfreudige Ahnung über das Mädchen, die Kohlenbrenner-Dorl auftauchte, suchte gutmütig die Leute zu trösten und sie mit allerlei Anderem zu unterhalten.

Der Gensdarm ließ auf sich warten.

Da schallten Schlittenglöcklein und Peitschengeknalle. Der Mauthner eilte hinaus, und nach kurzer Zeit kam er wieder und rief dem Tobi zu: „der Wibmer ist's nit, kann's noch gar nit sein," aber dabei riß er die Thüre nachdrücklichst auf, weil ein werter Gast Tabak, Cigarren und Allerlei verlangte.

Der Hans war's. Er hatte sein lustiges Gefährt angespannt, um Einiges in der Umgegend zu besorgen und gleichfalls einen Zeitvertreib zu haben, welchen er im Winter mehr bedurfte als sonst.

Er trat fest ein, wie eine gewichtige, selbstbewußte Person. Und erstaunt bemerkte er vorerst den Toberl da sitzen. Noch mehr überrascht war er aber, als er die Köhlerleut' da sah. Vorerst erkannte er eigentlich ihn, den Köhler-Martl; als aber die weibliche Gestalt sich allmälig aus dem verhüllenden Kopftuche herausschälte, ja als sie dabei gesprochen hatte, fand er sich gegenüber der Kohlenbrennerin. Die Stimme kannte er mehr als das Gesicht. Sie hallte ihm eindrucksvollst, so daß er vermeinte, jene seltsamen Worte aus der dunklen Hütte im nächtigen Walde zu vernehmen. Ihm bangte ein wenig, ihm ward es schaurig vor der „Hex'", er mochte sich aber da nichts merken lassen.

Wäre er, seinem ersten Drange nachgebend, davon geeilt, so konnte, wie er bald im Innern sinnierte, das Weib ihm Übles nachreden oder ihren Hokuspokus erneuern; bliebe er dagegen, so könnte er zeigen, daß ihm Vergangenes ein Scherz, ein Flüchtiges, Unbedeutendes war und ist, er daher auch dem Weibe gar nichts nachtrage. Neugierig war er jedoch auch, was die Leute zur Zeit hier zu thun hätten, so feierlich im Sonntagsstaate.

Diesen hatten sie heute respektvollst für die Behörde, wie respektabel für sich selbst, angelegt.

Der Mauth-Kaspar machte in seinem Hause sich geschäftig, in seiner Wohnstube und Warenniederlage, die beide zu einem Untrennbaren vereint waren, und er sagte sofort dem Hans Alles, nämlich so viel oder so wenig er wußte, weshalb die beiden „Parteien," er sprach gern amtlich, da wären.

„So?" sagte Hans, und dabei mied er dennoch die Blicke des Weibes. „Wegen was wird's denn bei euch mit dem Schandar hergehen? Seid's Steuern schuldig? Nein. Habt's im Wald etwas angezündet?"

„Beilei' nit!"

„Habts ein Kind nit in die Schul' geschickt? — Ihr habt gar kein Kind! — Ja doch, ein Mädl, ein großes, erwachsenes, ein jung's Dirnl!"

„Na ja!" schlug jetzt Hans den Ton der Stimme hell auf: „So wird's was mit dem Dirnl sein. Sie laßt euch um die Papiere fordern, daß sie heiraten kann! Ihr Bursch' ist ungeduldig!"

Doch plötzlich hielt er inne, wie vom Gewissen oder von der Erinnerung gepackt. Er hatte von Herzensdingen gesprochen und das war für ihn das Ungeziemendste, Unbequemste. Die düsteren Blicke der Köhlerin ruheten, lasteten jetzt förmlich auf ihm und erweckten ihm das Gedächtnis, darin das Bild und die Worte, wie sie den

Stein seines Herzens zerbrechen und ihm dasselbe weich machen wollte.

Abermals wollte er forteilen; aber seine Blicke und die des Weibes begegneten sich, und er blieb, im Banne, in der Erkenntnis, Mut zeigen zu müssen und nicht Feigheit verraten zu dürfen. Er mußte auch sogleich auf die Worte des Toberl hören, welcher sagte:

„Ja Liebessachen!“ Und absichtlich fuhr derselbe mit Nachdruck fort: „Auf Lieb' ist die Welt gestellt! Was thät denn ich, wenn keine Hochzeit und keine Scharmuzirerei beim Tanz' wär'! Ohne Lieb' ist kein Leben!“

Hans verspürte wohl die Absicht dabei.

„Das sagst du!“ entgegnete er kühn in seiner Weise, sogar mit einer Art Trotz: „Denk' an dein Aug'! Und du brauchtest gar nit aufzuspielen, wenn du dein Aug' hättest!“

„Und wenn du mir sagst: Toberl, ich geb' dir dein Aug' wieder, dafür, daß aus deinem Kopf und Herz verschwind't, daß du dein Lebtag verliebt warst . . . so sag' ich nein! So ist's am besten! Schau den armen Staarl dort im Vogelhäusl, er hockt im Sand und steckt nur das Köpferl in die Höh' und summt und pfeiferlt. Glaubst, für dich, für uns? Nein, weil's ihm wieder ein bißl warm is' und er in der Lieb' . . . . . . die Lieb' is' die Sonn' und der Mond und der Sternschein, wenn's Nacht und Winter und wolkenneblig . . . der Herrgott hat die Welt nur in der Lieb' und für die Lieb' geschaffen!“

Das sagte der Toberl so heftig und so kräftig heraus, gerade da, gerade jetzt, weil er den Hans einmal wieder hatte, wie er ihn haben und fassen wollte. Und auch deshalb, weil er wußte, wie es um die Franzi stehe, die wol wieder aufrecht war, scheinbar gesund, ohne je wieder sich um den Hans gekümmert zu haben, von der aber allerlei Gerüchte gingen über inneres Leid.

Ungebrochen war sie dem Burschen gegenüber, nichts forderte sie vom Hans, und er verspürte das! War's Ärger in ihm, Sucht, daß sie nachgebe, bedachtes Trotzen?

Als Tobi's eines Auge so durchdringend auf ihm haftete, verblieb er unter dem Zauber und Banne dieses Blickes wie gefesselt. In eine seltsame Gesellschaft war er da geraten, und in Ungeahntes. Wortlos stand er da. Seine irren Blicke gingen hin und her. Alle verstanden sich, und er hätte gern etwas gesagt; aber ehe er's noch fand, erschallte plötzlich ein heftiges Schellen seines Pferdes am Schlitten draußen, das er fast vergessen hatte; es wurde unruhig oder von jemand Unberufenem gelenkt; er wendete sich gegen die Thüre.

Dort, an der Scheibe derselben war der Mauth-Kasper wieder sichtbar, der außen mit den Händen herumfocht, wie im Verdeutlichen zu Worten und Rufen nach der Ferne hin.

Hans ergriff die Thürschnalle und eilte hinaus.

Toberl und die Köhlerleute drangen ihm neugierig nach. Doch Toberl war den Beiden vorausgekommen, und der Mauther ließ ihn auch hinaus. Als aber die Kohlenbrennerleute folgen wollten, hielt Kaspar plötzlich die Thüre zu und ließ sie nicht hinaus, zurückrufend: „Bleibt nur da, das geht euch nix an. Der Schandar wird gleich da sein!"

Das Wort Schandar wirkte wieder mächtig auf die weltungewohnten Leute, und als wären sie bereits in einer Art Verhaftung, blieben sie.

Draußen war ein merkwürdiges Bild zu sehen. Ein trauriges.

Der Gensdarm führte mitten im Schnee der breiten Fahrstra ße ein Mädchen, ein notdürftig angekleidetes, mit einer eigentümlichen grauen Jacke, denn diese schien beiden Armen keine Bewegung zu gestatten. Sie waren enge

am Leibe vorne gekreuzt. Kurzgeschnittene Haare hatte das Dirnl und das dünne Hülltuch hinter den Kopf in den Nacken abgestreift, so daß es ihr Gesicht und ihren Scheitel nicht vor Frieren schützen konnte. Und Augen besaß das arme Geschöpf in dem gelbblassen Gesichte, in welchem nur das Näschen von Kälte gerötet war, Augen wie glänzende Kohlen, wie Glaskugeln, schwarze, von innen heraus angeglühete, angeleuchtete!

Sie wollte so eben nicht vorwärts gehen und sich in den Graben werfen, der Gensdarm faßte sie und trieb sie vorwärts im Schnee, sie konnte die Arme nicht rühren.

„Was hast denn?" rief Toberl, als er das Wesen sah, dem bewaffneten Gensdarm entgegen.

„Verrückt ist sie! Und die Eisen hab' ich ihr geben müssen."

„Verrückt! Jesus, Maria und Joseph! Das ist ja die Dorl vom Kohlenbrenner!"

„Herrgott im Himmel! So weit ist's mit ihr schon!" rief Kaspar auf. „Das arme Dirnl . . . und die Kohlenbrennerleut'!"

„Und wegen was ist sie denn verrückt worden?" frug Tobi.

„Verliebt is' sie! Wegen eines Buben, der sie verlassen hat!"

„Wegen einer Lieb'!" rief Kaspar.

Hans stand und hörte und sah, er hatte im Erstaunen noch gar kein Wort gefunden.

Das Bild war denn doch zu ergreifend. Das gefesselte arme Geschöpf, der kräftige hochgebaute Gensdarm mit seinem Gewehr am Riemen. „Und warum stoß'st du das arme Ding so," hatte Hans auf den Lippen, aber er wagte nicht, es zu sagen, und schon äußerte sich der Gensdarm von selbst, als er das widerspenstige Mädchen vorwärts schieben, drängen mußte:

„Ich muß sie weiter bringen, es geht nicht anders, ich muß sie in den Kreisgerichtsort bringen, daß sie an die Irrenanstalt abgeführt wird, und ich bin verantwortlich bei persönlicher strenger Strafe. Von dem letzten Dorf ab ist sie erst recht widerspenstig geworden, manchesmal war sie still und geduldig wie ein Lamberl (Lamm), jetzt ist's ein Teufel! Wenn ich sie nur schon bei ihren Alten hätt'. Wissen's die Kohlenbrenner bereits, ist Eins von ihnen da?"

„Alle Zwei drinnen in der Stube!"

„So?"

Jetzt wollte das Mädchen gar nicht mehr gehen.

Kaspar hielt mitleidig die Thüre seiner Stube und seines Ladens fest zu, damit die Alten nicht heraus und auch nicht fernhin sehen konnten. Er schob sogar den Riegel bei.

„Um Christi Blut willen!" rief Toberl dem Gensdarm zu. „Wie willst du das arme Ding vorwärts bringen? Jetzt sträubt sie sich ja ganz und gar und will nit vom Fleck!"

„Hans, geh her!" rief Toberl sogleich diesem zu, als der Gensdarm die Geistesverwirrte aus dem Schnee des Straßengrabens herausdrängte. „Wir tragen sie hinein in die Stuben, komm', wir tragen!"

Hans fühlte sich bald wie erstarrt, bald ging's durch ihn wie ein leises Erzittern.

„Nein! Wegen einer Lieb'!" rief Kaspar aus. „So etwas! Geh her, Toberl! ich und du!"

Und sie schritten an das Mädchen heran, um es zu fassen.

Doch Toberl griff ihr vorerst überaus freundlich und mitleidsvoll besänftigend an das Kinn. Sie starrte ihm dabei ins Gesicht, daß er schier erschrack. Er konnte kein Wort hervorbringen, es waren Rührung und Bangen zugleich, die ihn faßten.

Kaum als die beiden Männer mit freundlichem Thun zu dem Mädchen herangetreten, ward es ruhiger. Kaspar tätschelte ihr auf die gefesselten Arme ... Toberl streichelte ihr die Wange ... sie folgte der sanften Weisung ... nur mehr wenige Schritte war sie entfernt von der Thüre ... auch dieser kurze Weg ward zurückgelegt ... und die Thüre ging auf ... und in der Stube stand das närrische, gefesselte Dirnl!

„Jesus, Maria und Josef!" schrie es ihr wie aus einem Munde von den Köhlerleuten entgegen. Und die Mutter sank in die Knie vor dem armen gefesselten Dirnl im grauen Zwangskleide und mit den verstümmelten Haaren. „Mein Dorl! Mein Dorl!"

„Was ist dir?" schluchzte der Alte dem armen Kinde entgegen; seine Hände zitterten, daß sie fast auf und ab stießen. Die Thränen rannen über das gefurchte, wettergehärtete Gesicht.

„Lös' ihr die Fesseln," sagte Hans zum Gensdarm; er sagte dies mit schwachem Tone, es waren die ersten Worte, welche er über die Lippen brachte.

„Jetzt kann ich's," sagte der Gensdarm-Peter, „in der Stube; aber draußen wär' ich verantwortlich gewesen für's Davonlaufen!"

Zerküßt und mit Thränen überflutet wurde vorerst das kranke, blasse Gesicht des Mädchens. Die Alten frugen gar nichts über sie, vorerst hatten sie ihr Kind, ihr leiblich Kind, und das einst so lieblich war und, obschon jetzt entstellt, verschändet, doch ihr Herzens-Schmerzens-Kind!

„Hat sie denn 'was Böses gethan?" rief endlich der Alte. Wenn auch eine Verbrecherin, dachte er, doch mein Kind!

„Nein, Martl, tröst' dich, nein, das nit; aber um den Verstand ist sie 'kommen!"

„Närrisch! närrisch!" schrie die Mutter auf. „Und über was?"

„Wegen einer Lieb'!“

Kein Wort ward über das Vernommene laut; nur die Seufzer, die Ausrufe tönten, der Kohlenbrennerin Weinen schüttelte ihren Körper.

Der Gensdarm löste die Fesseln von den Armen des kranken Mädchens. Jedes leise Klirren des Eisens ging den Eltern schrill durch das Herz. Die Mutter streifte wie begütigend, wie schmeichelnd, die arme gequälte Hand.

Jetzt stand das Mädchen frei.

Die Umstehenden erwarteten, daß sie den Eltern an die Brust sinken, sie umarmen werde; aber sie stand, stand eine Weile wie regungslos . . . endlich sagte sie leise „Mutter!“ . . . dann aber nichts mehr . . . ein Lächeln ging über ihr Antlitz . . . hierauf wurde sie wieder düster.

Alle horchten, was sie sagen werde, aber sie schwieg. Es herrschte eine kurze Weile ein so banges Stillschweigen in der Stube, daß man eine fallende Stecknadel gehört haben würde.

„Mein Kopf!“ sagte endlich das arme Geschöpf leidvoll, „mein Kopf!“ wiederholte sie, stützte diesen in eine Hand und suchte einen Sitz.

Die Alten geleiteten sie voll Jammers zu einem Stuhle.

Hans stand und sah und hörte, er war wie entkräftet, wie gelähmt. Das hatte er noch nicht erlebt!

„Und wegen einer Lieb'!“ tönte es ihm ins Gehör. Es wurde wieder im Gespräche gehört. Er hätte nie geglaubt, daß so etwas wahr sei, so einfach, vollkommen ohne Nebendinge, ganz wahr!

Das muntere Dorfkind hatte er ja gekannt.

Und Toberl's Einaug' sah ihn an, als wollte dessen Blick ihm tief eindringen bis ins Herz. War der Toberl nicht auch um sein Aug' gekommen wegen einer Liebe? Und will er nicht auch, trotz dem ausgestochenen, ausge=

bluteten Auge, behalten die Liebe im Herzen . . . im Herzen!

Herrgott! rief es im Innern des plötzlich nachdenklich Gewordenen; das Herz wollte ihm ja die Köhlerin weich machen! Die Erinnerung durchfuhr den Hans wie ein Aufzucken, ein Erbeben; es überkam ihn unheimlich, machte ihn förmlich schwach . . . seltsame Menschen, seltsames Zusammentreffen und Einströmen auf alle seine Sinne . . . er suchte davon zu kommen . . . fort von hier!

Er eilte hinaus, warf sich auf seinen Schlitten und fuhr hinweg.

Die Schellen seines Pferdes klingelten scharf und heftig vorüber an der Thüre des Mauthhäuschens, dann immer schwächer, ferner, leiser, bis jeder Schall und Ton vorbei.

Innen in der Stube klopften die Herzen fast hörbar, ein Augenblick des Erschöpftseins, der Stille war eingetreten.

Rasend jagte Hans draußen sein Pferd dahin im Schnee. Er wußte nicht wohin. Ihm war sonderbar, wie ihm noch nie gewesen. Er fühlte es wohl, er hatte ein Herz, die Kohlenbrennerin hatte Recht, ihm das zu sagen . . . wollte er wirklich fortan noch sich ganz ohne Herz zeigen?

Langsamer ging endlich das Pferd an dem leichten Schlitten und Hans saß mit schlaffen Zügeln in der Hand, wie sinnend und tiefsinnend auf seinem Sitze.

Er merkte gar nicht, daß das Pferd so leise ging auf glatter Bahn und die Schellen allmälig nur langsam, sanftest klirrten, leise förmlich sangen.

Sangen? Hörte er nicht ein Mädchen im Kirschgarten singen?

VII.

Herzensfinden.

Drinnen, in der Stube des Mauthhäuschens, blieb es eine Weile still wegen der allseitigen Gefühlsbewegtheit.

Der Mauther war froh, an den Schranken abberufen zu werden und in der frischen freien Luft sich wieder von dem Drückenden und Lastenden seiner eigenen Stube erholen zu können.

Der Gensdarm war müde von dem beschwerlichen und traurigen Dienstwege. Er löste den Hut und öffnete den Gurt, seine Schießwaffe hatte er ohnehin bei Seite gestellt, und er machte Anstalt, sich in der warmen Stube zu erholen, wenigstens durch eine Pfeife Tabak.

Toberl saß still in einer Ecke, wie ein müßiger, überflüssiger Gast, aber sein Einaug' beobachtete dennoch, als sähe er auf die Saiten und Finger eines Spielgenossen, er merkte auf diese Weise nun auch ein eigentümlich Lied ab, ein Lied vom Leben und vom Herzen!

Die Köhlerleute unterbrachen zuerst die Stille, wendeten sich an den Gensdarm und kamen mit ihm ins Reden. Vergangenheit und Zukunft des Mädchens wurden ihnen klar gemacht, wenigstens so viel der Mann davon wußte. Man konnte ihnen dasselbe nicht übergeben, denn es war noch vor Kurzem tobsüchtig und somit gemeingefährlich.

Die Mutter endete nicht mit Streicheln und Herzen und fuhr dem kranken blassen Kinde mit der rauhen Hand kosend über das feine Gesicht.

So mußte sie ihr Dorl sehen und wiederfinden! Das war's, weshalb diese Haus und Heim und die Eltern verlassen, dahingezogen in die Welt, einem Buben, einem bösen Buben nach, doch auch dem Herzen.

Das arme betrogene, verlassene, gebrochene Herz!

An das fragliche Herz des Hans, an jene Waldesnacht, jenes Zusammentreffen und was sie ihm gesagt, dachte, trotzdem er kürzlich da war, dachte die Mutterseele jetzt gar nicht, die Mutter hatte nur Sinn für ihr Kind.

Sie sagte dem Gensdarm, sie wolle Alles zahlen — und stimmte darin überein mit ihrem Manne — und sollte es Beider Letztes kosten. Sie wollten zum Kreisorte fahren, sie wollten das Mädchen nicht ins Irrenhaus bringen lassen, sondern es selbst übernehmen, denn es wird, es muß gesund werden in heimischer Pflege, im alten Vaterhaus, am Mutterherzen!

So still war das Mädchen jetzt, so schwach, so thränenfeuchten Auges, und es rang nur die Hände ineinander, dehnte die Knöchel und sagte leis': „Müd'! müd'!"

Sie lehnte das Haupt gegen den Tisch. Die Mutter neigte dasselbe mit sanftem Berühren gegen ihren eigenen Busen herbei, es sank und sank allmälig, bis hinab in den Mutterschoß . . . die Arme entschlief da, die Eltern und selbst Toberl mit dem glühenden Einaug' weinten leise, unhörbar, den Schlummer nicht zu stören.

Der Wibmerbauer war längst vorbeigefahren, aber der Toberl wollte heute nichts mehr von ihm hören nnd wissen, er blieb.

Im Freien fuhr noch immer der Hans. Er fuhr förmlich im Kreise umher; überallhin wollte er, nur nicht heim, nicht einmal ins alte traute Dorf.

Die kalte Luft, der sausende Wind, die das Gesicht röteten, der glatte Weg, das gleichmäßige summende Dahinziehen des Schlittens und das Vertiefen in Grübeleien hatten endlich auch einen eigentümlichen Einfluß, eine umfangende, einlullende, einschläfernde Wirkung.

Schneeflocken fielen ebenfalls gar leise, leise herab, und sie fielen auf den Hans in endloser Fülle — sie

machten ihn weiß, über und über weiß — er kam vor eine spiegelglatte Eisfläche und sah hinein, blank sah er seinen Wiederschein. Aber wie sah er aus? Es war sein Gesicht und doch nicht, denn Falten, tiefe Furchen hatte es, blaß war es und . . . das ist kein Schnee, nein, um Himmelswillen, greisgrau war er! . . . das war nicht lagernder Schnee, es waren silberblanke spärliche Haare . . . er war alt geworden, eine gedrückte, jämmerliche Gestalt! Er zitterte, er fühlte sich sinken, er sah ringsum aus nach Hilfe in seinem Leid, in seiner Schwäche und seinem Greisensiechtum . . . keine Hand rührte sich ihm entgegen. Er erinnerte sich, daß viele Geldsäcke da sein müssen, ja ringsum lagen sie, er deutete auf dieselben . . . allerlei seltsame Leute und fremdartige Gestalten kamen, aber alle die kamen und denen er die Geldsäcke zeigte, griffen nach diesen und eilten wieder davon . . . er blieb allein, hilflos, zitternd. Da drohete sein letztes Zusammenbrechen, er hatte noch einen einzigen, den größten Geldsack behalten, diesen bot er an für ein fühlendes Herz . . . Niemand, Niemand kam . . . er konnte sich nicht mehr halten, er stürzte nieder und das blanke Geld klirrte dabei hellauf . . . es klang wie Schlittenschellen!

Er riß die Augen auf.

„Rapperl, was schlagst du so herum!“ Diese Worte rief er, als er vollends erwachte.

Er sah, aus dem Traume sich zurechtfindend, daß ihm mitten auf einsamer Straße die Zügel entfallen waren, und das Pferd in die Leitriemen mit den Füßen verflochten stand und wild um sich schlug.

Er brachte Alles wieder zurecht, er mußte endlich umkehren und heim.

Als es dämmerte, kam der Hans wieder am Mauthhäuschen vorübergefahren, mit Schellen und Schlitten.

Die Stube war leer geworden. Der Mauth-Kasper

gab jetzt den Tabak und die Cigarren, die Hans gegen Mittagszeit nicht haben gekonnt oder vergessen.

„Alles fort!" sagte der Kasper, welcher im Gesichte des schweigsamer als je gewordenen Hans die Fragen las. Und der Zöllner wies nach dem Wege in die Ferne hin: „Vorüber! Alles vorüber!"

Das Wort „vorüber" tönte dem Hans noch lange im Gehöre, als er schon im Vorüberstreifen einen flüchtigen Blick in den Spiegel des Mauthers gethan, als er sein Pferd langsamen Schrittes über das Bachbrücklein dem Bühlhofe entgegen traben ließ.

Er kam an dem Waldstücke vorbei, durch welches er einen kürzern Weg hätte einschlagen können; aber er wollte in diesem Walde nicht fahren.

Er kam an dem Wirtshause vorbei, wo er sich hätte laben und stärken können; aber er wollte von dieser Wirtsstube, in welcher er einen Auftritt erlebt, nichts wissen.

Er hätte auch dem Wege ausweichen können, von wo man hinüberblickte nach einem Garten, in welchen die Fenster einer Hinterstube sahen, aus denen ein Licht drang, noch spät ein rotes Licht, gar hell und grell in den blankweißen Schnee.

Er kannte das Stüblein aus Jugendzeiten her; es brannte das Licht in einem herzförmigen Gefäße vor dem Herzen der Bräute aller Bräute.

„Wegen einer Lieb'!" tönte es ihm ins Ohr. Und die Schellen klangen wie fallende Münzen.

„Ha! Und gerad' weil's die Andern nicht glauben thäten . . . und er ein Bursch wie keiner . . . doch er in Allem der „Hagmaier", immer der Absonderlichste! —

Und . . . und im nächsten Frühjahr freite der Hans um eine Braut.

Die Braut hieß Franzi!

Er hatte ihr's ja schon einmal versprochen.

Doch er mußte gar ordentlich, in aller Form Rechtens und Herkommens freien. Und er erhielt erst das Jawort, als sich Freundschaft und Sippschaft ordentlich werbend, beim Wirt ins Haus gestellt.

Auch die Elternleute der Franzi kamen aus der Ferne herbei, wie sich das so brauchmäßig versteht. Jetzt war's ein ordentliches Freien oder „Richtigmachen."

Erst nach all diesem sagte die etwas stützig gewordene Franzi „Ja!" —

Das Kohlenbrennerdirnl durfte vorerst daheim im Walde bleiben, der Kreisarzt war dafür. Und Alles rings um das schwache, gar blaßgewordene Mädchen sänftigte, kühlte sie allmälig, weckte wieder ihr Herz und ihre Sinne. Sie blieb jahrelange gerne einsam, karg im Reden, still, nur manchmal sang sie mit herzergreifender Stimme hinaus in den Wald.

Sie horchte auf ein Echo.

Die Mutter blieb nun wieder daheim. Und vom Kräutersieden für Fremde, von Karten und von Herzensgeschichten Anderer wollte sie nichts mehr wissen.

Nur Eines blieb ihr, trotz aller inneren Buße, im Sinn, daß sie dem Hans das Herz mürbe gemacht.

Wie aber kam das?

Das ward von einer unfaßbaren Macht anders gelenkt, als sie geglaubt. Und in mancher Wallfahrerschaar tönte ihr Name.

Doch Hans hatte ein Herz.

Dies sein Herz, von dem ihm gesagt worden, daß es ein anderes in Haus und Hof führen werde, nicht wegen Geld und Gut, sondern um der Liebe Willen — dies Herz, welches das Vorausgesagte wahr machte, nicht weil derlei Wahrsagung etwa Wissenschaft und Wahrheit, sondern weil ein gewichtiges Wort in unserem Innern sein eigenes Leben beginnt, gleich einem ausgestreueten Samenkorn —

dies Herz des Hans, welches er fühlte, jetzt so glücklich wie nie — feierte Hochzeit beim Wirt, an derselben Stelle, wo er einst vergeblich um ein gutes Wort bei Einer geworben.

Der Toberl spielte lustig zum Hochzeitstanze auf. So hat es ihm aus der Zither und dem Herzen kaum jemals geklungen und gesungen.

An derselben Stelle, wo dem Hans, bei einer andern Hochzeit, der flüchtige Tanz versagt wurde, stellte er nun, als Brautmann, sich seiner stolz-stattlichen Braut, der Allerschönsten in der Gegend rings, der mit dem Kranze geschmückten Franzi gegenüber und sagte, im Tone förmlich aufjauchzend:

„Ist's wahr . . . gelt . . . jetzt versagst mir den Tanz nit? Bist die Meine und magst du tanzen mit mir?"

Sie sank an seine Brust — die Kameraden und „Gefreundeten" überschallten mit Jauchzen ihre seligen Worte!

Und sie „juchezten" und schnalzten zum „Dreinspielen" zwischen die „G'stanzl", welche Tobi beim Tanze des Paares zugleich hellauf sang:

Kein Tag ohne Sunn'
Und kei' Nacht ohne Stern,
Und kein Herz auf der Welt,
Das kein and'res hätt' gern!

Und kein Wald ohne Bäum'
Und kein See ohne Grund —
Und ich hab mit'm Dirnl
Den Himmel herunt'!

Den Kohlenbauer hatte der Hans eigens zur Hochzeit gerufen, und der Alte nahm ein großes schweres Tuch voll „Bescheid-Essen" und manches blanke Geldstück vom „Weiset" (Hochzeitsgeschenk) mit heim. Er ging beschwert, mit seinem langen Stock stapfend, vor dem Mauthhäuslein vorüber.

Aber im Wald und auf dem Rauch zieht viel Kummer in die Wolken, und der Kohlenbrenner weiß, wie Alles ausglüht und verlischt — zu Zunder und Asche! Die Luft, das helle Feuer macht Alles heil!

Fragt nur nach, im frei und stolz liegenden Bühlhof, wo die Tauben auf dem Dach schnäbeln und das „Gelt's Gott" wie bares Geld gilt zu rechter Zeit, und wo sie herzen — herzen — die Großen wie die Kleinen in der Hausstube — die Jungen wie die Alten!

2.

Rache ist süß.

Stadt-Geschichte.

I.

Beim Kaffee.

„Noch eine Schale, Frau Enzhuberin; nur noch eine einzige Schale! O, sollte Ihnen der Kaffee heute gar nicht bei mir schmecken? Sie haben ihn ja sonst immer so gelobt!“

Diese Worte sprach die Frau Oberbuchhalterin, oder vielmehr die Gattin des Oberbuchhalters an der Sparkasse, Hallmüller, in ihrer Empfangsstube, die halb Speise-, halb Gesellschaftszimmer war. Und die Frauen saßen am Kaffeetische.

Eine andere Dame mit einem sehr langen Strickstrumpf in den Händen, an dem sie arbeitete und einem Strickkörbchen am Arme, ferner eine alte, sehr gesetzte, aber im Gesichte heftig gerötete Frau, die Schwiegermama der Oberbuchhalterin, saßen mit am Tische.

„O, der Kaffee ist sehr gut, Frau von Hallmüller, ganz gewiß sehr gut, er ist ja sogar bei allen Frauen berühmt, wirklich . . . aber . . . aber heute hab' ich nicht den richtigen Geschmack dafür!“

„Ist Ihnen unwohl?“ warf die Dame mit dem Strickstrumpf sofort ein.

„Nein . . . .“ zögerte mit der Rede Frau Enzhuberin.

„Ist Ihnen etwas passiert?“ fuhr die gerötete alte Frau Hallmüller auf.

Die junge Hallmüller hielt noch immer die zum Eingießen bereite große Kaffeekanne.

„Bitte . . . bitte,“ sagte sie einladend, und das galt ebenso des Kaffees, wie der Rede wegen.

„Reden Sie, erzählen Sie, was passiert ist!“ wiederholte die Frau Schwiegermutter, und die Strickbeuteldame half ihr.

„Ach, es geschieht ja so vielerlei . . . und man kann nicht Alles gleich sagen!“ So die Enzhuberin.

„Es ist doch nichts Unanständiges?“

„Sie können ja reden. Wir sind ja verheiratete Frauen . . . unter uns!“

„Doch nichts zu sehr Betrübendes?“ sagte die junge Hallmüller teilnahmsvoll.

„Unanständiges! Hm!“ entgegnete endlich die von allen Seiten Gedrängte. „Wo denken Sie hin? — Und doch . . . ja . . . es ist betrübend und nicht gerade anständig zugleich . . .“

„Erzählen Sie! erzählen Sie!“ drängte es von allen Seiten.

Die Enzhuberin nahm ihren Fächer vom Tische, wehete sich einigemale Luft zu, als müßte sie die aufsteigende Röte und Hitze zugleich verscheuchen und sagte halbleise: „Es betrifft nicht mich . . . nein, nicht mich; aber eine gemeinsame . . . unsere beste Freundin!“

„Wer ist das?!“ waren die allseitigen Ausrufe, und sämmtliche lebhafte Blicke bohrten sich in das Gesicht der zögernden Sprecherin.

„Sie kennen dieselbe nur zu gut . . . sie ist recht lieb . . . und gewiß unschuldig . . . sie macht den besten Kaffee!“

„Sie ist nah . . . den besten Kaffee . . . unsere

Freundin . . .!" gingen die Worte durch einander, bis endlich die Schwiegermutter ausrief: „Sie ist doch nicht meine Schwiegertochter?"

„Ah!" seufzte die Enzhuberin auf, warf sich wie halb erschöpft, ohnmächtig zur Lehne ihres Sessels zurück und fächerte sehr heftig.

„Die junge Frau Hallmüller . . . die Oberbuchhalterin . . . unsere Freundin Elise . . . Schwiegertochter!" rief es wieder durch einander, bis diese mit ruhiger und fester Gelassenheit sprach:

„Mich betrifft es? Bitte, sprechen Sie deutlicher, ich bin neugierig und alle Frauen ringsum sind es auch."

„Also, wenn ich reden soll und reden muß . . . es ist kein Kaffeeklatsch . . . aber die Frau Steuereinnehmerin hat es von der Försterin, daß die Postmeisterin gehört hat, wie Jemand in einer Gesellschaft der Notarin erzählt hat, unsere Freundin . . . geht mit dem Bezirksadjunkten in den Wald promenieren!"

„Oh! Oh!! Oh!!"

„Und, wenn er zu fahren hat, so wird zuvor abgestiegen und die Waldeinsamkeit denn doch ein wenig benützt . . . zur Promenade!"

„Schrecklich! Niederträchtig! Infam!" waren die Rufe.

„So verlogen!" tönten die letzten Worte der geröteten Schwiegermutter, welche zugleich die flache Hand so auf den Tischrand schlug, daß die Kaffeeschalen klirrten.

„Und wer hat das gesagt? Wer?" frug Frau Elise. „Ich muß es nun wissen, da Sie so viel gesagt haben!"

„Also, wenn es sein muß . . ." sagte entschlossen und bedrängt die Enzhuberin, „die Postmeisterin, nein die Frau Steuereinnehmerin, zu der es die Försterin gesagt hat, welche wieder von der Postmeisterin gehört hat, meint, daß es der Herr Kogelgruber gewesen ist."

„Der Kogelgruber, der Fabriksreisende? Der Muster-

reiter? Der? Dieser Schwätzer! Solch' ein Geck! Windbeutel! Verleumder!"

„Man kann ihn klagen!" sagte die Strickbeuteldame.

„Einsperren muß man ihn! Zerreißen! Auf den Galgen muß er kommen!" rief die Schwiegermutter. „Das ist noch zu wenig! Mein Sohn selbst muß ihn vierteilen!"

„O . . . nur kein Duell!" rief die Strickende ein. „Um Gotteswillen nicht! Man muß es verhindern, um jeden Preis! Das kostbare Leben des Oberbuchhalters!"

Frau Elise Hallmüller saß sehr betroffen und nachdenklich. „Man muß zuerst wissen, ob es auch wirklich wahr ist," sprach sie langsam, aber innerlich sehr erregt. „Es ist eine ernste Verleumdung, und ich will hoffen, unsere verehrte Freundin, Frau Enzhuberin, hat nicht . . ."

„O, die Postmeisterin . . . die Steuereinnehmerin, die Försterin!" rief diese auf und die Anderen halfen ihr.

„Mein Obersohn . . . mein Buchhaltermüller . . . mein Sohn Conrad Hallmüller, Oberbuchhalter," rief die Mama heftigst, „sich duelliren, mit einem solchen Fliegenreiter? . . . daß ich nit lach'! . . . Ja, nein, das Reichsgericht muß ihn in den tiefsten Kerker . . . Aber so was kann nur bei uns passiren! Ja, wenn man erst die Frau Enzhuberin zur Postmeisterin bringen wird . . ."

„Nein, im tiefsten Vertrauen hat es ja mir erst die Steuereinnehmerin gesagt, die von der . . ." So flüsterte halb, sagte zagend die Enzhuberin.

„Förstersteuer, Postadjunkt, nein Meistereinnehmer . . ." rief die krebsrote Schwiegermutter verwirrt und eiligst auf, „nein, da ist ja gleich nit zum Auskennen und das wird eine schöne Geschicht' . . . aber ich sag' Euch, meine Damen, sie hat Recht gehabt!"

„Wer? Ihre Schwiegertochter? Die Frau Hallmüller!

Elise mit dem Adjunkt!" rief es wieder durch einander, erstaunt, voreilig.

„Paperlapap!" fuhr die Schwiegermutter darein. „Haben Sie nicht gelesen . . . vor einiger Zeit . . . in Paris . . . die Frau . . . die . . . Clohus . . . die Wigshuis . . . die Hug . . ."

„Die Clovis Hugues . . ."

„Die den Schneider ihrer Ehre, will ich sagen. Ehrabschneider, den Verleumder Morin niedergeschossen hat!"

„Ja! Die Clovis Hugues, die ihren Mohren, nein, den Verleumder Morin niedergeschossen hat, wurzweg, in der Ganghalle des Gerichtshauses!" ergänzte die sehr überhitzte Schwiegermama.

„Um Gotteswillen!" sagte nun erschreckt die Enzhuberin. „Sie werden doch nicht raten, Ihrer eigenen Schwiegertochter raten, daß . . ."

„Wenn ihr nichts geschieht, wie der Pariserin, welche vom Gericht freigesprochen worden ist; bevölkert von der Umjubelung, umjubelt von der Bevölkerung will ich sagen, warum denn nicht? Gleich so ein Beispiel bei uns, das wär' gut! Und zweimal sollt' er todtgeschossen werden! . . . wenn ich nur Jemanden wüßt, der . . ."

„Also doch nicht unsere liebe Frau Oberbuchhalterin selbst!"

Die Frau Oberbuchhalterin, die am meisten getroffene Frau Elise Hallmüller, hatte während der ganzen heftigen Scene noch am ruhigsten von Allen gesessen und in den Schoß gesehen, nachdenklich, doch tief erregt. Sie wußte, ein solches Geschwätz schädige ihre Ehre tief und in den Frauenkreisen werde sie fortan einen Gesprächsstoff bilden der bedauerlichsten Art. Jetzt sei nur noch Weniges gesagt. Aber einige Tage werden vergehen und die hier gesprochenen Worte werden noch anwachsen, sich in's Ungeheuerliche dehnen, und es mag nur Gott vorerst wissen,

welche Ungeheuerlichkeit zur schließlichen Gestaltung im Geschwätze gelangen werde. Zudem ist eine solche Angelegenheit schwer zu fassen. Vorläufig waren schon vier Personen genannt, diese vielleicht nicht ganz in richtiger Reihenfolge, und wenn nur noch eine einzige dazwischen wäre, welche endlose Jagd nach einer Verleumdung konnte das werden!

„Meine Damen und auch du, liebe Mama!“ sagte Frau Elise endlich. „Ich habe eine Bitte an euch, eine innige. Die Angelegenheit ist einer besonderen Beachtung wert, und ich werde den Makel auf meiner Ehre nicht ruhig belassen. Aber ich muß überlegen, was zu thun ... vielleicht gemeinsam mit meinem sonst sehr ruhigen Gatten ... vielleicht allein, denn er ist Gemütsmensch und es schmerzt ihn zu tief ... genug, meine Damen, ich stelle die Bitte, verschweigen Sie die Mitteilung vorerst und lassen mir nur ein wenig, ein wenig, vielleicht längstens bis zum nächsten Kaffeegesellschaftstage Zeit, ich bedarf nur noch vorerst einiger Sammlung und Sicherheit, die Angelegenheit muß dann zu einem gerechten Abschluß kommen.“

„Die gekränkte Ehre!“

„Vierteilen!“

„O, die bösen Zungen!“ So rief es wieder von den Anwesenden.

Und die Kaffeegesellschaft war gestört, es kam zu keiner rechten Unterhaltung mehr. Der Enzhuberin wurde bange vor ihren eigenen Worten, die sie in der Erregung des Kaffees gesprochen; die Strickbeuteldame ließ zu viel Maschen fallen und unterbrach die Strumpfarbeit; die Schwiegermutter stieß zeitweise halb unterdrückte Drohworte aus und bohrte mit einer Hand in die andere; Frau Elise Hallmüller sprach von eintretendem Kopfschmerz und man empfahl sich früher als sonst. Der Kaffeetisch wurde aufgehoben.

II.

Ein entscheidender Gang.

Frau Elise hatte sich, nachdem sie noch einen Kuß auf die Stirne ihrer Schwiegermutter gegeben — alle Einreden dieser würdigen, aber bezüglich der Rache sehr phantasievollen Dame nicht beachtend — in ihr Zimmer zurückgezogen. Sie war nach dem ermüdenden Abschiede allein. Ruhe bedurfte sie im Drange der inneren Aufregung, die sie mehr fühlte, als sie andeuten gewollt; aber dennoch schien es sie im engen Raume nicht zu dulden. Sie wollte hinaus aus den beengenden Wänden, sie bedurfte Luft, des Himmels Licht über sich, die schöne Natur-Gotteswelt, gegenüber dieser boshaften, klatschsüchtigen, verleumderischen Menschenwelt.

Sie warf eine Mantille um und ging ernstlich aus. Sie bog erst in die Nebengassen ein, um nicht etwa gleich wieder von den bekannten Damen getroffen zu werden, dann ging sie wieder auf die Hauptstraße. Da sah sie in die Auslagefenster und beim Eisenhändler, zwischen den Geräten, auch eine Jagdflinte und eine Pistole. Nichts stach ihr so sehr in die Augen als diese Gegenstände. Dann ging sie am Zuckerbäcker vorbei, auch dieser hatte zwischen seinen Zuckerfiguren und Gegenständen eine Pistole aus Chocolade. Dann kam sie vor dem Buchbinder und Papierhändler vorbei, Schreibzeuge, Federbehälter waren in der Form von Pistolen da. Sie konnte die Gegenstände im Sinnen nicht los werden. Erschießen! erschießen! tönte es ihr immer wieder in den Ohren. Sie entlief ihnen förmlich. Endlich kam sie zum Holzgeschirr- und Puppenhändler, sie wollte in die glotzenden unschuldigen Puppengesichter sehen — auch da blinkte ihr eine Pistole, ein in solcher

Form zusammenlegbarer Schuh- und Stiefelzieher entgegen. Das war wirklich zu viel. Und diese Geschichte der Clovis Hugues, die ihrer Zeit so viel Lärm gemacht und von der sie ja gelesen, ging ihr wirklich nicht aus dem Sinn, der Armen, Bedauernswerten, die bei einem Kaffeetische — soll man schon sagen Kaffeeklatsch — um ihre Ehre gekommen war.

Und die Verleumdung schmerzte die treuevollst liebende Gattin wirklich recht sehr.

Ihre Situation war zum Erbarmen.

Sie konnte angesichts dieser Mordwaffen, welche heutzutage immer wieder in allen Formen vor Augen gebracht werden, ein seltsames Zeichen der Zeit, wirklich zu den seltsamsten Gedanken und Entschlüssen gedrängt werden.

Ein sonderbarer Zufall, wie deren so oft auf das Leben wirken, wollte es auch diesmal, daß sie den Missethäter sah.

Dort kam er leibhaftig, der Herr Kogelgruber, der dünne, geckische Fabriksverschleißer.

Und hatte er sie rechtzeitig ersehen und deshalb, angsterfüllt — oder wie er so that, wirklich unabsichtlich — das nächste Gäßchen zum Verschwinden gewählt?

Er war davon, ehe ihn die Frau mit den heftigst aufgeregten Gefühlen erreichen konnte.

Schuldbewußt! — Ja, ein Blick, es war ein Seitenblick von der Ecke — er deutete Vieles, Alles; — es stand nun fest in der Verleumdeten!

Und angesichts dessen, was sie gesehen, was ihre aufgeregte Phantasie nimmer verließ und sich immer wieder in ihre Erinnerung, vor ihr geistiges Auge drängte, faßte sie allen Mut zusammen und einen festen Entschluß.

Die blinkende Pistole!

Sie trat in den Laden ein und kaufte das Instrument!

III.

Wieder ein Gesellschaftstag.

Der Kaffeegesellschaftstag war wieder gekommen. Die Damen waren nicht nur benachrichtigt, daß heute wie gewöhnlich der „Schuhwichs“ — jour fixe — bestimmte Tag, nach Herkömmlichkeit abgehalten werde; im Gegenteile, so viel wie möglich, ließ Frau Elise um sicheres Eintreffen bitten.

Und auch die Schwiegermutter sollte nicht fehlen.

Die Schwiegermutter wurde jedoch beim liebevollen, pünktlichen Eintreffen ebenso zärtlich wie fest beschworen, von der unliebsamen Angelegenheit heute nicht eher zu sprechen, bevor sie, Frau Elise selbst, durch Beginnen damit, das richtige Zeichen gegeben.

Richtig waren sie Alle versammelt. Denn sie waren zu neugierig, die Fortsetzung des in voriger Woche Begonnenen und seltsamen Vernommenen zu hören.

Und an Herrn Ignazi Kogelgruber war auch eine Einladung oder Botschaft ergangen. Die Frau Oberbuchhalter Hallmaier lasse ihn höflichst und herzlich bitten, bei ihr um die Stunde vorzusprechen, ihr Onkel aus der Stadt, der Sekretär der Zentral-Sparkasse, sei da, und er wünschte Preise bezüglich der Uniformen für die Bediensteten zu hören, es könnte leicht ein großes und profitables Geschäft für die hierortige Fabrik sich vollziehen lassen.

Herr Ignazi Kogelgruber zögerte eine kurze Weile. Er überlegte, ob dies keine Falle sei?

Nein; heute war Gesellschaftstag bei der Oberbuchhalterin . . . sie konnte nicht mit ihm allein sprechen, und vor den Damen werde sie sich hüten, gewisse Dinge

laut werden zu lassen . . . zudem, wirklich, ein fremder Wagen stand nahe dem Hausthore . . . das Geschäft war in Ordnung.

Ignazius betrat das Haus.

Als er sich näherte und das heimlich hinter den Fenstervorhängen lauschende Dienstmädchen ihn herankommen sah, benachrichtigte sie rasch die Frau, diese bat die gesammte Frauengesellschaft, sich in dem Gesellschaftszimmer ruhig zu verhalten und keinen Laut vernehmen zu lassen, nur zu hören.

Die Thüre ward geschlossen.

Die Frau des Hauses begab sich in das vorne liegende Zimmer, das man beim Eintritte passiren mußte und blieb in diesem allein.

Kogelgruber kam, rein und unschuldsvoll wie eine eben aus dem Wasser gekrochene Maus.

Er grüßte mit aller Zierlichkeit und Demütigkeit und lächelnder Heuchelei. Und das werte Wohlbefinden lag ihm vorerst sehr am Herzen.

„Sie kommen wegen meines Verwandten . . . und dem Uniformirungsgeschäfte . . . der Herr ist nicht weit, er wird bald wieder erscheinen. Ich kenne die Absichten wohl und weiß darum. Sprechen wir ein Weilchen von dem Nebensächlichen, so weit es eine Frau wie ich versteht. Welche Farben meinen Sie?"

„Blau oder grün!"

„Das ist recht. Sie meinen wol, damit ist einerseits die Hoffnung anzudeuten und zudem die Treue!"

„Wie sinnig! Bei einem Vertrauensgeschäfte!"

„Und was halten Sie von der Treue . . . zwischen Liebenden . . . zwischen Ehegatten?"

„Wie meinen Sie das?" frug erschreckt Kogelgruber.

„Von der Hoffnung, daß ein Teil den anderen nicht betrügt?"

„Ich verstehe nicht . . .!“

„Aber was verstehen Sie unter der Ehre einer Frau, eines bisher unbescholtenen Weibes?“

„Meine Gnädige . . .!“

„Ich bin nicht gnädig, nie gewesen, bürgerlich ehrlich! Aber was sagen Sie von einem Menschen, der Kogelgruber heißt und in der Postmeistergaststube vor einer Gesellschaft erklärt hat, ich und der Bezirksadjunkt . . .“

„Nie . . . ich . . . Irrtum . . . Verleumdung!“

„Ja Verläumdung! Aber eine so bittere, ehrenrührige, daß ich das Leben ohne Ehre nicht mehr ertragen kann . . . fortan ist mein Dasein geschändet und . . . ich scheide vor Ihren Augen . . .“ (dabei hatte sie nach einer zierlichen Decke gegriffen, welche auf dem vor ihr stehendem Tische lag und eine kleine blitzende Pistole davon hervorgezogen) „aus diesem wertlosen Leben!“

„Gnädige Frau! Halten Sie ein! Um Gotteswillen!“ Er wollte vor, aber der nun zwischen ihm und der Frau befindliche Tisch hinderte ihn, noch mehr aber der schreckliche Ruf, den er vernahm:

„Keinen Schritt von der Stelle, keine Bewegung . . . ich drücke sonst los!“

„Gnädige!“ winselte er und faltete die Hände, „Sie werden doch nicht . . . bedenken Sie . . . sich selbst . . .“

„Wolan,“ sagte sie, mit der Pistole einhaltend, „so will ich anders enden . . . Sie haben, wie ich und alle Welt, gelesen, was eine verläumdete, an ihrer Ehre gekränkte Frau in Paris gethan hat. Nun denn, was jene Frau Clovis Hugues an Monsieur Morin gethan, das soll sich auch bei uns wiederholen . . . mögen die Gerichte an mir anders als freisprechend handeln, meinen Tod aussprechen, aber Kogelgruber, Sie sind vorerst des sichern Todes und fallen der Rache als Opfer!“

Sie hielt ihm die blitzende Pistole entgegen, sie drohete

mit flammenden Augen schrecklich, gerade auf das Zentrum seiner Brust gerichtet.

„Gnädige . . . O! O!“ Und er sank in die Knie. „Gnade! Verzeihung! Nie wieder! Leben Sie! Lassen Sie mich leben!“

„Beten Sie rasch!“

„O! Au! Oh!“

„Hier, Verachtenswerter . . . !“

Ein Schrei! Ein Knall!

Sie hatte mit der Pistole eine heftige Bewegung gemacht und sie auf die Tischplatte geschlagen, da zersprang die aus Chokolade bestehende mit einem Knall . . . die eine Hälfte sprang über den Tisch hinweg gerade vor den Knieenden, ihm zu Füßen, die andere behielt sie in der Hand; derlei Pistolen aus Chokolade, sieht man ja zuweilen in den Schaufenstern der Konditoreien.

Der Knall war zugleich das Zeichen für die ungeduldigen Damen, welche ohnehin verstohlen an die Thüre geschlichen, und nachdem sie dieselbe leise ein wenig geöffnet hatten, an dem Spalte, den Vorgang belauschend und beguckend geblieben waren.

Rasch öffneten sie nun die Thüre ganz, die sämmtlichen Damen und Kaffeegenossenschafterinen sahen auf das erbauliche Schauspiel.

Alle schlugen in die Hände, lachten.

Ignazius Kogelgruber begann sich zu besinnen, zu erheben. Er ward sich bewußt, schmählich einem Spiele erlegen zu sein und seiner überwältigenden Schwäche. —

Die Frau war gerächt! Was werde nun noch Alles über ihn kommen!

„Mein Herr!“ sagte nun die Dame des Hauses zu dem wie erstarrt und verwirrt Dareinsehenden. „Es steht Ihnen frei, da Sie noch lebend sind, das Ihnen zugefallene Stück der Pistole nach Hause zu nehmen und die Choko-

lade in süßer Erinnerung, roh oder zubereitet, zu genießen . . . ."

„O!" sagte er nur, nach seinem Hut suchend.

„Meine Damen," fuhr die Frau zu sprechen fort, „wir werden heute zum Kaffee noch Chokolade nehmen und zwar aus diesem Pistolenteile, den ich noch in der Hand habe. Sie dürfte uns wol recht schmecken, denn Rache ist süß . . ."

Der Hut wollte sich zwischen der Damenkolonne nicht so rasch finden lassen, als dem entsetzten Gepeinigten lieb, fast wie ein Lebenerrettungszeichen gewesen wäre.

„Ich komme nie, nie wieder . . ." rief er in Verwirrung und Angst aus.

„Aber jetzt komm' ich!" rief die Schwiegermutter und stemmte ihre Arme in die Seiten.

„Nein ich!" rief der Oberbuchhalter Hallmüller mit stattlicher Gestalt ganz eintretend. „Ich mußte auf den Wunsch meiner Frau eigens noch in einem Fiaker herbeifahren, ich komme pünktlich und zurecht. Ich wünsche guten Abend meine Damen, aber noch besonders Ihnen Herr Kogelgruber . . . es wird doch gut sein, wenn Sie Ihren Hut dort zwischen der . . . Schwiegermama und der Frau Enzhuber hervornehmen . . . er könnte sich sonst noch mit Kaffee oder Chokolade vollgegossen zeigen!"

Verschwinden blitzartig . . . musterhaft!

Der Gatte umarmte seine Frau zärtlichst und drückte ihr in Gegenwart der Zeuginen herzlichst einen Kuß auf den frischen, lachenden Mund.

„Aber du nimmst heute ausnahmsweise Teil an unserer Frauengesellschaft?" sagte rasch die Mama, ihm noch einen besonderen Kuß reichend.

„Freilich, freilich!"

„So wird man zur Rächerin seiner Ehre!" rief die Gerettete und Gerächte, und dies wiederholten nicht allzuwenig die Frauen der Gesellschaft.

Bald saßen sie wieder um den gewohnten Tisch und erfreuten sich eines Gesprächsstoffes, der nicht nur für heute, sondern nur für mehrere kommende Tage und noch nicht gänzlich vorausgesehene, ebensowenig gezählte Gesellschaften sich ergiebig genug erweisen konnte.

Frau Enzhuber nahm das Wort:

„Chokolade ... Milch ... Kaffee ... und Zucker ... wir erheben unsere Schalen auf das Wohl der Frauen, auf das unserer Freundin . . .“

„Und Schwiegertochter!“ rief die Schwiegermutter der Rednerin darein.

„Und auf die Ehre der Frauen ...“ rief der heitere Gatte hinzu, seine Tasse an die der Gattin haltend.

„Und auf die Rache!“ rief diese, von der Chokolade nippend, „denn sie . . .“

„Sie ist süß!“ war der einstimmige Ausruf.

3.

Das Engerl im See.

Hochlands-Geschichte.

I.

Am schönen Tag.

„Wenn nur der Herrgott alle Tag' Sonntag und einmal in der Wochen ein' Feiertag oder Kiritag (Kirchtag) dazu gäbet!" rief ein lustiger Bursche, der an einem Tische vor dem Wirtshause zu Sankt Lorenz am Mondsee saß und sein hellblinkendes Weinglas, in welches ein Sonnenstrahl schräg einfiel, gleich nach dieser Rede an den Mund führte.

„Und wenn der Schafberg ein Guglhupf (Napfkuchen) wär', und die Eisenau oder Steinalm ein Weinberl, du G'sell thät'st dih durchfressen bis nach Sankt Wolfgang oder Gilgen hinüber; nit wahr?" sagte ein etwas älterer Mann mit einem waidmännisch geschmückten Hute.

„Trinkst vielleicht noch den Alm- oder Krotensee oder Schwarzensee als ein Glaserl Kirschenen dazu, wenn er g'schmackig wär'!" sagte ein Anderer am Tische.

„Ei was!" fing der Bursche wieder an und schlug lustig auf den Tisch, „so wollt' ih gleich, daß die Drachenwand ein lebzeltenes (Lebkuchen) Herz wär' und der ganze Mondsee da vor uns aus Meth; dann . . ."

„Was?" frug der andere Bursche voreilig, „dann möchtest du etwan das Alles an dein Dirnl geben?"

„Das is' a Lieb!" rief der Mann darein.

„Nein," sagte der erste Bursch; „auseinanderbrechen

thät' ih das ganze Riesengestein oder das Herz, was bis in die Wolken geht; und so viel Dirnl als im ganzen Landl sein, so viel thät' ih beschenken mit Stück', so groß wie a Haus, und jeder schöpfet' ich ein Schiff voll Meth . . . ."

„Und herzen und bussen thät'st dafür, das wär' ein Leben! Freilich wohl!" sagte der andere Bursche und schnalzte mit den Fingern dazu.

„Hahaha!" rief der Mann lachend aus. „Hörst, so ein Hallodri (Schelm) wie du, ist mir lang' nit vor'kommen; du treibst es gleih im Großen und Ganzen, Klein's ist dir Alles zu ungut."

„Kiritag is' und lusti sein muß ma', hat der Teufel zur Pfarrersköchin g'sagt, wie er mit ihr durch's Loch dort oben in der Drachenwand ausg'fahren is'!"

Helles Lachen antwortete dem Scherze von mehreren Seiten. Nicht nur am Tische in der Laube nächst dem Eingange zum Wirtshause lachte man, sondern auch ringsum. Einer oder der Andere vom nächsten Tische hatte zugehört, erhob sich und nahm Teil; auch Mädchen und Weiber gab es rings dabei auf dem grünen Platze um das Haus.

Und der kecke Redner stand von seinem Tische auf, sein Glas in der Hand, trank da und dort zu, suchte da und dort an einem der Tische mit Dirnln oder Weibern zu scherzen, wurde mit Scherz wieder bedient oder abgewiesen.

Er trieb's eine Weile so fort, ehe er zu seinem frühern Platze wieder zurückkehrte.

Ungewöhnlich viele Tische standen heute auf dem Rasen oder vor dem Hause nahe der Straße. Eine reisigumwundene Stange, mit einem Fähnlein oben, lockte zu Außergewöhnlichem heran. Zwischen der Kirche und dem Wirtshause, nächst der Straße, standen einige „aus-

geschirrte", pferdelose, mit den Deichseln zur Sicherheit in einander geschobene Wägelchen. Nicht weit davon breitete ein Lebzelter (Lebküchler) sein Leinendach aus, und darunter zwischen dem Gesträuche war die süße, bunte Ware auf einem Tische und höhergehenden Staffeln ausgekramt, so daß sich jeder Marzipan-Reiter, mit roten, weißen, grünen und blauen Zuckerschnörkeln verziert und seinem süßen Schwert neben dem langen Zuckerschnurbart, desto verführerischer zeigte. Und die Wickelkinder mit Zuckerhauben und den Glasperlen als Glotzaugen, sahen so dumm lächelnd darein, daß es eine ordentliche Aufforderung war, dieselben den jungen Weibern und, wenn sich Einer den Scherz erlauben durfte, auch einem Mädchen aufzudringen, in den Arm zu legen.

Auf einer eisenbeschlagenen Truhe neben dem Schautische saß die dicke Lebzelterin mit einer „reichen Haube", dem hochragenden Goldbortenbau, auf dem Kopfe, dem Silberkettlein mit einer schweren Schließe, in welcher bunte Steine blinkten, an dem Halse, und einem rotgeblümten Seidentüchlein über der schwarzsammtenen Joppe.

Alles höchst appetitlich.

Und die zahllosen Fliegen, welche mittelst des Wedels aus Tannenreisig gar nicht abzuwehren waren, zeigten durch ihre Hartnäckigkeit, rings um einige kleinere und größere Gläser, für die Picksüßigkeit des Methes, welcher in einem Fasse auf der Truhe nebenan stand, an dessen Zapfen sogar ein frischer Blumenstrauß prangte. Schöner kann man's beim Kiritag-Lebzelter-Stand nimmer haben, auch die Sprüche zwischen den hochroten und grasgrünen Leuten auf den Papierzetteln zu den Herzen, waren schon das Höchste, was seit Menschengedenken auf solchen Fibeln für Verliebte und Spaßhafte zu lesen war.

Und aus der Stube tönte es jetzt wieder heraus,

nachdem die Tanzmusik eine Weile geschwiegen hatte; es wogte, schnalzte, scharrte, trappte dazu.

In den späten Nachmittagsstunden eines herrlichen Sonnentages im Hochsommer war dies und der leise bewegte See hob und senkte sanft schimmernd unzählige Perlmutterfarben mit seinen Wellchen. In der Richtung des riesigen Blockes der Kienbergwand am Schafberge, weithin nach rechts, lag ein breiter, goldroter Streif quer über den See und ein tiefdunkelblauer dahinter nächst dem Felsen. Diesseits auf dem Lande, eine Strecke im Rücken des Wirtshauses, waren die kahlen Schroffen der Drachenwand, auf denen sich streckenweise keine Gemse halten kann, tiefsonnig beschienen, und neben grau überschattetem Gestein war gelbes, fast goldig angeglüht, so daß es auf die Straße hervor und über das Wirtshaus herüber spiegelte, selbst das Tannengrün im Höllengraben an der Wand gar seltsam farbig leuchtend aussah.

So war der Tag zu heller Lustigkeit angethan; und zu viele schöne Tage gibt's da nicht, als daß man nicht den recht zutreffenden benützen sollte. Und deshalb war der starke, stämmige, hübsche Bursche am Tische auch so heiter „aufgelegt" und deshalb lachten die Andern auch so gerne.

Und als das Lachen und Scherzen im besten Gange war, da kam auf der sonnigen Straße ein merkwürdig kleines Männlein daher. Es war in seinem Oberleibe völlig wie ein Mann ausgewachsen, jedoch derselbe mit dem langen, schwermütig aus den schwarzen Augen dareinblickenden Kopfe, befand sich auf kurzen, knotigen Beinen, und das machte den Menschen gar seltsam. Er hatte eine abgebrauchte Leder-Kniehose, Strümpfe und schwere, alte Schuhe an den Füßen, einen hohen spitzen Hut mit herabgewölbten Rändern und einigen Blumen auf dem Kopfe, die geflickte Jacke halb über die weißgrauen Hemdärmel gehängt, und

mit einem langen Bergstock in der Hand, den er doch nur in der Mitte halten konnte, kam er wandernd daher.

Sie hießen ihn das Wichtl, das Bergmannl, er war eine wohlbekannte Gestalt, im Sommer auf der Alm trotz alledem umhersteigend, Wurzeln grabend, Beeren sammelnd, Schafe hütend, im Winter in einem Eisenhammer irgend etwas helfend.

Als das Bergmannl vor der Lebzelterbude vorbeikam, rief ihn das Weib mit der Goldhaube an: „Tomerl, da!“ Sie gab ihm einige Süßigkeiten, auch ein Glasl Meth dazu. Das Bergmannl nahm, aß, trank, rückte dankend seinen Hut und ging dann zu einem Stein an der Straße, lehnte sich; man konnte meinen, ein Mann sitze; seinen Bergstock hielt er schräg dahin.

Vom Tische, woran die Lustigen saßen, flog ihm ein Stück weißen Kuchens zu und traf richtig auf seine Jacke. Er griff's auf, drohte mit dem Stock hinüber und aß ruhig weiter.

Aus der Wirtsstube schallte Musik heraus und jetzt traten aus der Thüre des Wirtshauses einige Mädchen. Die Eine und Andere hatte angeglühte Wangen, ihr Busen hob und senkte sich lebhaft, sie hatten getanzt. Die frische Luft that Allen wohl.

Die dicke Lebzelterin aus dem Thalgau kam nun aus ihrem beschattenden Zelte ins sonnige Freie wie eine Königin mit der blitzenden Goldhaube hervor. Ihr dünner Mann hatte sie abgelöst und saß jetzt mit seiner Pfeife und dem grünen Fliegenwedel neben dem blumengeschmückten Zapfen.

„Na, Buben und Manner,“ rief sie, „kaufts den Weibsleuten ein' Kiritag; schöne Sachen sein da, auch Röserl aus Zucker. So jung kommen wir nimmer z'samm; und zehn rechte Lustige kommen eher in Himmel als neun linke Schächer!“

Alles lachte, und die dicke Lebzelterin mit den angeglühten feisten Backen, aus denen förmlich die großen Katzenaugen herausleuchteten, die auch von den dunkeln Haaren desto mehr abstachen, setzte lustig lächelnd hinzu: „Hab' ih nit Recht?"

„Dirnl, gehts her da!" rief der erste, der lustigste der Bursche, „wie viel' Busserl und Reiter mögts denn?"

Geni (Eugenius), derselbe Bursche, stand auf und schickte sich an, näher zu gehen. Die Mädl liefen alle schreiend und erschreckt in die Thüre zurück. Nur Eine hielt wie beinahe ungerne mitgezogen, hinter der Thürschwelle an. Es war, als wollte sie bleiben. Doch mochte sie anderen Sinnes geworden sein, und auch sie zog sich in die Tanzstube zurück.

Der Aufgestandene ging wieder langsam zu seinem Sitze dahin. Wer ihn schärfer beobachtet hätte, würde etwas, wie einen über seine Züge fliegenden Schatten bemerkt haben.

Er war früher von dem Tanzboden herausgekommen und darin hatte er es etwas frisch, aber doch wol nicht recht getrieben, denn es schien, als wolle er hier außen einen Verdruß, den er innerlich hatte, durch laute, doppelte Lustigkeit verscheuchen. Er setzte sich als abgewiesen, dennoch schmunzelnd nieder und hob sein Glas wieder zum Trunk empor.

„Also du bringst dein' Methsee und deine lebzeltene Drachenwand nit an!" sagte der Mann am Tische. „Es geht doch nit so leicht bei den sakrischen Dirnln. Ih glaub', mit Lebzelten und Meth richt'st nit viel aus."

„Ho!" sagte Geni sich in die Brust werfend, und sang gleich dazu:

„Viel Fischl im Wasser,
Viel Lambl im Gras —
Viel Dirnl zum Foppen
Wie lustig is' das!"

„Du, hüt' dih!“ rief die Lebzelterin herüber und hob ernst und scherzend den Finger in die Höhe.

Ringsum begann man noch mehr am Gespräche und Gesange teilzunehmen.

„A neu's Dirnl zum Lieben,
An alt's zum behalten,
Wie soll ih mein Herzl
Jetzt auseinander spalten!“

rief gleich der Kamerad, der Rudl, am Tische dazu.

„Du hast nie ein Herz gehabt!“ rief ihm die Lebzelterin entgegen. „Steck' dir eins von den meinen unter den Brustlatz, so spürst doch was davon!“

Ehe die Leute lachen, oder der Rudl sich recht ärgern konnte, fing der Geni, wie in seiner Lustigkeit und Kühnheit recht herausgefordert, wieder zu singen an:

„Allemal, allemal
Muß ih mih sorgen —
Soll ih untreu wer'n,
Heut' oder morgen!“

Das war jauchzend, und mit einem Jauchzer schloß der Sänger.

Dirnen erschienen wieder an der Thüre. Der Tanz schwieg einen Augenblick. Doch als ob sich's Einer bestellt hätte, tönte bald die Musik heraus und diesmal „landlerisch“, förmlich die Melodie, die Begleitung zu Vierzeiligen gebend.

„Da drüben über'n See
G'hören alle Dirnl mein,
Und auf der andern Seiten
Wird's ah a so sein!“

ließ sich Rudl, der Kamerad, ausgelassen vernehmen.

„Das wird wol der See sein, den die Hühner bei deiner Mutter ihrer Futterkammer aussaufen, wenn's durstig sein!“ sagte die Lebzelterin etwas ärgerlich.

Burschen kamen mit ihren Mädchen aus dem Wirtshause und gingen zur Lebzelterbude, nicht ohne im Vorbeigehen bei der dicken Frau mit der goldenen Haube einige Worte zu fragen. Sie wies nur mit der Hand dahin und sagte: „Gehts nur!“ Sie blieb, sie interessirte sich, wie es schien, für den Vorgang hier.

Aber Geni stellte sich und hörte auf das richtige Zutreffen der Musik. Und als diese zurecht in der passenden Melodie war, begann er:

„Hiez han ih zwa Dirnl,
An alt's und a neu's —
Und hiez brauch ih zwa Herzl,
A falsch's und a treu's!

Hiez han ih zwa Dirnl,
A neu's und an alt's —
Hiez brauch ih zwa Herzl,
A warm's und a kalt's!“

Gelächter tönte rings. Die Musik hatte fest zu dem Gesange gehalten, und Einer vom nächsten Tische jauchzte seinen Beifall, patschte auch in die Hände dazu.

Die Frau schien wie ärgerlich. Sie mußte etwas gegen den Geni haben. Sie sagte: „Du! ... Dir steht's gerad' nit an, da so keck solche Liedl'n zu singen. Denk an was Anders!“ Das sagte sie fest, und ihre großen grauen Augen leuchteten dabei noch mehr auf. — Die Anderen schienen überrascht von diesem Benehmen des Weibes und wußten sich das Einmengen nicht zu erklären. Auch der Geni fühlte etwas wie Beschämung und sich geradezu erst recht herausgefordert. Er begann fest:

„A herzig jung's Dirnl,
So a wunderschön's Kind —
Von Herzen treu lieben,
War nie noch mein' Sünd'!“

„So, das sagst du! — Und du hast dih heut' noch nit g'rührt, um zu und mit der Ein' zu geh'n, die eigens vom Thalgau herüberkommen is', um dih zu finden. Ich kenn' dih!" sagte die Lebzelterin fast zornig, ihre Arme in die Hüften stemmend; „ih hab' dih gar mannigsmal wohl betracht' . . . gib Acht!" und sie schüttelte zornig den Zeigefinger ihrer Rechten „. . . daß ih nit wen benenn' und dih kleing'schämig mach'!"

In dem Eingange zum Wirtshause stand ein Mädchen und atmete schwer, zitterte förmlich und hielt sich mit einer Hand bald am Herzen, bald an der Wand. Andere Mädchen waren herausgeeilt und hörten zu.

Auf die Worte des Weibes antwortete Geni rasch und frech:

„Zum Fensterln und Foppen
Is' mir bald Eine recht —
Zum aufrichti lieben
Sein mir Alle zu schlecht!"

Das Mädl zwischen Schwelle und Zimmerthür schluchzte plötzlich auf und ward gar rasch von den Anderen bemerkt. Es entstand eine Bewegung an der Thür.

Die Lebzelterin trat hinzu und Alle wichen vor ihr.

Ehe sie jedoch zu dem schluchzenden Mädchen treten und es etwa an der Hand nehmen konnte, stand dies wieder aufrecht und frei, ja ging von der Wand weg und war im Nu vor der Thür im Freien.

Bei diesem Anblicke zuckte der Bursche wie getroffen. Seine Augen irrten. Er konnte den Blick nicht an der Gestalt haften lassen. Diese ragte nun sogar höher, als das Mädchen in gewöhnlicher, leichter Haltung war. Ein schlicht angethanes, schwarzhaariges, dunkeläugiges Mädl. Hübsch genug für einen Burschen. Kräftig und jetzt geröteter in den Wangen als je.

„Also zu schlecht bin ih dir!" rief sie. „Das bekennst du jetzt. Und zum Scherzen und Foppen gut genug?"

Geni hatte kein Wort, er schwieg.

„Mach' einen ehrlichen Burschen und bekenn' dih!" rief das Weib in der Goldhaube. „Ich weiß Alles. Die Mutter der Lisi is' meine Schulkameradin gewesen und ich verlaß' sie nit! Du wirst die reiche Sagmüllertochter vom Gau so wenig heiraten wie ich . . . verlaß' dich darauf, so lang' ich lebe!"

Dies rief das erboste Weib in einem Atem, ohne sich von dem Erröten und Erblassen, dem Faustballen des Burschen beirren zu lassen.

„Und du meinst", sagte jetzt Lisi, „weil ich wegen dir die Ehr' vergessen hab', ich hätt' gar kein bisl Ehr' mehr in mein' Leben. Du meinst, weil ich dein Kind unter'm Herzen trag' . . . ich will dich bitten und betteln? — Geh! Mein Bursch' und Mann bist nit! Und wenn dein Haus und Geld hinaufreichen thät' bis zum Drachenstein, so viel hast nit, um deine Hand auf dein Kind und deine Wang' an seine zu legen. Geh!" sagte sie und ballte die Faust und trat vor, als wollte sie los auf ihn.

Doch sie wurde zurückgehalten.

Die Burschen und Männer murmelten etwas. Die Mädchen ächzten oder wurden rot und blaß — Weiber umringten die eine Dirn'.

„Geh!" schrie diese nochmals. Und sie riß aus ihrem Busen ein silbernes Anhängsel heraus, das an einem Schnürchen gehangen hatte — warf es dem Burschen vor die Füße in den Staub — ihre Hand wies wie herrisch hinweg.

Die Sonne war westlich hinter den kleinen begrünten und bewaldeten Kolomansberg gegangen, der die Salzburger Gegend von dieser scheidet. Rot sah die Kugel nun herüber und durch den dunkelgrünen Tannensaum auf die kahle Drachensteinwand. Die schwebenden Wolken leuchteten und glimmten an ihren Rändern. Auf der Spitze des Schafberges und auf dem zackigen Rande der Drachen-

wand flammte das Abendrot auf und spiegelte einen Feuerfluß in den See.

Das Bergmannl stand auf und schob sich an die Stelle, wo er den gefallenen Gegenstand vermuten konnte. Er scharrte mit dem langen Stock im Staube.

Auch der früher so lustige Mann, der mit am Tische der Burschen gesessen war, stand auf und ging betroffen davon, früher als Andere.

Die Musik war verstummt.

II.

In der Mondnacht.

Herbstlich war's und Nacht, helle mondbeschienene Nacht.

Die langen Nebelstreifen, welche unter dem Himmel sich hingestreckt hatten und auch an den Alpen und Bergwänden hingen, wie silberdurchwirkte Schleier, waren leise im Lichte zerflattert. Schwarz und schwer lagen unten die kleinen, tannenbestandenen Berge, ein Duft nur umschwebte ihre wellenförmig sich hindehnenden Ränder. Hoch oben leuchteten die Felswände und Schroffen, als ob aus ihnen das Licht selbst herausdränge, stellenweise wie schmelzendes Silber und stellenweise wie erstarrendes, graues; die Abgründe und Einrisse durchäderten es dunkel, fast schwarz.

Auf einem Abhange des Schobersteines, der sich mit der Drachenwand an der Seite fast verbindet, aber höher in die Wolken ragt als sie, steht das Ruinengemäuer des Schlosses Wartenfels. Zerfallen die alte Herrlichkeit, in Staub zerweht die Leiber der Mächtigen und Krieger, die von hier weitaus das Land beherrschten; — immer neu der Wald ringsum, und noch immer fest und unerschüttert das ragende Felsgestein, worauf die Burg sich einst desto freier und stolzer über die Lande erheben konnte.

Auf einem vorspringenden Stein dieses Felsens, von Gesträuch und Gebüsch genügend flankiert, um nicht nach allen Seiten gesehen zu werden, aber den Blick frei nach allen Seiten weitaus, um das Getier rings erblicken zu können, wie gleichfalls Jene, welche demselben etwa nachstellen — saß der Jäger, das Rohr über die Knie gelegt, den Alpenstock zur Seite; der kleine Dachshund lag zusammengerollt zu seinen Füßen und durfte sich nicht rühren.

Im Alpen- und Seelande hoch zu sitzen und weitaus zu schauen — solchem Segen für Auge und Gemüt kommt wenig anderer auf Erden gleich!

Die nächtlich stille Luft war kühl erfrischend, das dörrende Laub und die noch kräftig schwellenden, harzigen Nadeln dufteten gewürzig. Ein leiser Windhauch, durch Wipfel und Steinspalten gleitend, war wie ein hörbares Atmen der Natur. Hochauf war der Mond bereits gezogen im blauen, unendlichen Himmel. Es war, als wollte er selbst heute jeden Stern sehen.

Und jede Hütte droben in dem großen Himmelsgau hatte heute ihr stärkstes Licht angezündet, und die Hütte sah man nicht, aber weithin und bis herab auf Erden ihre Leuchte. Und die Seelen oben alle, welche sich auf dem Kirchenwege befanden, in jenem unendlichen, breiten, weißschimmernden Streif' am Himmel, und ihre Kerzlein trugen, jene Millionen selige Seelchen, sah man förmlich alle heute mit und nebeneinander schweben, wimmeln, schimmern.

Der Mann auf dem Wartenfels saß und sah in die irdische Gegend. Links ragte die Feistenauer Alpe mit ihrem schrägen Rücken und jähen Absturz vorne, wie ein märchenhafter Riesenlöwe auf, der ruhig sitzt und Kopf und gestemmte Pranken zusammenhält. Scheinbar zu seinen Füßen leuchtete der Fuschelsee, obschon er durch Berge von ihm getrennt ist. Rechts, wie ein dunkler, gekauerter

Lindwurm, der Kolomansberg, und an seiner jenseitigen Flanke neben ihm die Silberschüssel des Sees von Zell im Moos. Und wieder leuchtende und dunkeldurchzogene Berge herwärts zur Linken, bis ein Endstück des Mondsee zwischen Schilf leuchtet und flimmert. Überall an den Berghängen Dörfchen, Weiler, weiße Häuschen. Vorneaus das breite Thalgau, wie eine Riesengasse zwischen Waldbergen, und das schimmernde Wasserband, welches dasselbe schlängelnd durchzieht. Von oben nach unten, in der Thalmulde zerstreute, stille Menschenwohnungen.

Kein Wagen rasselt, kein Mühlrad geht, kein Schmelzfeuer leuchtet — mit Andacht durchheiligende Stille in der mondlicht erhellten Natur!

Wo jetzt noch ein Licht leuchtet von der Erdtiefe auf, von den Berggehängen, am dunkeln Walde, oder an einer Gartenbaumgruppe, da ist kein Glück daheim; da zittern und bangen zage Menschen um ein Herz, ein sterbendes, ein sieches, ein neugebornes, schwachatmendes. Das Glück liegt jetzt in der Ruhe, im schwerverdienten Schlummer, im kräftigenden für die morgigen Arbeiten.

Nur der Mann oben am Wartenfels mußte wachen. Er war der Jäger. Er hatte das Wild zu brechen, wie eine reife Frucht, die für den Menschen gewachsen ist, und mußte schonen, wie ein Gärtner, welcher Saat und Ernte, Stamm und Ertrag wohl zu bedenken weiß. Er mußte als solcher auch hüten vor Bubenhand, die gleichwie den Stein nach der Frucht, das Blei nach dem Thiere schleudert, und das Gezweige, den rechten Nachwuchs zerbricht, unberechenbar schädigend verdirbt.

Monate waren hingegangen, seitdem der Mann am Tische zu St. Lorenz mit den lustigen Burschen ahnungslos gesessen hatte, und jetzt sah er am Gehänge des Kolomansbergwaldes aus einer Hütte, welche er wohl kannte, ein Licht rot in den weißen Mondenschimmer leuchten.

Dort lag die arme Lisi.

Und ob das Kind an ihrem Busen die Augen offen hat, ob geschlossen im kurzen Schlummer oder zum ewigen?

Und ob die Arme noch kräftig atmet oder verhaucht?

Sie hatte schwer gearbeitet in letzter Zeit, um für sich und den Wurm unter ihrem Herzen das Nötige zu schaffen. Vielleicht hat sie sich geschädigt, die trotzige Dirn, die jede Hülfe und jedes Mitleid und jedes Wenden an den landfahrigen, leichtsinnigen Burschen verweigerte.

Der Jäger kannte sie. Sie war nicht aus seiner Verwandtschaft. Aber sein seliges, vor Jahren verstorbenes Weib hatte das Dirnl aus der Taufe gehoben, war derselben getreue Gevatterin so lange sie gelebt. Und als das Weib todt und das Dirnl groß war, kam dies nicht mehr zu dem Jäger ins Haus; auch er kümmerte sich in nicht allzugroßer Weichheit nimmer um sie — sie sahen sich wenig, man weiß auf dem Lande, daß man lebt und sein Werk nach seiner Weise schafft; die Wege sind weit, der Arbeiten sind viel, und so dehnt sich das Leben dahin.

Aber daß die Dirn so unerwartet zu Grunde gehen, verkümmern sollte, das schmerzte ihn doch! Sie war brav, stark, keine Schönheit, aber stramm und gesund gewachsen. Jetzt hatte sie den Tod vor sich, oder ein mühselig Leben, als bemakelte und in ihrem Broderwerb schwer behinderte, hart geschädigte Dirn.

Und der Bursch sang in den Wirtshäusern Spottlieder! Der Bursch, von welchem der Jäger gehört, daß er ein Spieler sei und das Geld dazu durch Wildern verdiene.

Wo weilt er? Schläft er gut, während sein Opfer elend die Nächte verwacht? Wacht er und lauert auf die Karte, oder ein Wild?

Der Wildstand wurde seit einiger Zeit ärger als je geschädigt. Ist Geni unter Denen, welche frech Draht-

schlingen zum Wildfangen auf die Wege gelegt? Mehrfach gewundene Drahtseile fanden sich als „Marxen“ geknüpft und mit Stricken an Gesträuch oder querüber bei Stegen und Steinengen befestigt, so daß Gemsen und Rehe, wie selbst Hirsche sich fangen, erwürgen konnten. Blutspuren von getötetem und geschossenem Wilde fanden sich im Wald und Gestein. Der kleine Daxl hatte ein vergrabenes Eingeweide erst gestern bellend aufgescharrt. Die Frechheit der Wilddiebe wuchs, und die Nächte des Jägers waren gestörter als je.

Er saß und starrte, horchte zugleich in die stille mondbeglänzte, kühle Nacht.

Da regte sich etwas in der Lichtung, in dem halb abgestockten Grunde, zwischen den Stumpfen und Steinen und breiten Farrenstauden.

Der Jäger spannte alle Sinne, legte die Hand ans Rohr, der Hund sprang auf und bewegte schnuppernd den Kopf, war aber gewohnt, sich nicht vom Fleck zu rühren, bevor sein Herr befahl.

Zwischen dem Stock- und Farrengewirre regte sich's. Wars ein Wild? Die Stämme mehrerer alter Bäume standen dem Ausblicke auf den Fleck im Wege. Jetzt sich rühren, war unratsam. Im Augenblicke huschte aber auch etwas am entfernteren Saume des Waldplatzes dahin. Der Mondenschimmer leuchtete wie blitzartig auf den stellenweise wieder in den Schatten tauchenden Menschen. Ja, ein Mensch war's dort drüben, das erkannte der Jäger; und als er, nach seinem Rohr greifend, sich langsam abrutschen ließ, zum Weiterschleichen rührte . . . da blitzte es von drüben auf . . . ein Schuß hallte und donnerte in die Luft!

Ein Wildschütz und getroffenes Wild?

Im Augenblick, als sich der Jäger dies frug, tönte ein seltsamer Ausruf, der Schrei einer Menschenstimme!

Ein zu Tode getroffener Mensch?

Die Menschenstimme erhob sich wieder:

„Hoho ho! Schießts mich an! Erschossen hätts mich bald. Jetzt schießts mir den Hut vom Kopf!“

Der lauernde Jäger, der sein Rohr krampfhaft gerichtet hielt, erkannte die Stimme.

Die des Bergmannls, Tomerl's war's!

Was war das? Ist dieser bei den Wilddieben?

Ist er's — dann sind die Anderen wohl gefangen und verraten, ihre Namen sind bald erpreßt von dem Einen!

Der Jäger hielt sich zurück und wollte horchen, näher schleichen.

Da sah er's von drüben herankommen. Aus der gedeckten Stellung schlich die Mannesgestalt, der Schütze, näher zur Stelle, wo das Bergmannl stand.

„Was willst du da?“ sagte die Stimme des jetzt zu dem Kleinen gekommenen Mannes leise. „Bei ein' Haar hätt' ich dich getroffen! Schleichst herum wie ein Reh. Du Kerl, du leerst die Schlupfen aus, die wir gelegt haben und tragst fort, wofür ich mich plag'!“

„Fallt mir nit ein!“ sagte der kleine Mensch und hob seinen Hut vom Grunde auf. „Hast mir durch den Hut geschossen. Wär' mir bald ins Gehirn gegangen.“

„Was machst du da?“ frug die Stimme nochmals.

Der Jäger schlich gedeckt immer näher. Die Stimme gewann deutlicheren Ton und Klang für ihn. War's nicht Geni? Sollte ihm, dem Jäger, das lebhafte Gedenken an den Menschen diesen vortäuschen? War er's wirklich?

„Kräutl' such' ih“, sagte das Bergmannl nun. „Die Sunnleitnerin hat zu mir geschickt, ih soll, in der Vollmondnacht um zwölf, die Gamswurzen graben . . . der Lisi is' gar so schlecht, und das könnt' ihr helfen.“

„Und da grabelst in der Nacht herum?“

„Freilih wohl. Zu was bin ih denn der Wurzengraber und thät an ein’ leidigen Menschen denken?“

„Und die Lisi, sagst?“

„Siehst dort das rote Licht leuchten?“ sagte das Bergmannl, und seine kleine Gestalt deutete mit seiner Hand förmlich von unten herauf aus dem Gesträuch und Farrenkraut nach der Ferne, ins Thalgau.

Der Wilderer, Geni, wendete sich um, ließ das Rohr sinken und suchte mit dem Auge dahin, ins Weite.

Der Jäger war näher geschlichen . . . näher . . . bis zu einem kleinen abschüssigen Hang. Als er diesen erreicht hatte, lief er vorwärts . . . sein Schritt erhallte, der Hund bellte auf . . . der Wilderer wollte erschreckt sich wenden . . . im selben Augenblick stieß, fiel beinahe der Leib des Jägers wuchtig, wie ein schwerer Block auf ihn . . . von dem abschüssigen Wege her angerannt, konnte Geni’s Leib dem Anprall nicht widerstehen . . . er strauchelte unter der Wucht und stürzte!“

Im selben Augenblicke warf sich der Jäger auf ihn nieder und suchte seine Brust mit den Armen zu umschließen. Der ältere Mann war ein geübter „Rangler“ und Bändiger. Doch auch Geni war ein Bursche, der sich nicht spotten ließ. Er griff nach dem Halse des Jägers und suchte mit einem Ruck ihn abzuwälzen und, sich aufreckend, emporzuspringen. Doch das Knie des eisernen Mannes drückte dagegen im selben Augenblick an seine Brust, und dies immer gewaltigere Anstemmen des Knies benahm so den Atem, war so beklemmend, daß der Bursche wieder loslassen mußte. Im Gegenteile, der Mann warf ihn nun, indem er selbst nach dessen Kehle griff, so mit dem Haupte an einen scharfen Stein zurück, daß Geni dies durch das ganze Gehirn fühlte und etwas betäubt wurde. Er griff zufällig oder auch absichtlich

mit der rechten Hand nach seinem Schenkel. Im selben Augenblicke griff auch schon die Hand des Meisters nach demselben Schenkel des auf den Rücken gestreckten Burschen, zog ihm das „Besteck", das Messer, aus der Seitentasche der Hose, und obwohl die Faust des Burschen das Handgelenk des Jägers rasch eisern umklammerte, sah er die Klinge doch nahe seiner Brust blitzen — und vollends unterlegen, hörte er es jetzt in die sausenden Ohren donnern: „Ergib dich . . . du bist gekannt, Geni . . . ergib dich . . . es nützt dir nichts . . . oder du willst noch ein Mörder werden!"

Geni fühlte, daß er vom scharfen Stein eine Wunde am Haupte hatte, das warme Blut umrieselte seinen zur Seite geneigten Kopf . . . er ächzte unter dem Drucke auf: „Ich . . . ich . . . ergeb' mich!"

„Und du bist allein?" hauchte mehr, als er es sagte, der angestrengte Jäger.

„Allein."

„Rührst dich nicht und lassest dich binden?"

Eine kurze Stille folgte.

Geni hatte noch kein Wort gefunden. Einen Augenblick war's ihm, als wäre es besser, der Jäger hätte ihn ganz oder halb todt gestochen — es wäre ehrenvoller gewesen.

„Ich bind' dich nit!" sagte dieser jetzt. „Steh' auf und laß mit dir reden."

„Laß't du mich los . . . so will ich dir's auch gut gedenken."

„Steh' auf, du bist frei!"

Der Mond mit seiner silberhellen, freien Kugel und die unzähligen, blitzenden Sterne sahen auf diesen Vorgang. Der leise Wind strich. Wie ein schwarzer Schatten schwebte durch das Licht eine Eule geräuschlos den Mauertrümmern zu.

Der Jäger hatte im Aufstehen auch das Gewehr des Wildschützen erfaßt, das zur Seite lag, er sprang damit einen Schritt zurück . . . der Gegner war waffenlos und er sicher.

Geni erhob sich . . . ächzte . . . der Schweiß perlte ihm durch alle Poren, er fühlte sich über und über naß, eben überkam's ihn wie Frost, es schüttelte ihn und er nahm, sich ordnend, alle Gewänder zusammen. Nur der Hals, an dem das Hemde aufgerissen war, lag frei, das Tuch hing lose und verschoben daran.

Er schüttelte förmlich sein Haupt, er hatte sich zu besinnen, ob er geträumt oder Wahrheit erlebt. Seine Brust wogte heftig.

Das kleine Bergmannl stand wie ein lebendiger Baumstumpf da, zwischen den wirklichen Stümpfen und den Farren; der Mond, welcher auf ihn leuchtete, machte ihn in seiner Starrheit gespenstig. Er rührte sich nicht und hatte seinen Bergstock in den Händen.

Der Jäger, welcher auch Atem schöpfen und sich von seiner gewaltigen Anstrengung erholen mußte, fand zuerst wieder das Wort.

„Es nützt dir nichts," sagte er. „Ich weiß dich zu finden und, wenn's sein muß, dich suchen zu lassen."

„Hast's nit not," sagte Geni, Atem schöpfend.

„Geh' her, setz' dich zu mir, reden wir ein Wörtl' miteinander," sagte der Jäger, dessen schwere Atemzüge auch noch immer hörbar waren.

„Wie du willst," sagte der Bursche, nahm sein Tuch und wischte das Blut vom Kopf und Gesicht weg.

„Das ist das Erste . . ." sagte der Jäger, der schon seine eigene Büchse an der Schulter hängen hatte und jene Geni's beim Rohre faßte, erhob, um den Schaft am Gestein zu zerschmettern.

„Thu's nit!" rief dieser innig und dringlich, „es ist schad' darum . . . ih bitt' dih, thu's nit!"

Der Jäger hielt ein und warf die ohnehin vom Schuß entladene Büchse dann ins Gras.

„Gut. Auch das. Siehst du, du bist mein, ich könnte dich gebunden oder ohne Strick an das Gericht liefern. — Hör' einmal! . . . Und du geh' auch her, Tomerl . . .“ unterbrach er seine Rede, sich zu diesem wendend „. . . du kannst schweigen. Du wirst schweigen . . . und mußt es!“ rief er, letztere Worte mit festem Nachdruck.

Das Bergmannl wußte, daß sein ganzes Thun und Lassen im Gebirge vom Jäger abhing, und schweigend stieg er mit seinen kurzen Beinen herbei, lehnte sich an einen Stein, so daß man nicht wußte, sitze oder stehe der Kleine mit dem schweren großen Kopfe.

Geni schritt jetzt wie wankend etwas näher, warf sich am Abhange in der Nähe beim Jäger ins Gras und lag da eben so leiblich erschöpft, wie geistig gebrochen. Der Kampf des Leibes war schwer, der des Geistes dauerte noch und war vielleicht schwerer.

„Siehst du,“ sagte jetzt der Jäger weich, „es thut mir herzleid um dich! Du bist ein prächtiger, frischer Bursch und ein Hauptlump! Streichst umher und richt'st nix Gut's aus. Machst deiner armen Mutter, einer Wittib, Schand' und mich barmt das arme alte Leutl.“

Der Hörende hatte seine beiden Hände unter den Kopf als Kissen gestreckt und so geradeauf sein Gesicht dem Nachthimmel entgegen gewendet. Wie ein unendlich großes, blaues Kirchengewölbe kam es ihm vor, und der silberne, strahlende Mond war die ewige Ampel, und ringsum leuchteten die Sterne als tausende kleinere Lichter und Altarkerzen, auch Flämmlein, die vor blassen, undeutlichen Heiligenbildern flimmerten. Die Berge und Wälder tiefer unten waren Säulen und Altäre und die Gläubigenmenge; der leise Wind schien wie ein sanfter Geistergesang der

Gemeinde zu tönen; fast träumend und doch deutlich hörte Geni die tiefe Stimme des Predigers und seine Worte, die ihm ins Gewissen sprachen.

„Mich barmt das arme Leutl!"

Der Bursche war jetzt zerknirscht, machtlos und gebrochen. Wenn einmal die sichtbare, unerbittliche Hand der Welt das verrammelte Thor des Trotzes eingedrängt und aufgerissen hat, da kommen auch von unsichtbaren Welten die luftigen Gestalten und die Regungen und ziehen sanft und leise ein.

Der Jäger hatte einen Augenblick geschwiegen, wie nachdenklich, fing aber gleich wieder zu reden an.

„Und wegen den Deinigen so viel und noch mehr wie um dich selbst, grimmt's mich! Sieh, auch die arme Lisl hast verlassen. Dort, das rote Licht, vielleicht ist's von der Seelenkerzen, die sie jetzt ihr vorhalten, und sie stirbt mit ihrem Kind, oder laßt a Waserl (Waise) zurück, das auch kein' Vater hat!"

Geni rührte sich im Grase, es zuckte in ihm.

„Die Dirn will nix von dir wissen und hat Recht. Du willst's auch nit. Sieh, wenn ich dich zu Gericht führen thät, schon wegen dem allein, daß du so ein Lump bist, wär's Recht von mir. Aber mich packt's und druckt's im Herzen . . . geh' . . . such' . . ."

„Such' dir dein' Galgen anderswo!" rief Geni aus, das Unterbrochene fortsetzend.

Der Jäger schwieg. Es war, als hätte der Sprechende vielleicht das rechte Wort getroffen.

„Muß es der Galgen sein?" rief jetzt Geni wieder auf und in die Nacht.

„Ih mein': nit!" sagte der Jäger fest betonend und namentlich das letzte Wort mit Nachdruck.

„Schau, wie wär's . . . du gehst von da weg . . . ich hab' dih nit g'hört und nit g'sehen! Ich bin mit

dir früher lustig gewesen, hab mit dir mannigsmal getrunken, hab dich für ein' ehrlichen Menschen gehalten ... ich möcht', du sollst's sein!"

„Das geht!" rief Geni wie ermuntert auf und richtete sich empor.

„Kein' Wilddieb Geni kenn' ich nit! Der Wald ist still. Der Mond und alles Gestirn auch. Für den Tomerl steh' ich. Du gehst in die Welt und besserst dich ... willst?"

„Gericht und Zuchthaus auf der ein' Seiten ... oder in die Welt laufen auf der andern," sagte Geni, „hörst, du machst die Auswahl nit schwer!"

„Um das ist es nicht ... wärst es nit du und gerad' nit du ... die Wahl gäb' es nit! Verstehst du mich? Ich glaub' gerad' von dir, du kannst noch aus einem Lump ein braver Mensch werden!"

„Meinst du's so?"

„So!"

„So wahr mir Jesus Christus helfen soll!" dabei sprang der Bursche aus dem Gras empor; „jetzt hast mich, da is' meine Hand, und anders soll's mit mir werden!"

„Deine Hand!"

Sie reichten sich die Hände.

„Geh' bfhüt dih Gott!" rief der Jäger und wies ihn davon.

„Heb' mir das Gewehr auf. Du wirst mich in Jahren nit sehen, vielleicht noch einmal, und dann ..."

„Bhüt dih Gott!" rief der Jäger und machte mit der Hand eine Bewegung, als drängte er nach dem Wege fort. „Besser gar nit als ungut!" sagte er.

Der Mond strich durch ein Wölkchen und war nur eine kurze Weile etwas verfinstert, dann leuchtete er wieder klar wie zuvor.

Hell lag das Mondlicht auf dem Burschen, als er über den Platz zwischen den Wurzelstöcken und Farren

strich . . . ein Schattenstreif . . . und der Bursche war in dem dunkeln Wald verschwunden.

Das rote Licht in der Thalgauhütte zitterte . . . verschwand . . . leuchtete wieder auf und ruhig war die Mondnacht wie zuvor.

III.

Es thaut.

Ein leichter Sprühregen rieselte nieder durch dichten Nebel, ehe noch die Morgensonne aus demselben zu dringen vermochte. Und zwischen diesem leichten, aber ergiebigen Rieseln flogen kleine Schneeflöckchen und zerschmolzen, ehe sie zu Boden kamen.

Es war dabei durchfröstelnd kalt, wie es im Frühling wird, wenn es „apert", thaut, dagegen jede Stunde neuen dichten Schnee nebst Eisesfrost zu bringen vermag.

An den Berghängen lagen streckenweise Schneestreifen, und streckenweise sahen die Nadelwälder und Wiesenabhänge so frischgrün heraus, als wär's ganz andere lustige Feld- und Waldeszeit. Die früh erwachten Dohlen krächzten hie und da im Dämmer, auf den obersten dürren Zweigen eines Baumes, senkten sich aber rasch wieder in den Wald einwärts.

Auf der Hausbank an der Eingangsthüre einer Hütte, deren vorspringendes Giebeldach oben dieselbe schützte, lag ein zusammengeballtes Bündel von allerlei dunkleren Lappen und Kleidungsstücken. Es regte sich aber ein wenig darunter; es war mehr als ein todtes Bündel; die Kleidungsstücke waren die Hülle eines Menschen, und wenn man recht hinzusah, stützte sich der Kopf desselben mit dem hohen, alten Filzhut an den moosumhüllten Knorren eines dünnen Baumstammes, dessen Gezweige flach an die Hauswand hinaufgeschlängelt war.

Wer da in Gottes Allerfrühe und durchfröstelnder Witterung lag und schlief, oder zu schlafen suchte, war Tomerl. Seine kurzen Füße hatten ihn langsam einen weiten Weg hergetragen; er war in der finstern Nacht vor der Hütte angekommen, als schon Alles schlief. Alle Thüren waren versperrt, und ehe er eines Menschen Schlaf störte, etwa mit seinem Stock an Laden, Fenster und Thor „timmeln", pochen sollte, hob er sich auf die Bank hinauf, krümmte sich zusammen und lag wie ein Hund vor der Thüre.

Treu aber auch wie ein Hund! Es ist ein schlimmes Zeichen für den Menschen, daß man erst ein Thier zu nennen pflegt mit guter Eigenschaft, ehe man ihn wegen solcher auszeichnet; aber echte Menschentreue übertrifft die jedes andern Geschöpfes, sie kennt keinen Herrn und keinen Vorteil und keinen Gewohnheitszwang, sie ist freier als der Falke in der Himmelsluft und umgrenzt sich doch enger als das Würmlein im Rohr eines Grashalmes.

Tomerl war zur Hütte gekommen, wo die arme Lisi mit ihrem Kind wohnte. Ihr Vater, der selbst nur ein Sensenzurichter war, hatte ihm oft Lager nächst dem Herdfeuer gegeben, und als der Alte am „kalten Husten" gestorben war, wurden Sensen und kleine Schmiede gar rasch verkauft.

Lisi mußte anderswo Obdach suchen und Tomerl war ihr ein Bekannter von Jungheit auf. Er wartete die Nacht aus; er wartete im langen Morgennebel und Schneewehen; er wartete, bis Lisi den Riegel innen von der Thür wegschieben und für sich und das Kind und wol für das alte sieche Spinnweibl, dem die armselige Hütte gehörte, Wasser holen oder vielleicht in das Ställchen zur einzigen Ziege gehen werde.

Der Regen ließ nach, das Schneewehen währte dann kurz; nur breitere, noch dichtere Nebel lagerten sich in

der Tiefe, hoch oben über der Nebellage hinaus fing es zu blauen an und war heller. Die Krähen und Dohlen wurden wieder munter.

Es schob sich auch der Riegel.

Lisi trat heraus.

Die ehemals stramme, rotbackige Dirn war bleich und abgezehrt. Ein schweres Leid lag über ihrem Gesichte. Not und Entbehrung standen darauf geschrieben. Sie vermochte wenig zu arbeiten, sie selbst war leidend, und das Kind, ein Mädchen, war so viel krank, daß sie nicht davon weichen und es stetig pflegen wollte.

Die Lebzelterin war des Kindes Taufpathin und hatte Wäsche gebracht und Manches mit gutem Herzen gethan. Ei wohl, aber nur für das „unschuldige Würmlein“; sie sagte, „die Dirn soll schauen wie sie weiter kommt!“ — Als aber diese Dirn auch gehört hatte, daß die Lebzelterin später das Kind an sich nehmen, von dem ledigen Weibsbild aber dann auch nix mehr wissen möchte — da schlug sie vor Schande die Hände über das Gesicht zusammen und weinte darein. Sie fühlte doppelt den Unterschied zwischen den andern Müttern und sich — und sie wollte fortan auch ehrlichen Leuten so wenig Aerger geben als möglich, selbst der „Godl“ nit unter die Augen kommen. — Sie arbeitete bei entlegenen Bauernhöfen und wohnte in dieser Hütte weitab im Walde.

Einmal an einem Wochentag war die Frau Godl, die Lebzelterin, mit der schwarzen Drahthaube auf dem Kopfe, mit dem bauschigen braunen Rocke und blauer Schürze, zudem einen roten Regenschirm unter'm Arm, herbeigekommen zur Hütte, und als sie die „Dirn zu stolz fand“ . . . gab's einige unsüße Hin- und Widerreden . . . die stark erhitzte Frau rannte wieder bald fort, den roten Regenschirm fest in die Erde stoßend beim

Gehen . . . in der Hütte ward geweint . . . und die Zeit verstrich nachher wie ehedem.

Jetzt, im frühen, fröstelnden Morgen trat Lisi eben zur Thüre, die sie öffnete, heraus.

Kaum als sich der Holzriegel von innen schob, reckte sich auch der Kopf Tomerl's, und kaum als die Dirn aus der Thüre trat, sah sie auch schon das Seltsame auf der Hausbank.

Nur einen Augenblick starrte sie, die Hand erschreckt nach dem Herzen führend.

„Du bist's, Tomerl!“ rief sie dann auf; „hab' ich doch im ersten Augenblick geglaubt, ein großer Hund liegt da!“

„Beißt nit, beißt nit!“ sagte Tomerl, gutmütig den Mund verziehend, und riß seine Augen im großen Kopfe noch mehr auf, als vorher.

„Und was machst denn da in aller Fruh?“

„Meinst, zu wem bin ih 'kommen?“

„Zu mir?“

„Und zu dein' Sopherl! He, was macht denn das Kind? Is' g'sund, das kleine Menscherl?“

„Wie's hald so weilaweil is'!“

„Wirst mir's sehen lassen?“

„Freilich, kannst eini geh'n, oder ih wer' dir's bringen, wenn's die Aeugerl aufmacht und schon a bisl später Zeit is'!“

„Seine Wangerl wie Atlasäpferl . . . hörst, daß Kind is' völlig ein Engerl!“

„Mein' ih selbst!“

„Bist die Mutter. Aber ih . . . bin ein alter Esel . . . ih weiß. — Aber schau!“ sagte er plötzlich, als erinnere er sich eben an das Wichtigste, „da hab' ich dir ein Sackerl Mehl gebracht, hab's für ein' Bienenschwarm, den ih im Herbst im Wald eing'fangt hab',

beim Kramer gut g'habt. Geh nimm's; ih brauch's jetzt nit."

„Bin dir ja eh' Schmalz schuldig, Tomerl," sagte die Dirn' weich.

„Ja, und deswegen hab' ih dir noch ein bisl dazu gebracht, daß mehr z'sammkommt. Der Wind hat ein' großen dürren Ast beim Waldsteigl abgebrochen, und den hab' ich der Kramerin auch zugeschleppt, die hat mir mehr Schmalz 'geben, als ich mag . . . seh', wirst mir schon dafür an mein' Hemd oder Röckl 'was flicken . . . ih laß dir's nit umsonst! . . . oh!" sagte Tomerl wichtig.

„Wär' schon neugierig," sagte Lisi; „red'st immer davon und verlangt hast noch nix!"

„Ja, jetzt wird's. Es kommt stark der Auswärts (Frühling) und um Sankt Urbani (im Juni) möcht ih auf d'Alm, da brauch ih ein wenigl Z'sammricht."

„Du gehst wieder auf d' Alm?"

„Freilich!" bekräftigte er, indem er die dichten Augenbrauen mit Wichtigkeit hochhob. „Und siehst, da möcht' ich auch was von dir. Ich hab' an dih denkt. Und ich hab' gemeint, dir und dein' Engerl thät die Alm auch wohl. Mit dem Kind kannst auf keine Alm. Kein Bauer traut dir nit, daß du seine Arbeit verricht'st, recht fleißi schaff'st und nit mehr in der Hütten beim Kind, als auf dem Grasboden und beim Brunn' oder sonst wo bist."

„Es is' freilich jetzt hart und doppelt bitter mit der Arbeit!" sagte Lisi, indem sie die Schürze nahm und die kaltwerdenden Arme wie fröstelnd einhüllte.

„Und du bist ganz serbli (kränklich) und kannst dih ja nit rühren wie sonst. Und dein klein' Sopherl hab' ih so gern!"

„Ja, Tomerl, wenn du helfen könnt'st, ih weiß, du hätt'st's schon gethan!

„Freiwohl! (freilich wohl!) Und ih sinnier, Lisi, ih

könnt' dir's gut meinen mit dem, was ih dir jetzt sag'. Ich denket, du könntest um Urbani gleich mit auf d' Alm gehn. Ich weiß eine Almhütten, die is' nit gar hoch g'legen, am Höllkahr. Und diesel' krieg ich in Bestand für ein paar Küherl und Schaf vom Bauer im Kahrgraben, und das is' wohl z'wenig für uns alle Zwei. Aber der Wirt von Blomberg und der Reiswinkler haben mir auch noch ein paar Stückl zum Auftrieb versprochen und Schaf dazu. Ich krieg' das Brod und Mehl und werd' übersatt. Ih mein', Lisi, du gehst mit dem Kind auf d' Alm, ih bin nur dein' Zugab' . . . ih bin dein Schaflerbur' . . ." sagte er, aus den treuen Augen wie auch mit dem Mund lachend; „. . ih allein kann's nit richten und für eine Almerin und ein' Schafler is' g'rad genug!"

Sie schwieg und sann gerührt.

„Lisi . . . das Gesund' in der Luft vom See herauf! . . . und hoch ist's nit, gleich beim Aufstieg zum Höllkahr . . ein rechtes Bleamplatzerl (Blumenplätzchen)!"

Sie schwieg noch immer.

„Kein Mensch sieht dich oben mit dein' Kind und kann dir ein ungut's Gesicht machen. Du bist über alle Menschen hinaus und näher zum Herrgott im Himmel, siehst meilen-, meilenweit bis zum Attersee und zum Traunstein ins Landl hinaus!"

„Ein klein's Hütterl ist's," fuhr er fort, „meist Steinwurf und oben die Balken drauf; aber Platz hast für dich und das Kind, und mein Winkerl im Heu wirst mir schon schaffen. Schau, thu's wegen dem Kind!"

„Und was hast du davon?"

„Leb' ih nit wie der Kaiser dabei? Du kochst, und ih rühr' sonst keine Hand. Ih bin lusti, und verdien' noch im Herigst (Herbst) meine Groschen . . . geh' Lisi, nimm dih meiner an!"

„Du guter Kerl!" sagte sie und wischte sich die Thränen.

„Du thust, als sollt' ih mich deiner annehmen, und du willst ja nur Alles für mih! Tomerl, Tomerl!" sagte sie, schmerzhaft aufrufend, „die Welt is' verkehrt eing'richt!"

Sie wollte ihm nicht sagen: „Du erbarmenswürdiger Armer hast mehr Mitleid mit Andern und spendest mehr, als die Reichen für dich; du Häßlicher, du Krüppel stehst schöner da, als die gezierten, schlanken Burschen und Leute alle!"

„Besser könnt's schon sein," sagte er; „aber schöner könnt' deine Sopherl doch nit sein, und lieber könntest es auch nit haben!"

Die Dirn' that die verhüllten Hände auseinander, es stieg ihr aus dem Innern auf, in Rührung, wie ein Schluchzen, und sie wollte die Schürze an die Augen führen. Ihr war's im Augenblick, als sollte sie das Haupt auf die Schulter des guten Menschen lehnen . . . doch sie hätte erst zu Boden knieen müssen . . . und sie legte, Worte und Thränen verhaltend, nur eine Hand an Tomerl's Schulter.

Demselben that dies wohler als je die beste Rede und das größte Mitleid mit ihm. Er spürte Stolz in sich, seine Brust wogte höher, er fühlte sich wie nur in der Kirche und vor dem Altar, ein ganzer Mensch!

„Tomerl!" sagte sie. „Ich bedenk' Alles und weiß, was du sagen willst. Nein, von dir und mir zusammen denkt Niemand Böses. Das Kind is' mein und es gibt mir kein Mensch 'was dazu, wenn sie auch schief d'reinsehen. Aber du willst nur Gutes und Rechtes mit mir. Tomerl, du bist mein einziger rechter Helfer in der Not . . . ih thu wie du willst . . . Sankt Urbani auf d' Alm!"

„Und das Sopherl! das Kindl! Geh, laß mih in seine Äugerl sehen!" Und er machte einen Schritt zur Thür.

Drinnen fing das Kind weinend aufzuschreien an;

die Mutter lief rasch durch die Küche in die Stube. Tomerl trat in die Thüre und harrte.

Nach wenigen Minuten war die Mutter sammt dem ruhig gewordenen Kinde da und hielt dessen Leib und Gesichtchen gerade vor den kleinen Menschen.

Die Mutter rief freundliche Worte dem Kinde zu und bemühte sich rastlos, dasselbe heiter zu machen.

Tomerl grinste so freudig und gutmütig wie er nur konnte.

Das Kind lachte.

Er war selig.

Er konnte so selten ruhig in Menschenaugen, durfte so wenig in Kinderaugen sehen.

„Wenn das der Geni könnte!" dachte er still. „Er darf nit! Ich aber!" Und dies bewahrte er still und es machte ihn selig.

Beim vollen Morgen, im hellen Lichte, als die Sonne gelb im Nebel stand und nur am Saume desselben hie und da ein sanftgoldiger Streif sich zeigte, wanderte der kleine Tomerl mit seinem Stock wieder durch das Thal, dem höher gelegenen Walde zu, der in die Richtung des Sees führte.

„Vergiß aber nit, mir bald deine Arbeit zu bringen!" hatte Lisi noch aus der Thüre nachgerufen.

Tomerl zwinkerte für sich mit den Augen, lachte in sich hinein — das arme Dirnl und das Kind mußten gesund werden — zu Urbani auf die Alm und bis zu Bartolmä und Schneefall, in der prächtigen, luftigen gesunden Hütte!

Er hätte jauchzen mögen, wenn es seine Weise gewesen wäre.

IV.

Auf der Alm und im Thale.

Wenn man von Ischl und St. Gilgen an den Wolfgangsee geht nach Hüttenstein, oder von Ischl über den See hieher fährt, und da weiter in den Waldpaß wandert, hat man einen der wunderbarsten Wälder zum Sehen und in Inandachtgeraten, ringsum, neben, vor und über sich, den Gott in seiner Liebeslust geschaffen. Moosgrün und Mattengrün, Blattlaub in dichten weitwölbigen Kronen, dunkles, schlankaufragen des Tannengeäste, hellgrün lustiges durchsichtiges Lerchenbaumgespinnst und Gehänge, zierliche Föhrenquirle, Baumgemeinden und einzelne Wachtbäume, die auf höheren und niederen Posten auslugen, schlängelnde Wurzeln von Farren und Blumen umspielt, dies Alles wechselt mit grauen und gelben Felsen hoch und über uns, daß das Auge den blau überdeckenden Himmel mit der Frage ansieht: möchtest du mich nit ewig da lassen und das ewig so bestehen machen?

Die Grundfesten des zackigen Falkenstein rechts, die Ausläufer und Stufen des Brandberg links im Anblicke, schreiten wir, bald emporgehoben und hinabsehend in Thälchen, bald wieder heruntergeleitet und den Wald hoch oben grüßend, von Wunderstelle zu Wunderstelle und möchten singen und jauchzen, wie der Vogel im Gezweig.

Und wenn man dann in der andauernd schrägen Senkung abwärts geht, gelangt man in die Thalbucht, wo Schärfling liegt, an den Mondsee; und dann links entlang dem schmalen Ufer zwischen Bergwand und See gelangt man nach Blomberg und über St. Lorenz weiter durch's Thalgau auf die Salzburger Straße.

Bald am Beginn des Weges tritt der Blomberg so scharf an die Straße und den Seerand, daß man im

Hochsommer die an der Felsenwand hängenden Alpenrosen mit dem Bergstock herunterlangen kann, daß der Fahrende, auf dem Wagen stehend, fast den Kopf in die Sträucher zu stecken vermag; und wer ein wenig mutig auf die kleinen Felsstufen klimmt, langt mit der Hand in üppiges Alpenrosengebüsch.

Freilich, wenn die vielen des Weges kommenden Leute nicht Blüten sammt dem Strauch nehmen und nicht mehr mit Dummheit als Mutwillen vernichten, was Jahrhunderte, auf kahlem Felsgestein allmälig zu aller Lebenden Freude geschaffen!

Blomberg heißt der Fleck und wahrscheinlich hat das reiche Blühen und Übergossensein von herrlichem Rot und anderen bunten Blumenfarben ursprünglich der Stelle den Namen Blumenberg verschafft.

Und nicht weit von Blumenberg und einer Riesenlinde, die weitaus sichtbar, ist der Aufstieg zum Höllkahr, und nicht gar weit vom Aufstieg war das grüne Weideplätzchen mit der Alm, in welcher Tomerl sammt seinen Schützlingen wohnte.

Das Bergmannl hatte sich förmlich jetzt erst in's Leben gefunden. Es war ihm, als müßte er begreifen, er lebe nicht ganz umsonst auf Erden und habe sogar zurecht seine Mißgestalt erhalten, weil sie doch zu etwas Besonderem und gerade auf diesem Erdenfleck gut war.

Ein Urbani war gekommen und ein St. Bartolmä und immer noch einer und noch einer; und immer wieder war Lisi auf die Alm gefahren und ihr Engerl mit ihr. Und der Tomerl hatte unzerrissenes Gewand; und wenn seine Haare stark ergraueten, das Beerenbrocken ging doch flinker, das Har-Reisig zum Besenbinden wuchs förmlich reicher, die Theekräuter und das Wurzelwerk stellten sich häufiger unter seine Augen als sonst.

Und was gar überselig war, blieb nämlich doch, daß

das kleine Sopherl wuchs, auf den kleinen Beinchen munter lief und einen blonden Lockenkopf schüttelte, den Niemand besser besehen konnte als Tomerl.

Früher spielte er nur zuweilen mit Hunden, denen er Bissen aus seinem Brodsacke gab, oder eine Katze rieb sich an ihm, Haustauben oder Hühner fürchteten sich nicht vor ihm und sammelten die Körner oder Brodkrumen, die er nicht weit vor seine Füße warf, um doch zutrauliche Geschöpfe neben sich zu haben; jetzt stand oft ein Kind an seinen Knieen, und er konnte seine Hand auf die seidenen Locken und das weiche runde Köpfl legen — und scherzen konnte er — kein König hatte es besser; gibt es doch Könige, die kein Kind um sich haben und zu denen gar keines sich hinzutraut!

Mittels einem Grashalm oder Blattstückchen vermochte das Bergmannl allerlei Vogelstimmen nachzuahmen, und er pfiff zu heller Freude des Kindes, ja selbst der Vögel, die ihm lustig antworteten und zutirillirten! Hatte das ein Fürst und konnte einer mitten unter Lämmern auf der Alm und bei einem Zuckerpuppenkind sich solche Freude verschaffen?

Und schlau war er, der Tomerl! Er hob die Kleine empor zu Sträuchern und Alpenrosen, wohin er nicht gelangen konnte, er kletterte neben dem Kinde vorsichtig, bis er dies halten und dies ihm ein Kräutl oder Blümchen vom Felsenstücke bringen konnte, wohin es ihm selbst zu gelangen unmöglich war. Von einem Stürzen konnte keine Rede sein, dafür war das Bergmannl zu witzig und schlau.

Und das war ein Lachen und Schäkern und Freudigthun, daß die Lämmer oft herzukamen und die dicken Köpfe zudringlich förmlich an die Hand drängten, bis sie Sopherl mit einem „husch! husch!“ hinwegscheuchte! Und wenn hübsch viele Blumen beisammen waren, band Tomerl

Sträuße und trug sie hinab an die Seestraße, wo so viele Leute zogen und ihm blanke Münzen dafür reichten, oder er gab Alles für Allerlei dem Wirt, welcher seinen guten Absatz schon hatte; und auf die Alm fand das grausige Weiberl, die Not, gar keinen Weg und Steg.

Heimlich fanden manche Münzen bei Tomerl den Weg in's Säckchen, und er war ein Schatzhüter, der keinem Menschen, nicht einmal der Sopherl, die „Silberwurzen" sagte! —

So waren Jahre dahingegangen, Winters schlief Tomerl wie zuvor in der Ecke einer Sensenschmiede oder eines Eisenhammers, welcher Feuer zündete, und Lisi kam in der alten Hütte unter, beim Spinnweibl.

Und eines Abends im Hochsommer, als die Schatten der Bäume auf den Straßen länger lagen, auch die Schatten der Wandelnden sich schon erstaunlich lang über den Weg und allen nahen Boden hinzogen, stieg ein großer kräftiger Mann, im grün verbrämten Lodenrocke und mit einer großen Waidtasche umgehängt, einen Stock in der Hand, den Weg im Thalgau daher. Ein dichter, starker Bart umschattete sein Gesicht, und den Hut hatte er etwas tief über die Stirne gezogen.

Er mochte Erinnerungen an den Weg und so Manches da haben, zuweilen stand er und sah umher, mit sonderbar dareinblickenden Augen.

Jetzt tönte vom Turm im Dorfe das Abendläuten. Als hätte der Mann gar nicht daran gedacht und überrasche ihn der Ton, stand er plötzlich stille und horchte aufmerksam diesen Klängen. Sie mochten ihm eigen zu Herzen dringen. Er nahm, als wäre er es gar nicht gewöhnt, zögernd, nur halb aber doch endlich den Hut ab und stand eine Weile stille, tief sinnend.

Die drei letzten Schläge des Abendgrußes von der durchdringenden ausklingenden Glocke waren verhallt. Der wandernde Mann ging wieder weiter.

Vor dem Jägerhäuschen blieb er stehen.

Der Jäger saß und schrieb gerade in seiner Stube, hatte einen Bogen mit langen Linien vor sich, verzeichnete da allerlei Ziffern und Dinge, rauchte fest dabei und sah zuweilen sinnend in die qualmenden Tabakswolken.

Der fremde Mann, der dies ersehen, ging durch das Hausthor. Die Hunde schlugen scharf an. Der Mann jedoch schien derlei gewohnt, ging an die Thüre des Vorderzimmers, in dem der Jäger saß, und der Fremde klopfte.

„Herein!" rief es auf das Klopfen. Die Hunde meldeten noch fortwährend, der halbblinde Dachsl schlich schnuppernd heran.

„Ich bitt'," sagte der Mann, mit rauher tiefer Stimme, den Hut vom Kopfe nehmend, „hat der Herr Jäger nit eine Büchse zu verkaufen?"

„Hoho!" sagte dieser, eine dichte Wolke ausblasend und dann die Pfeife aus dem Munde nehmend. „Seit wann geht man zum Jäger wie zu einem Büchsenschäfter? Und wer ist man? Wieso hat man das Recht auf Flinten und Büchsen? Wo ist der Waffenpaß?"

Das Begehren und Anfragen beim Jäger war seltsam. Der rasche Mann ärgerte sich ein wenig. Sollten ihn die Wildschützen gerade auch noch in seinem Hause zum Besten halten wollen, und war dies nicht ein von ihnen vorbereiteter kecker Scherz?

„Zuletzt," rief der Jäger auf, „kommen noch die Wilderer in meine Stuben und wollen Büchsen und Angab' des besten Schießstandes . . . was?" Er strömte heftig einen dichten Rauch aus.

„Und doch, mein' ich, könnt' mir der Herr Jäger eine Büchs ablassen, vielleicht gleich die da!"

Der Mann schritt geradezu auf die Stelle los, wo die Büchsen des Jägers an der Wand hingen und bezeichnete eine. Sie war schwerer als eine gewöhnliche

und hatte allerlei messingenes, verschnörkeltes älteres Beschlagzeug, woran sie augenblicklich zu erkennen war.

Der Dachsl sprang vor und bellte hell auf, als der Mann zu den Büchsen trat.

Die Keckheit war dem Jäger doch zu arg. Er drehte sich heftig auf dem Stuhl herum, sprang auch empor und dem seltsamen Mann zu. Dieser faßte an das Gewehr . . . der Jäger ihm an den Arm . . . die Beiden sahen sich in die Gesichter . . . gerade diese Büchse . . . die Augen . . .

„Geni! bist du's!?"

„Ich bin's, der Dammberger Geni."

„Mit diesem Bart! Und dieser Mann!"

Der Jäger ergriff seine Hand und schüttelte sie.

„Und deine Mutter!" sagte er endlich, hielt aber rasch ein. — „Tröst' s' Gott, die ist ja todt. Findest sie nimmer. Das Hüttl is' abgelöst. Na, na, du weißt wol das Alles besser als ich!" Er hielt ein wenig ein. Er räusperte unruhig, denn der Mann schwieg, und an dessen Augen, wie an seinem heftigen Atem merkte man die innere Bewegung. Der Jäger zog eifrig an der Pfeife, als wäre sein stärkster Gedanke, daß dieser Brand nicht ausgehe; und endlich sagte er aus seinen bläulichen Wolken heraus, um eigentlich doch zuvor zu prüfen: „Und wer bist denn, was willst du hier?"

„Ich bin gekommen, um von Euch meine Büchse zu holen," sagte Geni.

„Ja, ja, das ist recht schön, und ich erinnere mich recht gut, daß ich vor fünf Jahren . . sechse sind's . . oder fünf . . . Alles eins . . . dir gesagt hab', ich will das Gewehr behalten . . . und ich hab's bewahrt, wie du siehst; hat kein Mensch daraus geschossen. — Aber ich hab' noch 'was gesagt!" stieß er mit Betonung heraus.

„Freilich, auf meine Red', daß ich wiederkommen werde, die Gegenred': Besser gar nit als ungut!"

„Richtig, so ist's! Und wer bist?"

„Jäger."

„Was? . . . Wo!"

„Jäger auf einem Herrschaftsgut in Ungarn."

„Jagst noch alleweil' und mit Erlaubnis und bist ein ordentlicher Forstmann? Her mit deinem Ausweis und Paßpapier und was du Alles hast!"

Der fremde Mann griff in die Brusttasche seiner Jacke, zog Schriften hervor und entfaltete.

Der Jäger las, die Pfeife im Muude behaltend; je mehr er las, desto heftiger flogen die blauen Wolken nach dem Papier und verfinsterten kräuselnd fast die Zeilen, daß er nicht sehen konnte.

„Ja, ja!" sagte er endlich, „richtig ist's! Meiner Seel'!" Und die Augen wurden ihm feucht. Doch er rauchte wieder stark. „Da, jetzt gib mir fest die Hand!" Sie schüttelten sich Beide derb nochmals. „Und jetzt grüß' dih Gott und setz' dih her . . . da hast einen Stuhl . . . sitz' nieder!"

„Cilli!" rief er hinaus. „Vom ältesten Aepfelmost einen großen Krug!" Und aufspringend und rasch den Kopf aus der halbgeöffneten Thüre steckend, gab er der alten Hauserin noch einen Befehl, und kehrte wieder zu seinem Sitz zurück. „Und leg' dein' Schnappsack ab, und thu' dir gut . . . mach' dir's bequem . . . erzähl', erzähl', ich bin neugierig wie ein Junghaas im Grüngarten!"

Und nun kamen tausenderlei Fragen und Antworten.

Es waren bittere Zeiten, als der obdach- und herrenlose Bursche damals, bald nach der Nacht bei dem Wartenfels, in die Welt gezogen. Die Schramme am Kopfe war kaum verwachsen — der weiße Streif ist noch im schwarzen Haar zu sehen — und von Taglohn- zu Taglohnarbeit ging's hinab durch die abzuholzenden Wälder von Oberösterreich, nach Niederösterreich, und

mit Schiffen und Flößen die Donau hinunter nach Ungarn. Und da hieß es in Haiden und Fiebergegenden und in Wäldern schwer arbeiten, bis ein Grafenhof den deutschen Arbeiter mehr schätzte und ihm endlich mehr vertraute, und bis der Graf, ein Jagdliebhaber, ihn selbst auf einen Stand bei der Jagd stellte — und bis es sich endlich nachwies, daß der fremde Knecht mehr vom Waldpflegen und Waldgetier verstehe, als mancher Andere.

„Und so ist's gekommen . . . und so bin ich angestellter Jäger, soll in ein Forsthaus ziehen, in den Theißwäldern, und . . .“

„Bist verheiratet . . . hast Kinder!“ rief der Jäger auf, die Augen dabei zugleich groß aufspannend.

„Hab' keine Kinder, bin nit verheiratet und soll erst heiraten!“

„So? Und du kommst in's Land und willst . . . willst dir Eine aussuchen?“

Der Bärtige schwieg. Der Jäger auch. Letzterer trieb nur heftige Wolken aus und schob die Pfeife hin und her.

„Wenn ich so da unten im Tiefland gesessen bin,“ sagte Geni, „und hab' die fremden Lieder gehört von den Madeln, und hab' das fremde Wirtschaften um und um gesehen, da sind mir fast die Bäume und die ganze Welt anders vor'kommen als bei uns . . . kurzum, mir hat's oft das Herz gesprengt, und ich großknochiger Kerl hab' an Heimweh und Herzleid gelitten wie ein kleiner Bursch! Und wenn ich gar nichts haben soll und nimmer meine Almen, nimmer unser ganz Völkl sehen soll . . . ein Weib von da möcht' ih doh für mein' Lebzeit haben!“ sagte Geni warm.

Eine große Wolke fuhr aus. „Und da wirst nit heiraten, sag' ich dir!“ fuhr des Jägers Rede fast wie zornig nach.

Ehe der Andere noch fragen konnte, wieso und warum, fuhr der Jäger wieder hell heraus:

„Hast dich um dein leiblich' Kind bekümmert? Hast die Lisi gesucht? Ob sie dich mag, weiß ich nit, glaub' ich nit! Sie hat dir's geschworen! Aber ehe du von ihr nit freigegeben bist, eher gehst du da zu Land nit zum Altar!"

Geni schwieg. Nach einer Weile sagte er:

„Das Kind möcht' ich sehen, ein Mädl ist's und Sopherl heißt's, ich weiß Alles. Und das Kind möcht' ich gleich zu mir nehmen!"

„Oho! wenn's der Tomerl leid't! Und die Mutter?"

„Der Tomerl, wer ist das?"

„Meinst ein Bursch? oder der Herrenbauer, oder wieder ein verliebter Freiersmann?"

Geni horchte neugierig, seltsame Gefühle stiegen in ihm auf. Sein Auge haftete leuchtender und fragend. Er hatte keine Rechte, und dennoch . . .

„Das Bergmannl!" rief der Jäger.

„Was?"

Und jetzt kamen tausend Erklärungen und erstaunte Ausrufe über Ausrufe und unzählige Fragen. Des Geni Augen wurden dabei erst immer größer und glänzender, endlich kleiner und feuchter.

Die Männer saßen lange.

„Lisi und das Kind möcht' ich sehen . . . das Bergmannl hat braver gethan als ich. — Lisi und mein Kind . . . es wär' ein Einzug in's Jägerhaus . . . ja, so hab' ich mir's eigentlich öfters vorgeträumt!"

„Wenn sie dich mag . . . ih glaub's nit!"

So schloß die Zwiesprache.

Es war Nacht als die Männer saßen, der Maaßkrug leer geworden; und Geni ging ohne Gewehr, doch schwerer

als er in's Jägerhaus gekommen, zu den Befreundeten im Thal.

V.

Eine Grabsbürde und eine Herzensbürde.

Auf der Alm lag ein schwerer schwüler Sommertag.

Ungewöhnlich heiß war es, und bereits mehrere Tage hatte es nicht geregnet, zuvor nur kurz und ausgiebig. Wolken hatten sich zuweilen an den Bergesspitzen gesammelt, aber ein Wind strich rasch und trieb das Gewölk weiter und weiter; der See, welcher ein Weilchen mattgrau gelegen und die Wellchen wie Millionen im Zuge sich bewegender kleiner Fischlein gehoben und gesenkt hatte, war bald wieder so sonnighell und klar, und glitzerte da und lag dort wie ein stählerner Spiegel blank auf weiter Fläche hin. Die Schiffchen, welche ihn durchzogen, ließen lange weißere Streifen hinter sich, als öffneten sie nach unten eine blinkende geheimnisvolle Straße, die in weiter Ferne wieder verschwand.

Tomerl mußte in dieser trockenen Zeit seine Schafe höher zwischen die Klippen treiben, wo es noch zwischen den großen Steinen geschützte und feuchte Stellen gab und reichlichern Graswuchs. Auch die Nächte waren thaulos und die Frühroтstunden zu warm, daß das Gras hier so dichten Thau wie sonst gehabt hätte, als ob ein Regen gefallen wäre.

Die Brünnelein flossen dünner und geräuschloser; nur manche Blüten und Beeren gediehen besser als je.

Lisi konnte das Gras, welches sie für Abends bedurfte, nicht auf den gewöhnlichen geraden Hängen und

Plätzen mehr finden, sie mußte es ebenfalls zwischen den Steinblöcken und Felsstufen und kleinen schattigen Gräbern suchen. Sie hatte ihr blankes großes Grastuch, dessen frisches Weiß ihr Stolz war, genommen, und war gerade im Rücken der Hütte emporgestiegen, nahe am Wege, wo es weiter zu dem Wald und den stundenweit entfernten Wildmoser-Almen ging. Das Gras nicht weit von der Hütte hatte sie geschont und zumeist für die Not bewahrt, wie es so Brauch ist.

Nun lag das weiße Einbindtuch neben ihr ausgebreitet und sie schnitt mit der Sichel oberhalb eines kleinen Thalkreises zwischen Gestein und allerlei hochaufgeschossenen Blüten.

Sie war munter und mochte sich der Hochsommerzeit erinnern, in welcher es ihr einst schlechter und gar betrübt ging. Sie gedachte an das lächelnde Kind in der Hütte und hörte mit einer Art Freude das Klingeln der Glocke an dem Halse eines weidenden Tieres, das nicht weit sein konnte.

Sie sang beim Grasmähen, wie im Trotze und herausfordend das Lied:

„Ei, Dirnl, sag' mir nur,
Sag' was hast denn 'than?
Jetzt hast ein klein's Kindl
Und hast gar kein' Mann!

Hast 'glaubt, er hat dih gern,
Hast wollen sein Weiberl wer'n,
Na, da wird ewig nix d'raus,
Er hat a Geld und a Haus!

Ei, was frag' ih darnach,
Ih sing' doch alle Tag':
Heidl popeidl mein Kind,
Das mir kein Mensch mehr wegnimmt!"

Es war Trotz, es war Selbstgeißelung, es war Fröhlichkeit, die über das Herzleid sich drängte, wie ein leichtes, kräuselndes Nebelwölkchen über eine Kluft.

Einen Augenblick sah sie von der Arbeit auf, als sie den Armvoll Gras zum weißen Tuche trug und abschüttelte; sie sah nach dem Schoberstein, hinter dessen Spitze sich ein dunkler Streif zu zeigen begann; und schattend eine Hand über die Augen haltend, prüfte sie, ob dies wol ein baldiges Wetterwenden bedeute.

Sie wollte beim Abwenden eben das Lied zum zweitenmale beginnen, da sah sie einen Wandersmann von der Hütte herwärts schreiten. Derselbe hatte sicher ihr Lied gehört und es war gerade nicht nötig, daß er ihr in's Gesicht sehe, oder man darf den fremden Leuten nicht zeigen, daß man neugierig ihretwegen sei, wenn sie nicht selbst freundlich näher kommen.

Der Mann schritt aber immer langsamer und zaghafter, je näher er an den Weg vorbei und vorwärts kam; es war gerade, als suche er etwas vor sich, und gleichsam scheu blickte zuweilen sein Auge nach Lisi hin.

Sie wollte dem seltsamen Kund' weiter keinen Anlaß geben und mähete rasch weiter. Ihr Grastuch war bald voll.

Der Mann hielt plötzlich an und setzte sich auf einen Stein. Er wischte den Schweiß von der Stirne.

Das Tier mit der klingenden Glocke kam näher und näher. Dasselbe hatte die mähende Almerin entdeckt und kannte den lüsteren Inhalt eines Grastuches.

Lisi hatte gerade genug, und rasch die Ende zusammenknüpfend, reichte sie sich die bauschige Last auf den Kopf, hob eine stützende Hand nach oben, stemmte die andere mit der Sichel in die Hüfte und stieg so schnell herab.

Wie sie so stramm und aufrecht, kräftig und beweg-

lich in den Gliedern daherging, der volle Sonnenschein über ihre Gestalt schien und ihr gerötetes Gesicht im Schatten der balligen Last auf dem Kopfe war, die Halme und Kräuter aus dieser noch wie ein Schmuck ringsum nickten und schaukelten — war sie wirklich noch ein Weibsbild, das sich sehen lassen durfte.

Der Almwind hat manche Kummerfalte hinweggeblasen und manches matte Augenfeuer angefacht wie ein Flämmchen auf dem Heerde.

Die aufrecht Schreitende mußte nicht weit vor dem Manne, der sie stetig ansah, vorbei.

„Grüß' Gott!" sagte sie.

„Grüß' dih . . . auch Gott!"

Warum dem Manne dies so schwer ging? Und warum er starrender die Augen öffnete?

„Fleißig?" sagte er rasch, damit die Schreitende nicht ohne Rede zu weit gelange.

„Muß man sein!" sagte sie flink entgegnend. Doch der Ton des Mannes berührte sie seltsam . . . als wäre er nicht fremd und sollte sie ihn schon gehört haben.

Sie blieb stehen.

„Kennst mih nimmer?" sagte der Bärtige jetzt, halb lachend, halb düster.

„Heiliger Gott!" Ein Blick über seine ganze Gestalt. „Du bist der Geni . . . oder der Böse treibt sein . . .!" Sie bekreuzte sich.

„Der Geni! Und du darfst dih nit bekreuzen, der gute Herrgott und alle Engel haben mih zu dir her-g'führt . . .!"

Sie begann zu zittern, die Grasbürde entfiel ihr, oder sie wollte dieselbe zur Erde lassen, sie stützte sich daran, und heiß und kalt rieselte es ihr über den ganzen Leib.

Einen Augenblick schwiegen sie Beide.

Sie ließ sich auf die Grasbürde zum Sitzen nieder; er stand auf.

Die Wolke an dem Schoberstein war rasch größer und größer geworden, ein kalter Luftzug strich und fing hoch oben in den Baumwipfeln zu sausen an.

„Ich bin gekommen, daß du mir verzeihst ... Lisl! Geh' gib mir einmal deine Hand!"

„Ich hab' dir nix zu verzeihen und du brauchst mir deine Hand nit zu geben, du wirst' s' eh schon vergeben haben."

„Ich bin ein lediger Bursch!"

„Gut, daß du keine Andere unglücklich gemacht hast."

„Lisi!"

„Unglücklich?" sagte sie jetzt wieder, sich verbessernd. „Meinst vielleicht, ich bin's? Ich bin ganz glücklich, weil ich von dir nichts gewußt hab' und nichts wissen möcht'."

Er schwieg und preßte die Lippen übereinander.

„Den Weg zu den Wildmoseralmen will ich dir nit weiter aufhalten, du weißt ihn ja. Und wenn du wem dort hast, findest es sicherlich. Und meinetwegen därffst dich nit aufhalten, nicht kümmern. Keinen Menschen hab' ich von dir ein Sterbenswörtl gesagt, und seit dem Augenblick, daß ich dir dein Anhängkreuzl hingeschleudert, seitdem hab' ich keinem Menschen deinen Namen genannt. Die Wenigen, die dort waren, haben dich wol lang' vergessen, und ih möcht' mih nit gern erinnern!"

„Und mein Kind?" rief er auf.

„Dein Kind? Du? . . . Hast du eins auf dem Arm dahergebracht? . . . Dein Kind? Du meinst doch nit mein Sopherl?"

„Ja, mein und dein Sopherl!"

„Hast du's so taufen lassen? Hast du dich als Vater

beim Pfarrer bekannt, hast du dafür gesorgt und es aufgezogen?"

„Lisi! Lisi!" rief er auf, „du machst mir mein Herz schwerer als es mir oft in der Wildfremd' war!"

„Hast du das Kind vielleicht gesehen!" rief sie wie erschreckt auf. „Bist du an der Hütte unten vorbeigekommen, hast du es berührt!?" — Und sie sprang wild von der Grasbürde auf.

„Nein, die Thür war geschlossen," sagte er.

„Gott sei Dank! das Dirnl hat zugemacht. Der Nebel senkt sich und ein Wetter kommt. Schau, daß du lieber zurück gehst. Die Wildalmen erreichst du nit vor dem Wetter, und unten bist schleuniger; aber rühr' mir mein Kind nit an . . . hörst, rühr' mir mein Kind nit an!"

„Lisei," sagte er mit verändertem Ton, und noch stärker: „Du erzürnst mich! Glaubst du, weil ich da herkomm'? . . . und ist's dir nit genug, daß ich komm'?"

„Genug? Schau! Könnt' bald Einer kommen. Hast ein Anrecht? Wer bist mir?"

„Dein Geni!"

„Und ich . . . zum Foppen ganz recht, aber zum aufrichtig Lieben zu schlecht!"

Er schwieg wieder und abermals kniff er rasch die Lippen ein, zuckte nur mit den Augen.

„Ich bin schwer gestraft worden für mein' Leichtsinn und Unrecht!" fuhr sie fort. „Was eine nichtsnutzige Dirn ertragen muß von ihrer Verwandtschaft, vom Pfarrer und allen rechtschaffenen Leuten, hab' ich erlitten, bin getreten und veracht' und verlacht worden! Schwere bitt're Jahr' hab' ich durchgelebt; aber sie sind vorbei, und der Herrgott behütet mich, daß solch' Leid nimmer über mich kommen kann."

„Lisl, schau, es kann noch Alles gut werden!" rief er ergriffen aus.

„Auch jung und unverrufen kann ich werden? Ich hab' für meine Lebzeit genug! Aber für mein' Lebzeit bleibt mir doch mein Kind, mein süßes, herziges Kind! Und der Herrgott hat ein Erbarmen mit mir gehabt, hat mir vielleicht vergeben, für die hunderte Nächt', die ich an der Wiegen ohne Schlaf und Ruh', mit Weinen und Beten für das Gesund' von dem Kind zugebracht hab'! Du hast dir die Welt und die Weibsleut' in aller Herren Länder derweil angesehen, bist ein freier Mann gewesen . . . ich will nichts mehr von der Welt und dir, nichts als Ruh, und ganz, aber ganz das Herzerl von mein' Kind!"

Damit hob sie rasch die Grasbürde auf, sie sah, daß das Wetter näher kam und eilte davon, zur Hütte.

VI.

Im Alpengewitter.

Der Himmel hatte sich merkwürdig rasch mit Wolken überzogen; kühl wehete es plötzlich, und der Nebel flog, von den gebrochenen Sonnenstrahlen braun gerandet, auch düster, immer dichter herbei.

Das Weib, welches abwärts der Hütte zueilte, hörte noch, daß der Mann ihr „Lisi!" nachrief — sie aber dachte: „An mein Kind rühr' er nit!" und eilte, ohne nur ein Augenzucken lange zu zögern, der Hütte, an der ein offenes Thürchen im Winde knarrte, entgegen.

Einzelne Tiere waren läutend näher gekommen und gingen der rückwärtigen Stallthüre zu. Es war dies ein Zeichen, daß ein starkes, schlagendes Wetter bald nahe komme, und wirklich hörte man es leise von ferne im Gebirge donnernd rollen.

Lisi warf die Grasbürde bei der Hütte rasch nieder,

unter Dach, öffnete die rückwärtige Thür und ging rasch zu einzelnem Gestänge, wo Wäschstücke hingen, langte zum Dache und zum geschichteten Holze, worauf blendend weiße Wäsche zum Trocknen ausgebreitet lag. Der Wind blies schon stark darein und machte sie flattern, drohte sie in's Weite zu führen.

Als das Alles gethan war, ging die Almerin zur vorderen Eingangsthür der Almhütte. Sie öffnete dieselbe und legte rasch die Linnenstücke auf die nächste Bank.

„Sopherl!“ sagte sie laut und doppelt zärtlich nach dem Vorhergegangenen in die Hütte hinein.

Ein Kind rührte sich daselbst nicht.

Die Mutter wiederholte den Ruf.

Keine Antwort.

Sie eilte zur Milchkammer und öffnete, übersah mit einem Blicke den Raum.

Das Kind fehlte.

Die Mutter eilte rasch wieder zur Hütte hinaus und übersah die Umgebung rings.

Kein Kind zu bemerken.

Sie rief nach allen Richtungen: „Sopherl! Sopherl!“

Der Wind vertrug den Namen und ließ ihn gegenströmend zuweilen nicht weiter dringen, oder das Echo rascher doppelt erschallen.

Sollte das Kind zum Tomerl gegangen sein?

Dieser war ja seit Morgenlichte fort und das Kind konnte nicht wissen, wo er wär', wo er zu finden.

Die Mutter lief einen Steinweg zur Seite hastig empor und sah von einem Felsen, so höher stehend, ringsum aus . . . kein Kind zu ersehen, jeder Schrei, jedes Rufen vergebens!

Herrgott! wo kann das kleine Mädchen sein? Es entfernte sich ja wenig von der Hütte. Sollte der böse Mensch gekommen sein . . . sollte eine verruchte Absicht schon ausgeführt sein?

Die Kniee brachen ihr unter der Last des Gedankens, daß man ihr das Kind nehmen, entfernen, rauben könnte!

Doch nur einen Augenblick verwirrten sich ihre Sinne. So kann's nicht sein! Der Mann sah so gut darein . . . nein, er könnte solche Absicht nicht haben . . . und sie wollte ja kniefällig bitten . . . nein, nein! wahnsinniger Gedanke! Unten war der Nebel bereits über den See gelagert . . . und wenn das Kind hinabgegangen . . . und wenn es nur im Freien unter einem Baum beim Donner und Blitzschlag . . .

Es gab keinen andern Weg als abwärts, hinunter den Weg, suchen, schreien, weinen: „Sopherl! Sopherl!"

Die Mutter griff sich nach dem Kopfe, als wäre dort Alles unwach, träumend, sie fing zu laufen an — erst ein wenig hin und her vor der Hütte, dann abwärts.

Das Wetter war mit furchtbarer Macht und Raschheit, ein rechtes Alpenunwetter, herbeigekommen. Der kalte Wind pfiff und heulte. Von unten aus war ein Nebel vor die Drachenwand, das Höllkahr und den Schober gezogen. Erst grau und tiefgrau, dann von dem ersterbenden Sonnenlicht braun und immer schmutziger braun gefärbt, wie eine dichte Decke zog er sich vor die Berge und die schroffe Bergwand, ihr Hintergrund machte den Nebel förmlich zu einer schlammigen Masse, nur an Rändern war diese lichter, aber braungrau, qualmig.

Und von oben senkte es sich immer dunkler.

Der Donner krachte, und mit mächtigem, erschütterndem Schlage machte er die Erde und Berge förmlich erbeben!

Lange, lange hallte und grollte es nach.

Aus der Enge des Thalgau's, von der Salzburger Seite, peitschte der sausende Wind herbei, und der rasch schaukelnde See warf die Wellen, die zurückgeworfen immer wieder stärker kamen, schleuderte endlich dichte hohe Wogen,

welche förmlich Schaumkronen hatten, wie im Meer, und die hoch über das Ufer schlugen, und sich brausend, zischend, klatschend vor und zurück wälzten!

Die braungraue Nebelwand wurde schwärzer und schwärzer, es gab keinen Himmel und keine Erde mehr, nur einen Qualm, eine Strecke von den Augen weggerückt, und an dieser Qualmwand zuckten feuerlohende Blitze kreuz und quer herab; Donnerschläge, welche die Erde und die Berge fast zerbrechen machen mußten, folgten.

Das Herz hielt im Schlagen still für Augenblicke, der Schreck und das Plötzliche lähmten den Atem, ließen die Brust an den Hauch und den Seufzer vergessen. Alle Sinne stockten und lähmten, wie zuweilen unter den furchtbaren urplötzlichen Wettern in den Alpen!

Nur die Mutter durfte ihr Kind nicht vergessen; alle vergehenden Sinne und lähmungbedrohten Glieder mußten doch fest und wach bleiben, und nur der Schrei, welcher den Namen des Kindes ausstoßen wollte, unterblieb zuweilen in der geschnürten, fast erstickenden Kehle.

Die Mutter lief abwärts und abwärts. Der Nebel ließ sie kaum wenige Schritte vor sich sehen, und die Angst, daß sie selbst über einen Felsen bei einem unrechten Schritte stürzen könne, tauchte nur halbbewußt in ihr auf. Diese Gefahr des Stürzens in den zerschmetternden Abgrund war für die Mutter nahe. Doch sie ward von keinem Donner erschüttert, sie fegte kein Sturmwind hemmend an, ihr Kopftuch war entfallen, ihre Haare flogen im Wind, ihr Halstuch war gelöst . . . und abwärts, immer näher zum See kam sie, zum nebelumhüllten See.

Jeder Ruf, jeder Angstschrei vergebens!

Die Augen suchten vergeblich den Nebel zu durchleuchten, ob etwa auf dem See ein Kahn. Ob das Kind nicht spielend an das Ufer, an einen Kahn geraten war . . . ob nicht gerade heute das Spiel hier unten das Kind verlockt . . . ob nicht böse Menschen . . .!

Das gemarterte Herz zuckte noch einmal zu einem fast tödtenden Krampf zusammen.

Jetzt flammte ein weißes Wetterleuchten über den ganzen Nebel auf, und wie ein weißfeuriges Augenaufschlagen und Zucken des ganzen Himmels war es für Augenblicke.

„Jesus, Maria und Josef!“ Schwankte nicht dort ... ein Kahn auf den Wellen, hundert Schritte vom Ufer, in der Ecke, wo eine Au, eine Landzunge in den See hinausspringt?

Die Wellen spritzten der am Ufer Irrenden gleichsam Eistropfen in das heiße Gesicht.

Noch ein schlagender roter Blitz und ein weißes Aufflammen des Himmels hinterher ... ja die Mutter sah einen Kahn wanken und sich wälzen, hoch gehoben und wieder tiefer hinab ... sie hatte ihr Engerl im See, ihr Kind gesehen ... die Sinne vergingen ihr ... sie brach nicht zusammen ... nein, nur ein Augenblick ... dann ... sprang sie in den schäumenden See. Die wilden Wellen warfen sich ihr entgegen und sie zurück ... sie war unter ihnen begraben, dann tauchte sie, mit ihnen sich vorwärts wälzend, wieder auf ... sie teilte, mit den Armen gewaltig kämpfend, das wilde Wasser ... sie schwamm dahin ... selbst wie eine Welle, bald tief getaucht, bald emporringend!

Sie sah das Kind. Blumen hatte es im Haar. Blumen waren rings um dasselbe im Kahn, und wenn der Wind und die Wellen diesen schräg hoben, sah man den Blumenboden ... das Kind saß wie schaukelnd und unbewußt still ... vielleicht lächelnd im Kahn!

Das Weib ruderte mit ihren Armen, von mehr als menschlicher Kraft belebt, welche nur Mutterliebe geben kann, weiter und weiter ... die Wellen hoben und senkten sie, sie verlor den Kahn nicht aus der Richtung ... sie

sah ihn näher ... wenn er nur nicht vor ihrem Kommen umstürzte ... sie ruderte ihm näher ... ein stürmischer Wellenschlag, und sie lag nahe an seinen Planken, sie griff hinauf nach dem Rande der Schiffswand ... der Kahn neigte ... Herrgott! nun erst konnte er stürzen und das Kind ertrinken! Die Mutter ließ los ... der Kahn trieb wieder fort ... noch einmal kämpfte sie sich hinzu ... sie faßte wieder den Rand ... sie sah das Kind ... sie hielt lose und leise, sie ließ sich auf den Wellen tragen und schaukeln, sie durfte keine Seite belasten ... sie betrachtete sich nur als lebenden Anker im Sturm, sie hielt ... und ächzte schwer ... und war ein Spiel der Wellen.

Der Wind trieb nun nach dem Winkel und Röhricht ... es blitzte und donnerte ... die Mutter schien betäubt, fühlte endlich, daß sie dem Schilfe zugelangt ... sie klammerte ihre erlahmenden Füße im Schilfe ... sie stak darin ... der schwertropfende Regen fiel massig nieder, ihre Sinne vergingen ihr ... der Kahn schaukelte ... sie war festgeankert ... die schäumenden Wellen schlugen über sie hinweg ... die Welt und alles versank ihr in Nacht ... sie schloß die Augen!

Das Kind im Kahne rief: „Mutter! Mutter!"

Sie hörte nicht mehr.

Noch zuckte der Blitz und noch rollte der Donner, ein reichlicher Regen floß eine Weile nieder.

Die Nebel kamen wieder in's Wallen und aus dem schmutzigen Schwarz und Braun wurde Grau ... das weiße Aufflammen am Himmel dauerte länger, der Aufruhr in der Natur dämpfte sich ab zum gewöhnlichen Gewitter im Gebirge.

Die Mutter war starr, das Kind rief ihr wie scherzend die zärtlichsten Namen zu.

VII.

Das Engerl im See.

Der Tomerl hatte heute, am Tage, in dem das Gewitter herankam, ein junges Lamm in die Alm zu bringen. Krank und abgezehrt mäckerte das Tierchen neben dem Mutterlamme, das selbst eingefallene Weichen hatte und den Kopf hängen ließ. Tomerl hatte das kleine Tierchen auf die Schulter genommen, schon früh Morgens, und war von der Höhe, wo die Lämmer weideten, mit seinen langsamen Schritten hinabgestiegen zu Alm. Das Muttertier schlich ohne Führung dem Menschen nach, wohin er das Junge trug. Kopfhängend, und nur zuweilen aufsehend und blökend, folgte es in dem Weg.

Der Tomerl kam gerade daher, als das Wetter losbrach, und Sorge erfüllte ihn darüber, daß er nach dem Wetter werde rasch wieder aufsteigen und die einzelnen versprengten Tiere zusammen holen müssen.

Da kam er an die Alm und sah jenen fremden Mann vor sich denselben Weg gehen. „Ei ja!" dachte er, „der sucht unter Dach zu kommen; hat Recht!"

Er selbst trippelte desto rascher, und mit dem hereinbrechenden Wetter hatte er die Hütte erreicht. Als er jedoch dieselbe öffnete und den fremden Mann, aber nicht Lisi, nicht das Kind darin sah, rief er den Mann fragend an.

„Die Lisi ist zum See hinuntergeeilt und sucht das Kind!" rief der Fremde.

„Die Lisi . . . das Kind beim See, im Sturm? . . . Mensch, wer du immer sein magst . . . um Gotteswillen und Barmherzigkeit, lauf' hinunter, lauf' nach, was du kannst und deine Füß', bessere als die meinen, dich tragen mögen! Jesukindl, Barmherzigkeit! flehte der kleine

Krüppelmann; und er hatte kaum die Hände gerungen, kaum war das struppige, alte Gesicht bleich geworden, da lief auch schon vor ihm der fremde Mann, der aus der Hütte wie ein Blitz geschossen war, abwärts in den Nebel, und verschwand in diesem Qualm.

Noch einmal sah ihn das Bergmannl im Blitzesscheine tiefer unten und trat auf die Hüttenschwelle, um soviel wie möglich zu sehen, dann wendete er sein Gesicht gegen das Muttergottesbild, welches an der Wand der Almhütte hing, mit dem weißen Tuche und Altärchen nebst Blumen davor. Und er sank auf die Kniee und betete, unter furchtbarem Schluchzen ringend — weinen konnte der Krüppel nicht, die Natur hatte ihm diese Erlösung, dieses Ausgewittern des Herzens versagt.

Und Geni kam an den See hinab. — Bis er dahin kam und hinaussehen konnte, hatten sich schon Leute von dem nahen Blomberg in's Freie begeben. Der Wirt war am Ufer.

Sie hatten einen Schrei von einer Weibsperson gehört und ihnen war's, als wäre eine hineingesprungen. Im Wetterleuchten sah man derlei schattenhaft.

Und draußen im See bewegte sich etwas wie ein Kahn. Aber es war zu nebelhaft und noch wogte im Winde der See zu hoch, um ein Ausfahren zuzulassen.

Geni aber wußte mehr. In seiner Brust lag es wie ein Sarg und wie Leichen. Ihm wollte das Unheimliche schier die Seele erpressen, das Herz aus dem Leibe reißen. Er gab weiter keine Auskunft und Reden.

Es regnete und im Windstoß flohen die Nebel, und im Fliehen machten sie eine Himmelsstelle frei . . . ein Leuchten drang durch, in Tageshelle sah Geni einen Strahl das Wasser lichten und in diesem Lichtstreif sah er den Kahn und das Kind.

„Rasch in die Schiffhütte um den Kahn!“ rief er

und lief auch schon zur Stelle, und im Nu rasselte die Kette vom Pflocke der nahen Schiffhütte los, und mit kräftigen Armen ruderte er, auf und nieder gehoben von den noch stürmischen Wellen, vorwärts. Die Leute sahen ihm bange nach und wunderten sich über sein Wagnis. Er aber sah den Lichtstreif wachsen, und die Leute sahen auch das Licht und das Kind, aber die todte schwimmende Mutter konnten sie nicht sehen.

Geni ruderte näher und näher. Er sah im Schilfe den Kahn wie geankert. Der lag fest und sicher, der konnte nimmer hinaustreiben. Und in dem Kahn saß wie lachend zwischen Blumen und blumengeschmückt das Kind — ein Engerl im See. — Die Sonne leuchtete jetzt im hellen Streife durch. Die todte Mutter war der Anker für das lebende Kind!

Geni sah dies . . . kein Wort konnte sein Entsetzen, seinen Schmerz benennen. Er ruderte nur wie ein getriebenes Gespenst dahin . . . näher . . . näher . . . er sah den Arm an dem Kahn geklammert, aber den Körper, gestreckt und willenlos von den Wellen gehoben und gesenkt . . . todt!

Wie er's vollbrachte, wußte er nicht, aber er vollbrachte es; er löste die eingekrampften Finger vom Rande des Kahnes, er hob den starren Körper, das stumme, bleiche Weib mit den gebrochenen Augen aus dem See . . . in den Kahn hinein zum Kinde . . . er selbst sprang hinüber . . . die Leiche lag dahingestreckt im Kahn, das Kind preßte den warmen Mund auf die kalte Lippe der Mutter . . . so fuhr der Zug mit der starren Mutter und dem geretteten Kinde zum Ufer heran.

Die Leute, als sie das Ergreifende, das Schreckliche sahen, schlugen die Hände entsetzt zusammen, sie fühlten nicht, daß sie durchnäßt wurden; Mitleid und Seelenschauer erfüllten sie!

Und als der Kahn am Ufer war, da harrte Geni keinen Augenblick. Sein Kind hatte er zum erstenmale und so gesehen! Aber die heilige Mutter — diesen Anker im Sturme — diese Sterbende für das fortlebende Kind, diese griff er mit riesenstarken Armen auf und trug sie stumm, ohne ein Wort zu reden, in das nächste Haus.

Er scheuchte den Mann, der mit angreifen wollte; er selbst fühlte die Stärke Mehrerer in sich. Er nahm Lisi mit den triefenden, schilf- und schlammbedeckten Kleidern wie ein Kind auf dem Arm und ließ ihr den Kopf tief über seine Schulter hinüber gesenkt. Im raschen Gehen und Eilen bezeichnete ein langer Wasserstreif den zurückgelegten Pfad.

In der Stube war das ein Jammern und Schreien der Weiber, ein stetiges, geschäftiges Thun der Männer und bald auch ein Helfen Aller!

„Todt?“

„Todt!“ sagte der alte Hausvater mit dem langen silbergreisen Haar.

„Vielleicht doch nicht.“

Der Alte schüttelte das Haupt.

Alle Lebensgeister wurden zu wecken versucht, alle Mittel angewendet. Geni hatte an der Donau und Theiß manchen aus den Wellen Gezogenen gesehen, und Keiner wie er wußte hier die helfenden Mittel.

„Sie ist todt . . . sie hat sich für ihr Kind geopfert!“ riefen Alle und ließen die kalte Hand der erbleichten Lisi sinken.

Nur Geni ließ die Starre doch nicht ganz für immer erstarren. Schweißtriefend rieb er den Puls an den Armgelenken, hauchte in den Mund, hob und senkte den heiligen Leib der einst Geliebten.

Und wenn Alle den Kopf schüttelten und den Tod vergebens gestört wähnten — Geni nicht! Er trieb's

erst lange, dann eine Stunde und Stunde fort und behauptete, zurückrufbares Leben sei in dem Körper.

Die Leute meinten und raunten sich still zu: „Der arme Mann hat bei der Sach' seinen Verstand verloren!"

Das Kind war über die Mutter gestürzt und saugte an ihrem Munde.

Tomerl war da, und der kleine Berggeist war groß genug, um auf das Lager zu reichen, wo Lisi lag.

Und als das schuldlose, unbewußte, liebevolle Kind wieder schmerzensreich an dem Munde sog und Lippe an Lippe sich wie Siegel an Siegel geschlossen hatte, da starrten Geni's Augen wieder fest.

War's Wahnsinn, war's Wirklichkeit?

Er sah es, es ging wie ein sanftes Morgenröten durch den bleichen Körper, und er fühlte an und empfand es wie ein Geschmeidigwerden . . . er rief er halb verständliche Worte . . . und Geni hielt seine heiße, fiebernde Hand an ihr Herz . . . und ein leises, leises Pochen und ein Schrei aus seinem Mund!

Sie hob allmälig die Wimpern und Lisi schlug die Augen auf . . . sah starr, sah dann ihr Kind . . . eine Bewegung mit dem Arm . . . sie zuckte, sie schluchzte, sie war gerettet!

Leben! Eine Mutter und ihr Kind und noch eine liebevolle Seele mehr. —

VIII.

Auszug und Einzug.

Der Geni hatte seinen Geldbeutel herausgelangt und Niemand sollte an etwas sparen, Alle sollten schadlos gehalten sein — nur Hülfe und Rettung und beste Pflege!

An dieser fehlte es nicht.

Die allerbeste Stärkung und Labe jedoch war für die Kranke all' das, was sie hörte und darüber empfand.

Erstaunlich ging's mit der Gesundheit vorwärts, wenn das Kind auf dem Bette spielte und der Vater daneben saß.

Nach drei Tagen wollte Lisi auf die Alm gehen. Und wenn sie den ganzen Tag dazu brauchen sollte, sie wollte doch hinauf. Eine Hausdirn' war mittlerweile hinaufgegangen und besorgte die armen Tiere.

Aber Geni und die Leute duldeten nicht, daß die Mutter, welche ihres Kindes wegen ihr Leben dahingeben gewollt und schon fast dahingegeben, die der Herrgott doch retten ließ, um Vergeltung auf Erden zu zeigen, sich neuerdings gefährde.

Der fremde und doch den Leuten so wohlbekannte Jägersmann machte sich anheischig, Lisi allein hinaufzutragen oder auf Gestänge mit einem Andern.

Tomerl war aber nach St. Lorenz gegangen, dort wußte er bei einem Häusler ein Eselein, und auf dem kleinen Grauschimmel und seinem Sattel ging's wieder zur Alm hinauf. Lisi saß darauf zur Seite, hatte ihr Kind im Arm, der bärtige Mann ging nebenher, und Alle die das sahen, sagten: „Wie die heilige Familie!"

„Und ich," sagte Tomerl, „bin freilich der Unnötige, oder doch ein Öchsl von der Krippe, das nachlauft."

Droben auf der Alm war bald zu Ende gebracht, was noch nicht zu Ende war.

Dem Geni war es beschieden, sich auszulösen für alles Uebel, und Dank und Liebe zu erringen, wo sie wie auf's Nimmerwiederkehren erloschen schienen.

Der alte Jäger war einer der Ersten, welche auf die merkwürdige Nachricht (sammt seinem Dachsl) herbeigekommen waren. Und als er auch auf die Alm ge-

stiegen kam und den Geni frug: „Willst heiraten? Ja?“ so sagte er bald dazu: „Nun, dann kannst auch in der Gegend bleiben; mein alter Waldmeister geht im Herbst in Pension und zieht zu seiner Tochter nach Ischl.“

Das Bergmannl schlich sich zur Seite, legte im Vorbeistreichen die Hand auf den blonden Kopf des Kindes und wendete sich um, weil er sein vergrämtes Gesicht nicht zeigen wollte — er hätte ja zu sagen gehabt: „Was soll aus mir, dem Wiederverlassenen werden?“

„Und du!“ rief Geni erratend ihm zu und faßte ihn bei der Schulter, daß er sich umwende, „du Tomerl, bist kein Berggeistl mehr, sondern ein Hausgeistl, das meine, so lang du lebst!“

„Ich werd' dir schon wie Berg- und Hausgeistl was zutragen . . . du wirst's sehen!“ Er dachte an sein Säckchen mit blanken Münzen, aber sie waren für das kleine Dirnl.

Tomerl setzte sich, nahm ein Blattstückchen in seinen Mund und pfiff die lustigsten Vogelgesänge und Trillerschläge, als ob der Wald übervoll und jubelreich wäre!

„Bekomm' ich jetzt mein Gewehr?“ sagte Geni zum Jäger.

„Der erste Schuß bei deiner Hochzeit knallt aus deinem Gewehr!“ war die Antwort.

Die Lebzelterin war von selbst gekommen und stemmte die Hände in die Hüften: „Da schau ein Mensch! Hätt's mein Lebtag nit geglaubt, es ist völlig aus! Aber recht ist's!“

Und der Geni sagte: „Möchtest nit die Lisi . . .?“

Sie nahm ihm das Wort aus dem Munde und setzte fort: „als Beistand, das heißt, mein Mann und ich, zum Altar führen? Brautmutter sein? Versteht sich, und das hätt'st nicht erst sagen dürfen, ich hätt' mir's nit nehmen lassen, die Hochzeit richte ich auch als die Brautmutter aus!“

Und am Hochzeitstage, nach dem Kirchgange, kam der aufgesträußelte Tomerl zur überseligen Lisi:

„Da seh'," sagte er, „das Anhängsel hab' ich aus dem Staub aufgehoben, wie du's damals dem Geni vor die Füß' geworfen hast!"

Lisi griff darnach und küßte es — war es doch das erste in Thränen der Freude empfangene Liebesangedenken und hatte jetzt den höchsten Wert!

Viele Leute waren zur Hochzeit gekommen, mehr als je zu einer derartigen.

Die Lebzelterin spendete merkwürdige Süßigkeiten, und Alle stimmten ihr zu, als sie sagte: „Der Herrgott schickt für die Menschen viele Engel, die man nit sieht in der Welt, aber nur wunderselten zeigt sich gar ein Engerl im See!"

4.

Der rechte Weg.

Stadt-Geschichte.

Der rechte Weg.

I.

Ehrentag.

Vor der Pfarrkirche des Stadtbezirkes war große Auffahrt von allerlei Mietwagen, Hausequipagen verschiedener Gattungen und Rangklassen, denn es zeigten sich sogar solche darunter, auf deren Schlag bunte Adelswappen auf Goldgrund gemalt waren und auf deren Leitbock Kutscher und Bedienter in Livrée saßen.

Die Volksmenge, und namentlich ein überwiegend starker weiblicher Teil, unter dem sowohl Dienstmädchen wie auch Fräuleins und Frauen waren, machte zu beiden Seiten des Kirchenthores Spalier, so daß die zur Feierlichkeit herbeigekommenen oder herbeigefahrenen Personen kaum hindurch konnten, vielmehr noch die Musterung und das Begafftwerden passiren mußten.

Es war eine Hochzeit, die gefeiert wurde.

Die feinen Damen in rauschender Seide hatten bereits den Weg durch die Zeile der Menge gemacht, einige Herren mit Orden im Knopfloche wanderten stattlich hindurch, und die Braut war in einem weißen Mullkleide, das mit künstlichen Blumen garnirt erschien; namentlich war ein langer Schleier auffallend fein und der Myrtenkranz so stattlich und geschmackvoll, daß mancher der vor der Pforte stehenden weiblichen Beschauerinen ein „Ah!“ entfuhr.

An der Seite der Braut wandelte im schwarzen Kleide, und nicht einmal im Fracke, sondern im Rocke, ein breitschulteriger, etwas untersetzter, stämmiger Mann, mit einem kurzen Vollbarte und gebräuntem Gesichte, der Bräutigam. Im Knopfloche hatte er ein kleines Rosmarinsträußchen, die weißen Handschuhe welche er trug, waren nicht von kleiner Gattung.

Fremden mochte ein gewisser Gegensatz zwischen Braut und Bräutigam sich aufdrängen, die zur Feierlichkeit erschienene Gesellschaft aber umsomehr sonderbar vorkommen, da neben den feinen Damen und nach ihnen Gestalten beiderlei Geschlechtes wandelten, deren Kleidung und ganze Art nicht nur Kleinbürgerlichkeit verrieten, sondern geradezu jenen Handwerkerstand, welcher entweder selten Festlichkeiten feiert, bei denen er sich sehen lassen will, oder noch weniger viel übriges Geld verwenden kann und mag, um sich neumodisch zu kleiden.

„Die Baronin Blumbach! Hast du sie gesehen?“ lauteten die Worte eines Mädchens, als dieselbe vorübergewandelt war.

„Und die Rätin v. Hohenburg war die Andere,“ sagte ein zweites Mädchen.

„Ja, noch eine Ausschußfrau vom „Hertha-Verein.“ Sie haben alle die Fritzi Meierhofer in Schutz genommen und ihr zur Hochzeit geholfen, weil sie zwei Jahre in die Musik- und Singübungen, auch in die Kunstvorträge gegangen ist und sich eifrig gezeigt hat.“

„Länger, glaub' ich,“ sagte die junge Frau. „Was die aber auch weiß!“

„Meinst du, daß sie viel weiß? Ich kann's nicht glauben. Sie war ja eine arme Näherin, sie ist ja armer Eltern Kind, denen sie auch zu Hause aushelfen gemußt und denen es schwer geworden ist, ihre Arbeit zu entbehren.“

„Freilich," sagte die Andere; „in letzter Zeit hat sie aber in Allem feiner gethan und neben dem Nähstoffe oder anderem haben immer Bücher oder Noten gelegen."

„Das wird wol aufhören müssen," sagte die junge Frau wieder. „Der Karl Prammer, ihr Bräutigam oder Mann, versteht nicht viel vom Klavierhammer, aber mehr vom Hammer auf dem Ambos, als Maschinenschlosser; und mit dem Zollstocke wird er vortrefflich umzugehen wissen, weniger aber mit Notenzeilen und Büchern."

„Daß die Zwei sich aber auch geheiratet!" sagte eine alte Frau, sich einmengend.

„Warum nicht?" sagte die Jüngere. „Sie ist ein armes Mädl von kleinem Stande. Und er ist ein tüchtiger Handwerker, der sein Brod verdienen kann und allmälig mehr schaffen wird, wenn die Familie auch größer werden sollte."

„Und die noble Bekanntschaft!" warf ein Dienstmädchen ein, welches zugehört hatte.

„Meine Liebe," sagte eines der jungen Mädchen, halb schnippisch, halb belehrend, „die haben wir auch, die kann eine Jede haben, welche sich Zeit nehmen und in den Verein gehen will, wo diese und noch feinere Damen Vorstände sind. Aber dann kommt's höchstens zu einer Aufmerksamkeit, wie die heutige ist . . . dann . . . dann . . ."

„Nun dann," setzte die Andere fort, „kann Jedes sehen, wie es mit sich fertig wird, denn die Damen haben wieder mit Anderem zu thun und nur mit Angelegenheiten des Vereines."

Die weiblichen Zuschauer und Besprechenden hatten nicht mehr Zeit, die Sache noch weiter und breiter zu bereden, denn schon kam ein feiner Herr aus der Kirchenthüre und sah nach einem Wagen aus, bald hinterher

erschienen weibliche Trauungsgäste und es gab neuerdings zu gucken.

Endlich erschien das getraute Brautpaar, bei diesem die Frau Baronin, die Rätin, die Banquiers-Frau, sämmtlich in feinsten Toiletten. Ein scharfes Beobachterauge hätte vielleicht bemerken können, daß die Damen sich gerne vor der Menge sehen ließen. Angesichts derselben verabschiedeten sie sich von den Getrauten, knixten ganz fein und wünschten zierlichst „Glück für die Zukunft!“

Die Bedienten rannten nach den Wagen oder ließen sie herbeirollen, eine Dame nach der andern stieg ein und fuhr fort, endlich kam auch die Reihe an das Brautpaar, welches heute einen Fiaker hatte. Die anderen Hochzeitsgäste und Verwandten der Getrauten gingen zu Fuße, jenen Weg in die Vorstadt, welchen der Wagen genommen hatte, nach einem bescheidenen Gasthause, wo im engen Kreise ein Mahl genommen wurde.

Noch einmal flatterte der prächtige „Tüll-Illusion-Schleier,“ den die Baronin geschenkt hatte, glänzte der reichliche Myrtenkranz der Rätin und das große Bouquet mit Spitzenbesatz der reichen Kaufmannsfrau, unter freiem Himmel, bald nachher waren der Maschinenschlosser Karl Prammer und sein Weib, die junge Prammerin, unter den Ihren im Wirtsstübchen, in einer Seitengasse der Vorstadt.

Die Elternleute freuten sich überaus wegen „der Ehr’“, welche ihren Kindern angethan wurde, wie Wenige von „ihrem Stand“ sich rühmen könnten.

Karl war kein Mann von vielen Worten, er drückte seiner Fritzi nur recht oft warm die Hand und sah ihr in die Augen. Diese Augen waren doch nicht so hell und heiter, wie die so vieler Bräute in solcher einzigen und nie wiederkehrenden Stunde.

Ob Fritzi dachte, im Salon der Baronin, wo sie

erst kürzlich empfangen wurde, wäre die Hochzeit schöner? Ob sie die Wände der alten schlichten Stube mit denen des Salons der Rätin verglich, worin diese eine so schöne Ansprache gehalten . . . zu den vier Dukaten, welche sie aus dem Stiftungsfonde übergab?

Karl suchte sein Bestes zu thun und in seiner schlichten Weise Heiterkeit in die Gastversammlung zu bringen; er redete zuversichtlich von dem Gefallen, das sein Weibchen an der Stube haben werde, die er eingerichtet, so wie sie nur ein Handwerksmann wünschen kann, und von der kleinen Küche dazu, in welcher aber kein Pfännchen und Schüsselchen oder Wännchen fehlen soll, das in eine richtige Küche gehört. Er freute sich auf die Suppe und geschmalzenen Mehlspeisen vom eigenen Herd!

„Die Stube ist groß und hat noch Platz . . . für eine Wiege!“ sagte ein alter langgewachsener Vetter, welcher eben mit der derben Hand, deren gebräunte Nägel den Tischler zeigten, ein Glas Wein erhob.

Das brachte einiges Kichern hervor und man ward so viel wie möglich munter. Ja, in der Ecke der Gaststube stand ein altes dünnbeiniges Klavier. Fritzi ließ sich nicht lange auffordern, sie setzte sich daran und spielte Etwas. Die Gäste verstanden nicht viel davon, denn in der Kunst hieß es eine „Etude“, und wenn sie viel verstanden hätten, würden sie nicht wenig zu tadeln gehabt haben. Aber der Vater der Fritzi, welcher schon sehr aufgeregt war, sagte: „Spiel uns ein' Landlerischen, ein' Steirer, oder ein' Walzer, meintswegen auch ein' Galopp . . . ich hab' Alles in der Jugend getanzt!“

Diesem Einfalle stimmten fast Alle zu, und die Frau-Braut spielte einen; sie griff jedoch nach manchem Ton zweimal. Irrte sie sich, oder ging's überhaupt nicht glattweg, das war jetzt einerlei, ein Teil war stolz auf die junge Verwandte, welche sogar Klavier

spielte, der andere dachte: gebildete Klavierspieler können immer besser feine Sachen als so gewöhnliche, ordinäre Walzer.

„Wie gern' hör' ich das Madl!" sagte ihre Mutter. „Hab's freilich nur einmal in der Vereinsschul' g'hört und zweimal beim Wirt; Unsereins hat ja kein Klavier z'Haus. — Freilich nit, das geht nit!"

Diese Anschauung fanden Alle richtig. Und so verging der Abend.

Der Tischler, welcher auch früher bei einem Klaviermacher gearbeitet hatte, setzte sich sogar hin, sang verliebte Vierzeilige und tupfte mit einem einzigen Finger die Melodie oder Begleitung aus den Tasten heraus. Das erregte Behagen, man lachte oder naserümpfte.

Plötzlich ging die Thüre auf und zwei junge Herren traten ein, sich zierlich verbeugend.

Fritzi war freudig überrascht, sprang auf, lief ihnen entgegen, sie kannte und nannte sie.

Der Eine, Kleinere, Langhaarige war Lehramtskandidat und spielte ziemlich gut Klavier, der Andere, Lange und Dünne war ein junger Beamter und sang; sie waren Bekanntschaften aus dem Übungs- und Singverein, bei den gemischten Chören.

Nach gebotener Leibesstärkung produzirten sich die Herren allein und gemeinsam, die Stimme des Sängers war eine dünne, er hustete oft dazwischen, aber Alles war doch gerührt.

Die Herren hatten viel' Atem, viel' Durst, viel' Lieder und viel' Kunst; aber es war dabei spät geworden und Zeit zum Aufbruch.

Karl folgte dem größeren Teile der Gäste, welcher sich bereits heimbegeben hatte, drückte den Herren die Hand, überließ sie den letzten Resten, welche noch vorhanden waren, und nahm seine Braut an den Arm — nach Hause!

II.

Wochentags.

Ein Jahr und mehr war über die Zeit vergangen, seitdem der wunderschöne Schleier und der kostbare Kranz in dem Kasten verschlossen blieben.

Es war Mittag; draußen läuteten die Kirchenglocken die Stunde hell und stark, förmlich in einem Takte, welchen die Pulse in der Nähe des Magens Vieler mitschlugen.

Die kleine Küche der jungen Frau Prammerin, der Maschinenschlosserin, dampfte und brodelte, es war Fett auf die Herdplatte gekommen und das roch nicht nach Myrten und Jasmin.

Der Mann kam von der Fabrik heim, sein Mittagessen suchen. Er ging durch die Küche in die Stube, grüßte sein Weib, welches mit einem Fuße eine Wiege in Bewegung setzte und dabei seitwärts auf ein Tischchen in ein Buch sah, welches daselbst lag.

Karl neigte sich über die Wiege und wollte das Kind herzen und küssen, das darin lag, sah aber, daß es die Augen halb geschlossen hatte und verhielt sich daher ruhig.

Sein Weib eilte rasch in die Küche, als mahnte sie das zischende Fett mehr noch als der Mann.

Dieser legte seinen schlichten Werktagsrock ab, zog eine leichte Hausjacke an und sah sich dabei in der Stube um. Da bemerkte er am Plafond ein Spinnengewebe hängen, gerade ober der Wiege. Er war erstaunt und erschrocken. Wenn dies auf das Kind fiele! Er eilte in einen Winkel nach einem Stocke, holte den Schmutz herunter und beseitigte ihn.

Dann sprach er im Innern:

„Der verdammte langhaarige Virtuos, Hilfslehrer, oder Bummler, oder weiß Gott was, den ich an der Ecke

begegnete, war wol wieder da und hat Bücher oder Musikschriften gebracht! Ich schlag' den Kerl krumm! Aber was soll ich machen? Die Treue meiner Frau in Verdacht bringen, wäre Unsinn. Aber ich bin nur ein schlichter Gewerbsmann. Durch die Glasscheibe in der Thüre seh' ich's, sie wäscht jetzt die Teller von gestern ab! Meine Mutter selig ging nicht zu Bett, ehe vom Tage zuvor Alles gereinigt, in Ordnung war!"

Fritzi brachte jetzt die Teller auf den rasch und mit einem etwas fleckigen Tuche gedeckten Tisch.

Karl sah, daß sie noch naß waren, und sich Wasser darin sammelte. Er nahm eine Ecke vom Tischtuch, trocknete, reinigte, seufzte, schwieg.

„Hast du mir heute keine Zeitungen gekauft?" fragte sie, die Suppe vorsetzend.

„Du hast ja ohnehin eine zu Hause."

„Aber jetzt, wo der Streit so heftig über die Götterdämmerung-Musik ist, möcht' ich doch mehr wissen."

„Da, da dämmert Gott auf!" sagte Karl und wies nach der Wiege.

Soeben schrie das Kind, vom Schlaf erwachend. „Hörst du," fuhr er fort, „das ist Musik! das ist eine Kunstvorlesung, da könnt' man selbst ein neues Buch schreiben!"

Die Prammerin seufzte, blieb stumm, hob wie mühselig den Löffel zum Munde, da sie sich Beide schon an den Tisch gesetzt hatten, und sagte wie halblaut:

„Fehlt der feinere Sinn!"

„Der feinere Sinn!" griff Karl das Wort auf. „Da," und er holte zwischen Brust und Weste ein kleines buntes Püppchen heraus, das er um einige Kreuzer dem Kind gekauft hatte, „das ist feinsinnig, hätt's beinah über .... (er unterdrückte das Spinnengewebe) über Anderes vergessen . . . und du sollst sehen, was das Menschenkind dabei empfindet!"

Solche Stichelreden gab's bereits öfters und mehrere. Aber die Leute gingen noch friedlich nebeneinander.

Fritzi hatte denn doch andere Wege als Karl, und wenn er ihr zum Geburts- oder Namenstage ein notwendiges Kleidungsstück oder Hausgerät kaufen wollte, hatte sie immer etwas einzuwenden, sie wußte Konzertsitze zu allerlei Musik-Aufführungen aus billiger Hand, sie hatte Nachrichten von Opern und Vorlesungen, bei denen ganz Unerhörtes vorkommen sollte und zu denen denn doch ein Platz sein Geld wert sei.

Einmal wußte sie sogar ein „fast geschenktes Klavier", dessen Preis aber doch weit über seine Kräfte ging und für das er sich in Schulden hätte stürzen müssen.

Er wußte tausend gute Gründe dagegen und war fest genug, dabei zu beharren, freilich nicht zum Vorteile häuslicher Zärtlichkeit.

Wenn er von Notwendigem und Überflüssigem sprach, war Eines wie das Andere umgekehrt — gleicher Ansicht waren sie nicht — aber der ruhige, feste und ernste Mannessinn wollte auch zuweilen klug von Manchem nichts gehört, nichts gesehen haben.

Die Fabrik war nicht weit von seiner bescheidenen Wohnung. Andere Weiber brachten den Männern zuweilen eine Erquickung dahin. Die Prammerin war stets dort unsichtbar.

Karl wußte sehr wohl, daß er auch beim Heimkommen vorerst Alles an sich beseitigen mußte, was nach Öl und Eisenstaub roch. Er that es gern. Aber er gedachte wieder, wie seine besten Kleider oft voll Staub und Schmutz wurden, wenn er sie in der Stube wohin legen oder hängen wollte.

Eines Nachmittags in den früheren Stunden kam eine Frau in das Fabriksgebäude und verlangte nach Herrn Karl Prammer. Der Maschinenschlosser glaubte schon freudig, seine Frau habe sich ein Muster an anderen

genommen und werde ein Kaffeetöpfchen aus einem Korbe langen. Er eilte freudig an den Eingang.

Doch siehe, da stand nicht seine Frau, sondern eine Nachbarin, mit ängstlichem Gesichte, und sagte: „Herr Prammer, sein sie nit bös und erschrocken! — Geschehen ist noch nichts, nein, nicht Ihrer Frau und nicht Ihrem Kind. Aber wenn Sie nicht gleich nach Haus gehen und den armen Wurm befreien, stehe ich für nichts, das Kind schreit gottsjämmerlich seit Stunden und hat Fraisenanfälle, wir sehen's durch's Fenster, und Ihre Frau ist seit der Minute nach dem Essen fort und noch nicht zu Haus! Das arme Kind!"

Karl eilte nach seinen Kleidern, nahm Urlaub, und hastig begab er sich mit der Frau Nachbarin heim.

Zitternd öffnete er mit seinem Schlüssel; da lag das Kind blau, bald keuchend, bald zuckend, bald wieder starr, es war offenbar in höchster Gefahr. Die Nachbarin flößte mitleidig und kundig etwas von einem Säftchen ein, das sie rasch herbeigebracht, Karl hielt mit thränenden Augen sein geliebtes Kind in den starken und doch bebenden Armen.

Wo war Fritzi?

Doch das war jetzt keine geeignete Frage, sondern vielmehr diese: wo ist ein Arzt? Ehe man einen finden und herbeiholen konnte, wuchs die Gefahr.

Das Kind zu einem Arzt tragen, dem nächsten, welcher daheim zu finden, dies blieb der kürzere und klügere Weg.

Hastig eilte der starke Mann, sein geliebtes Kind nicht aus den Armen lassend, neben der Nachbarin über die Straße zu einem Arzte.

Dieser war glücklich an einem Ende derselben Straße gefunden. Es war die höchste Gefahr, der Arzt erkannt, sagte es. Er war ein ergrauter, milder Mann. Er ließe

das Kind bei sich auf Kissen legen, er wolle es beobachten, und nur von der unabgewendetsten Sorgsamkeit hänge die Möglichkeit einer Rettung ab.

Der starke Arbeitsmann und Vater war selbst schwach wie ein Kind. Er mußte sich manchen Augenblick setzen. Dann sprach der Arzt die Hoffnung auf Besserung aus. Da fiel dem Prammer wieder ein, er sei in der Verwirrung von daheim fortgelaufen und habe Thür, Kisten und Kasten offen, kurz sein ganzes bischen Hab und Gut unbewacht dem Zufalle überlassen.

Der Arzt selbst sprach ihm zu, er möge nur heimgehen, die gute Nachbarin helfe da bei dem Kinde, und schließlich sei auch noch seine eigene Haushälterin hier, auch diese beschäftigte sich ja gerne mit dem hilfsbedürftigen Wurm, und es werde schon, wenn Gottes Hilfe beistehe, besser werden.

Schweren Herzens wendete sich Karl nach dem Zureden wieder zur Thüre. Noch einen Blick warf er auf das Kind zurück, für das er Gott anflehte, daß er es ihn doch noch wieder lebend sehen lassen möge, und schritt hastig die Straße entlang, seiner Wohnung zu.

Es war seinen bethränten Augen, als hätte er einen Schatten vor sich huschen gesehen, doch er dachte, die Sinne gaukeln ihm immer von seiner Frau vor.

Die Thüre zu seiner Wohnung stand weit offen wie zuvor.

Er trat hinein.

Im selben Augenblicke sah er eine weibliche Gestalt vor sich. Sie stand; aber ehe er zucken, sich wenden konnte, stieß diese einen furchtbaren Schrei aus! Sie hob die Hände gegen die Höhe, und sich halb wendend, stürzte sie zur Erde, zu Füßen des Mannes hin.

Es war seine Frau. Sie hatte die offenen Thüren gesehen, der Wohnung, die sie versperrt; sie sah in die

Wiege — diese war leer: Bett und Kinderzeug lagen wüst umher, teils zu Boden! Ihre Sinne verwirrten sich; Raub, Mord, Tod schwirrten durch ihr umnachtetes und wie von Blitzen durchzucktes Gehirn — förmlich eine Leiche, lag sie zusammengebrochen zu Füßen ihres Mannes, der selbst der Besinnung bedurfte!

Er übersah die seltsame Kleidung, den Hut und Putz, welcher die Ohnmächtige umgab — er hatte nun nur noch sein Weib zu retten, während sein Kind vielleicht eben starb, die letzten Atemzüge fern von seinen Eltern that.

Er beugte sich zu Boden, rief die Ohnmächtige bei ihrem Namen, ergriff sie unter den Armen, hob sie, brachte sie nach dem kleinen Ruhebette und öffnete ihr die Bänder.

Die Totenbleiche schlug allmälig die Augen auf, sah starr um sich und suchte nach Besinnung, Verständnis.

„Wo ist unser Kind?“ schrie sie endlich auf. „Tödte mich; aber sag' unser Kind lebt!“

Einen Augenblick schwieg Prammer.

Sie ersah ein Messer auf dem vom Mittag noch unabgeräumten Tische, sie griff krampfhaft darnach, als wollte sie es sich in die Brust stoßen.

Ihr Mann wand es ihr stark und geschickt sogleich aus der Hand.

„Sag', daß das Kind lebt!“ rief sie wieder händeringend.

Der furchtbare Jammer bewog sein Herz und er sagte fest und ruhig: „Das Kind lebt!“

„Gottlob!“ rief sie und faltete mit einem Blicke gegen den Himmel die bebenden Hände. Sie sank dann wieder entkräftigt nach der Lehne zurück und hauchte: „Jetzt kannst du mich strafen wie du willst!“ —

Er blieb stumm. Und von ihren bleichen Lippen kam wieder die Frage: „Wo ist es?“

Jetzt schwieg er. In ihm stellte sich der Wille fest, die Schuldige zu strafen. Offenbar hatte sie irgend einer Musik, Vorlesung oder Vorstellung und Ausstellung beigewohnt und das Kind allein gelassen. Sollte sie ihm auch Grund zur Eifersucht geben? Er wollte ihre Schuld sie ganz tragen lassen!

Er öffnete endlich die Lippen und sagte: „Das Kind wirst du nicht wieder sehen. Schuldige Mütter, die ihr eigen Fleisch und Blut verlassen, aller Gefahr und dem Tode aussetzen, verdienen selbst nicht die Freude der Waldtiere an ihrer Brut zu haben!"

„Karl!"

Er wendete sich ab, er mußte sich gegen die Thüre nach frischer Luft wenden und zugleich sein Gesicht verbergen. Da sah er die Nachbarin mit lächelndem Gesichte kommen, offenbar ging es dem Kinde besser — er hatte Geistesgegenwart genug, mit den Augen zu zwinkern, mit der leise bewegten Hand Zeichen zu machen, daß die Kommende zurückgehen und schweigen solle.

Sie verstand ihn und that so. Er wendete sich wieder zu seinem Weibe und in die Stube zurück.

„Wo ist mein . . . unser Kind? Karl, sei noch einmal barmherzig und mir gut, wie einst!"

„Du hast das Recht verwirkt! Wo warst du? Ich könnte mich vor dir erniedrigen und sagen, du bist einer Buhlschaft nachgegangen, einem jener Männer, welche entweder das Haus umschleichen oder hereinkommen und meist verstummen in meiner Nähe, so redselig sie dir gegenüber sind! Ich will mich nicht zur Eifersucht erniedrigen und dich nicht zur Metze!"

„Aber zur treulosen Mutter!" rief sie auf. „Welche ist elender?"

„Das überlasse ich dir. Thatsache ist, daß du dein

dem Erstickungstode nahes Kind allein gelassen, verlassen, wegen . . . wegen . . ."

Er suchte nach dem richtigen Worte, da rief sie ergänzend auf: „Wegen der Kunst!"

„Kunst? Wessen Kunst? Deiner Kunst? Der Kunst Anderer? Der allgemeinen Kunst? Ich bin, Gott sei Dank, ein Mensch, welcher etwas gelernt hat, und mein Fach hat mit Kunst und Wissen immer zu thun, die naheste Verwandtschaft. Aber ich weiß, was ich wissen muß, und weiß auch, wenn ich darüber hinausgehe und nicht Zeit, noch Mittel, noch Verständnis und Kraft für das Höhere habe, daß ich, statt ein tüchtiger Arbeiter zu sein, ein elender Stümper werden würde, verlernen, was ich kann und eine Halbheit darstellen, welche bei Wissenden und Kollegen entweder lächerlich oder verächtlich erscheinen müßte!"

„Aber Karl, guter Karl, du mußt doch teilnehmen an der Bildung!"

„Freilich, und ich thue so, indem ich das, was mir obliegt, mit Sinn und Verständnis ausführe, aber in Anderes mich nur so weit einlasse, als ich es zu verstehen und in der übrigen Zeit zu bewältigen vermag. Wenn ich zum Genusse des Schönen und Hohen einmal mich fast feierlich bereite und es empfange, dann habe ich wahrhaft Rechtes gethan. Wenn ich aber in die Sitzungen der Professoren gehen werde, verliere ich meine Zeit, vergeude mein notwendiges Einkommen, werde wirr und komme unkluger heraus als ich hineingegangen bin. Was Leute deiner Art höhere Bildung nennen, ist Halbwissen, macht nur wirr und hebt die schlichten Leute aus ihren Berufspflichten heraus, ohne ihnen die Mittel an die Hand zu geben, das Unreife, Halbe, Unvollkommene zum Ganzen und Selbstständigen zu machen!"

„Aber die Fragen der höheren Kunst!" rief sie aus.

„Auf die Fragen habe ich die Antwort: eine gute Suppe, ein ganzer Strumpf und eine trockene, glatte Windel sind auch gelöste Fragen von Kunst und Wissen! Die ganze Menschheit hat Jahrtausende daran mühselig gearbeitet. Daran muß sich halten, wer sie täglich neu zu lösen hat; und das Andere, ob der neue Schluß oder der alte Schluß einer Oper oder einer Symphonie besser ist, ob die Tonart und der Gang des Stückes oder die Bildfarbe durchdachter . . . das ist für deine Sorte leeres Geschwätz, geht die Leute an, welche die Mittel zum Genießen oder die Notwendigkeit, den Beruf zum Studium oder Erkennen haben. Leute deines Schlages sind eine Halbwelt!"

„Karl!"

„Eine Halbwelt, wie jene verächtliche, weil sie nicht ganz redlich und offen gegen sich wie gegen Andere ist! Und du gehörst . . ."

„Zur Halbwelt!" schluchzte sie getroffen und gedemütigt auf, indem sie schamhaft und schmerzhaft mit dem Tuche das Gesicht verhüllte.

In diesem Augenblicke guckte ein Dienstmann zur Thüre herein, wie vorsichtig suchend, überrascht, den Mann zu finden. Jedoch der Brief in seiner Hand blinkte, und ehe er sich's versah, hatte Karl den Brief ihm entrissen, las und sagte: „Prammer, ganz recht . . . der gehört hieher!"

Der Mann machte gute Miene zum bösen Spiele.

Karl sagte: „Warten sie draußen, Sie können noch Antwort bekommen und für den neuen Weg bezahlt werden."

Der Bote that wie ihm geheißen war, er zuckte die Achseln, er war ja der Mann für Alles.

Karl sagte nun: „Es steht dein Name darauf, aber das häusliche Recht gestehst du mir unter jetzigen Um-

ständen wol zu, daß ich den Brief öffne. Ich lese ihn vor dir!“ Eben als sie zustimmte, war der Brief erbrochen und er las:

„Angebetete Friederike!“

Mit lauter, doch bebender Stimme stieß er die Worte heraus. Sie sank wieder wie ohnmächtig zurück. „Wer wagt es . . .?“ rief sie aus.

„Du wirst am besten wissen, wer es wagen darf und schon gewagt hat!“ Dann fuhr er zu lesen fort:

„Verständnisvollste Freundin meiner Seele! Nur wer wie ich Sie bei der siebenten Symphonie beobachtet hat, wer die Rätsel der „Götterjungfrauen“ so ganz begriffen auf Ihren Zügen lesen kann, der darf wie ich als ein „Siegfried“ Sie grüßen und Ihnen den Graal der Liebe ganz zu trinken und zu leeren aus sehnsuchtsvollem Herzensbedürfnisse raten. Schon zweimal wollte ich es Ihnen bei Concerten und Uebungen sagen, jetzt muß ich es Ihnen schreiben, Ihr Mann ist von daheim abwesend, wir können über die Tiefen und Geheimnisse der Herzen und Götter, welche Menschen, Menschen, welche Götter werden, sprechen, uns verständigen, unsere Seelen ziehen über die Regenbogenbrücke in die Walhalla, wo alles Irdische süßwahnbeseligt vergessen und wir unsichtbare Götter sind — wie sich immer beseligt in ihrer Nähe fühlt Ihr Robert Rumpelstetter.“

„Der Elende!“ schrie Fritzi auf.

„Das ist ja der langhaarige Musikus und ewige Lehramtskandidat, derselbe, welcher bereits bei unserer Hochzeit sichtbar war. Kein Elender, ein gerngesehener Gast.“

„Ein Narr oder Schuft!“ rief die Prammer auf.

„Du wagst deinen Freund so zu nennen?

„Wer ist mein Freund?“ erhob sich nun empört die Frau. „Weil ich ihn in meiner Nähe geduldet, weil ich mit ihm über dies und das gesprochen . . .“

„Das du nicht verstanden, und er halb begriffen hat, oder was gar nicht mit Verstand gefaßt werden kann; ferner weil er bei allerlei zeitvergeudenden Zerstreuungen in dir eine tappende Närrin, eine leicht zu Bethörende erkannt und gefunden hat, und weil du dann gesunken bist, wie er gewollt."

„Gesunken, wohin?" Jetzt erhob sie sich, Zornröte übergoß ihr Gesicht. „Du kannst mich beschimpfen wie du willst, aber nicht an der Ehre! Karl, ich wäre nicht würdig, mit Augen jemals mein Kind zu sehen, könnt' ich den leisesten Vorwurf mir in meinem Herzen machen! Ich wär' nicht deines ehrlichen Namens würdig, wenn . . ."

„Schwörst du mir, daß du rein und schuldlos?" rief er mit mannhafter, fast donnernder Stimme.

„Rein und . . ." begann sie zu wiederholen.

„Bei dem Leben deines Kindes!" unterbrach er, indem er zugleich wie unwillkürlich die Schwurfinger der Rechten hob.

„Rein und schuldlos, so wahr mir Gott helfe und bei dem Leben meines einzigen Kindes!"

Karl seufzte wie erlöst auf, seine leuchtenden Augen wurden feucht, die Hand mit dem Briefe sank, wie erschöpft.

Nach wenigen Sekunden sagte er aus heftig wogender Brust:

„Da steht noch eine Nachschrift, sie lautet: „Wenn Sie einverstanden sind, folge ich in Kurzem persönlich meinem Briefe. Wären Sie verhindert, so finden wir uns morgen in der Kunst-Ausstellung; wenn nicht, geben Sie dem Boten das gemalte Röschen des Papieres in einem unbeschriebenen Couvert." —

Karl frug: „Was soll nun geschehen?"

Fritzi erhob sich, riß zitternd die gemalte Rose herunter, legte sie in ein Couvert, eilte an die Thüre, rief den Dienstmann und übergab ihm das Ganze.

Karl fügte noch das nötige Geld hinzu und sprach mit dem Boten.

Als dieser sich kaum entfernt hatte und der erregte Gatte in seine Wohnung zurück wollte, da that sich ein neuer Anblick vor ihm auf, er wußte nicht, träume oder wache er.

Die beiden Ausschußdamen, die Baronin und die Rätin, erschienen im Hofe, ihre Kutsche war vor dem bescheidenen Thore sichtbar, und die eleganten Erscheinungen bewegten sich gerade auf Prammer und seine Thüre zu.

„Sehe ich recht," sagte die Baronin, indem sie durch einen Stecher guckte, „Herr Prammer, Gatte unseres früheren „Hertha"-Schützlings, persönlich zugegen? Die Frau ebenfalls daheim?"

Und ehe er eine Antwort geben konnte, waren die Damen gravitätisch bereits in die Thüre und Wohnung geschritten und begrüßten kalt und doch höflich, freundlich und doch hochmütig, die Frau, welche neuerdings fast sprachlos bei diesem Anblicke war.

„Frau Friederike Prammer," sagte die geschwätzige Rätin, „Sie waren einst unsere Schülerin und Schutzbefohlene, heute sind Sie selbstständig, Gattin, und wir kommen Sie aufzufordern, als Mitglied sich einzeichnen zu lassen mit dem Jahresbeitrage, denn Frauen und Mütter . . ."

Bei dem Worte Mütter zuckte es durch Leib und Seele der Angesprochenen, sichtlich.

„Wie?" sagte die Baronin, indem sie auf die leere Wiege und die etwas seltsame Situation sah, „Mutter gewesen?"

Thränen stürzten der Gequälten aus den Augen, als sie auch nur an den scheinbaren Tod des Kindes dachte.

„Nein, noch Mutter," sagte Prammer, „meine Damen!"

„Begreife; Kind im Krippen-Verein . . . .!"

„Nein; alle Achtung vor dem Krippen-Verein, aber ich arbeite und verdiene, daß mein Weib ihr Kind daheim pflegen kann als Mutter.“

„Nehmen Sie nur gefälligst Platz,“ fuhr er fort, da die Damen schon ohne seine Aufforderung Platz zu nehmen begannen, familiär, als wären sie hier daheim. „Und so sehr Gattin ist sie, daß sie ihrem Stande gemäß nicht einmal Zeit und von ihrem Mann nicht das Geld hat, um Ihrem Vereine beizutreten!“

„Die ehmalige He . . .!“ schoß es von den Lippen Beider.

„Ja, die ehemalige Zeit- und Sinn-Vergeuderin! Meine Damen, Kunstausbildung und Luxuskenntnisse in rechten Fachschulen sind vortrefflich für Gouvernanten oder Kinder reicher Leute. Aber die schlichten Kinder der armen Volksklassen zum Zeitvertreib zu bringen durch ungewähltes, ungeordnetes und schlecht überwachtes Halbwissensgeplauder, zum Abwenden des Sinnes vom häuslichen und bescheidenen Kreise, zu welchem sie allein die Vorkenntnisse und weitere Möglichkeit haben, das ist nicht der rechte Weg, führt nicht zum Glücke, das ist ein Uebel, ist ein verderbliches Spiel. Man macht sie unzufrieden, zu Stümpern, zu Halblingen in Allem, sie haben nicht gelernt was sie sollen, und sollen nicht, was sie gelernt haben!“

„Herr Prammer!“

„Hier sehen Sie ein so unglückliches Weib, dem Sie für einen Augenblick mehr gegeben als ihm gesollt, aber nur für einen kurzen Augenblick, dann hat es die lange Reue, die lange Entbehrung, den langen Weg zu Mißmut und Enttäuschung, die lange Genesung nach einer künstlichen Krankheit . . . vielleicht den moralischen Tod!“

„Wir sind am unrechten Ort,“ sagte die Baronin und erhob sich. „Adieu! — Das sind gemeine Ansichten.“

„Gemeinnützige! meine Damen, gegen eine Krankheit der Zeit, die mit Vereinen viel Gutes geschaffen, aber auch Gegenteiliges," sagte Prammer. „Und wenn ich Ihnen zu dem einstigen noch einen Dank schulde, so trage ich denselben ab, indem ich sage: Verwenden sie die Beträge, welche die Fiaker oder Equipagen zum Einkassieren der wenigen Gulden kosten, die Summen, welche die Kleider bei Vereinsdingen, bei geputzten Wohlthätigkeitsfesten verursachen, für die rechte Wohlthätigkeit und Fachschul-Unterstützung selbst, und Sie werden das wirklich Edle gethan haben!"

Die Damen erhoben sich.

Die Baronin nahm ein Riechfläschchen und Beide gingen stolz, ohne Abschied.

In dem Augenblicke, als sie im Hofe waren, erschien der langhaarige Kandidat Robert Rumpelstetter.

Nur daß er nicht ihnen zu Füßen fiel, vor Staunen und demütigen Bücklingen.

„Ah, unser begabtester Vereins-Akkompagnateur auf dem Klaviere und Musikverständiger, auch Vorleser!"

„Ein Lump, ein Verführer!" Und im selben Augenblicke drohete eine Hand nahe der Wange des Ethusiasten und Heuchlers. „Elender!" rief der beleidigte Gatte. Der Bezeichnete suchte das Weite, indem er sogar noch etwas von Mißverständnis und derlei lispelte.

Eilig rollte der Wagen mit den Damen davon.

Als Karl wieder in die Thüre trat, warf sich ihm sein Weib an den Hals und weinte aus dem Tiefinnersten, daß er ihre Erschütterung verspürte und er beinahe wie sie weinen mußte, mit ihr.

„Karl, ich bin erlöst! Du bist mein Retter. Du hast mich unserem Haus und Stande, uns ganz wiedergegeben. Du bist jetzt erst recht mein Gatte!"

„Und du, Mutter! Komm' den rechten Weg, komm' zu deinem Kind!"

In diesem Augenblicke erschien am Hausthore, nach welchem Prammer gerade sehen konnte, ein kleiner Zug; der greise, gutmütige Arzt, dessen Haushälterin, welche das Kind trug, die hilfreiche Nachbarin.

Einen Augenblick noch verhielt sich Carl in der Stellung, daß die Kommenden nicht von seinem Weibe gesehen werden konnten.

Als dieselben aber in der Thüre und Stube waren, da stürzte sie mit einem Aufschrei auf das lachende Kind, welches schon die Augen hell aufgeschlagen hatte und so unaussprechlich herzbewegend in das Gesicht der Mutter sah, die es stundenlang entbehrt hatte. Da hob sie es zum Himmelslichte und küßte es wieder und legte es dann bewältigt in die Arme Prammer's.

Solcher innerer Friede, solches einträchtige Seelenglück hatten hier noch nicht gewaltet!

„Ja," sagte der greise Arzt, welcher jede Bezahlung zurückwies, nachdem Alle im traulichen Gespräche beisammen waren; „es ist in allen Ständen wie bei unserem: Die rechte Zeit im Sinne haben, den rechten Ort nicht vergessen und die Mittel wohl in Acht . . . dann befindet man sich mit Gottes Hilfe, immer auf dem rechten Wege zum Glücke!"

5.

Die Himmelfahrt eines Sünders.

Dorf-Geschichte.

Hart am Berge, dessen Gipfel hoch genug ist, daß er sich in der Donau spiegelt, welche doch ein stattlich breites Ufergelände vor seinem Abhange und Felsen anrainen läßt, liegt die Hütte — nein, das Haus — nein, das Häuschen des Lixl.

Es stellt sich mit den Füßen schon auf einen grünen Schemel des Bergabhanges, um weiter hinauszusehen, auch jedenfalls trockenen Grund zu haben und das Vorgärtchen ausstrecken zu können, dessen nettem Gitter zunächst ja die in die breite Uferwiese eingeschnittene Landstraße vorüberzieht. Die stolz Fahrenden müssen so, wenn's beliebt, zu dem Häusler emporsehen, er aber kann auf sie hinabsehen, ganz gemütlich.

Ja gemütlich. Und darin steckt es eben, daß man das viereckige Ding im sommerlichen Grün, mit dem Spitzdach oben, nicht Hütte und nicht Haus nennen kann.

Für eine erstere ist zu viel blankweißes Gemäuer unten und seitwärts da, für letztes ist es denn doch zu wenig stattlich ausgedehnt, und im Ganzen macht es mit seinem geschnitzten Allerlei einen so erquicklichen, behaglichen, sagen wir gemütlichen Eindruck, daß man's gern Häuschen nennen mag.

Das hat der Lixl, im Taufbuch gerecht Felix genannt, alles mit seiner Hand gemacht, teils allein, teils mit der unerläßlichen Beihilfe. Er hat noch mehr gemacht. Er hat das Stück schlechten Grund seitwärts an der Berg=

stufe, das er mit einer morschen Balkenhütte daneben ererbt, so weit verbessert, daß es ergiebig Korn oder Weizen trägt. Er hat durch Absprengen eines Felsenstückes und Wegräumen von Steinschutt sich ein sonnigfreies Feld dazu verschafft. Er hat mit denselben Steinen, höher hinauf, auf einem schroffen Hang, Steinmäuerchen stufenförmig gebaut, daß auf dieser Schanz und Wehre ein Weingarten seine grünen Fahnen wehen läßt. Er hat sich sogar noch in den Lehm der Bergwand eine Höhlung gegraben und nennt dieselbe stolz sein Preßhaus und seine Kellerei!

So treibt es der Lixl. So stolz hat sich der arme Taglöhnerssohn herausgearbeitet. Freilich ist er kein reicher Mann und nur ein armer Sünder, landesüblich: „armer Hascher"; aber sein Brot hat er stets im Kasten, kann's auch vom eigenen Mahlmehl selbst backen in dem freistehenden Dörr- und Backofen, und was das Allerfeinste ist, er kann seinen Wein, sein eigen Weinlein trinken!

Das will etwas sagen. Unter solchen Umständen nämlich. Der Wein schuf das Häuschen, schuf Sprengpulver und immer mehr Taglöhnerarbeit, schuf aber auch die allezeit muntere, man möchte, wenn's Vielen nicht gar zu lustig klingen würde, sagen „alleweil fidele" Laune des Lixl.

Darüber ist er aber auch allmälich grau, sogar schneeweiß geworden und seine Silberhaare blitzen an Stellen wie ein neuer Gulden. Um einen solchen gäbe er sein einziges bleibendes Silber gerne her. Aber Not hat er keine; an Silber wohl, und wenn er Papier dafür umwechseln sollte, hat er's gerade gleich viel. Die allerlei Steuern und Auflagen und Abzahlungen räumen das Schieblädchen! Und der kleinste Kreuzer ist so rund, daß er unendlich rasch und weit laufen kann! Doch war ein solcher hinaus, so gab Lixl keine Ruhe, bis er einen nötigen wieder herein hatte. Nur Eines konnte er nicht

erreichen, und das wäre seine Seligkeit gewesen — ein Pferdchen und ein Wägelchen dazu!

Wenn er unten auf der Landstraße einen Bauer vorüberfahren sah, einspännig, zweispännig, pochte ihm das Herz! — Du hast, sagte er sich, Gemäuer, Wies', Feld und Weingarten geschaffen . . . aber ein Pferdl, ein Wagerl! . . . da stockte die Rede, da rückte er an dem grünen Weinkopf, so heißt die grünsamtene Mütze der Weinbauer und Weinhauer, da schmatzte seine Zunge förmlich, als kostete er, wenn auch nur im Geiste, einen überaus schmackhaften Bissen!

Er hatte die eine Kuh im Stalle. Er hatte es schon mit einem Öchslein und einem elenden Karren versucht; aber die Fütterungsspekulation gelang nicht, und bis auf die Räder war nichts von dem elenden Gezeuge wieder für Geld anzubringen. Und wie schmählich man mit dem unwerten Ochsen irgendwie und irgendwo weiter kann! Er hatte mit Scham, aber doch aus Notwendigkeit sogar die Kuh einmal vor den Karren und den Ackerwagen gespannt. Aber es ward ihm herzweich dabei und er führte förmlich reuevoll das gute Tier wieder an seinen Futterbarren zurück. Um so sehnsüchtiger, ja, wenn man will, neidvoller blickte er auf die Roßbauern. Wenn er einen Ackergaul die langen Furchen ziehen oder ihn darauf mit der Egge gehen sah, guckte er unablässig dahin, das regelmäßige Kopfnicken des Tieres schien ihm zu gelten, und ein Rößlein . . . ein Rößlein . . . !

Er zählte sich zuweilen von einer Hand in die andere die Gulden, welche er besaß und sah sie sinnend an. Aber endlich warf er sie doch auf die Tisch- oder Kastenplatte und sagte „Nix is'!" — Es war für ihn nicht möglich, auf den Markt zu gehen oder zu fahren, das Futter vorzusorgen und das kleine Wägelchen mit dem Hutschsitze und dem Spritzleder dazu zu erstehen.

Eine Kirchenfahrt so! Sonntags zum Wirt nächst der Kirche sagen zu können: „Führ' mir mein Rößl in den Stall, schieb mir mein Zeugl in den Schupfen (Schuppen), gib fein acht!" . . . nein, nein, solche Seligkeit sollte nicht sein.

Weit hatte er es gebracht; so weit doch nicht.

Wenn es einmal ein Kometenjahr gäbe und der Wein würde Kometenwein! Kein Tröpflein tränke er und jeder wäre ein außergewöhnlich Geld wert! — Ja, dann hätten aber alle Leute weit und breit Kometenwein und dieser würde wieder zu billig! Sauern giebt's jahrelange nur zu sehr.

An allerlei dachte er. Wenn ein Schatz unter'm Grund . . . kurz: „Dummes Zeug!" sagte er sich, „arbeit', arbeit', wie du's dein Lebtag gethan hast und vielleicht doch! . . . doch? . . . wie lange noch?"

Einmal in der Nacht weckte ihn seine Alte, sein Weib, auf und sagte: „Lixl, was hast denn? Schreist immer: hot! hot!"

„Hab' ich geschrieen? Ja, mit meinem eigenen Rößl bin ich gefahren und ich hab' schier gemeint, es geht zu langsam in den Himmel!"

„Nein," sagte sie, „kommst noch geschwind genug hinauf."

„Aber ohne mein Rößl. Will ich sagen, ohne daß ich eher mein eigens Rößl gehabt hab'. Na, wenn nur du mir bleibst und wir alle zwei uns im Himmel finden werden. Bfhüt dich Gott! ruhsame Nacht, schlaf wieder zu!" — So wendete er sich, und mit dem schönen Wahn war's zu Ende. Er schlief aber gut.

Seine Alte schlief auch so. Schier war es, als hätten, wie das Sprichwort sagt, die Tauben das Paar zusammengetragen, sie hätten's nicht besser und sanfter thun können. Nur rührungsvoller war die gute Lixlin. Was bei ihm

in gemütvoller Hellfreudigkeit aufging, das senkte sich bei ihr tiefer ins Herz und in die Thränenwinkel, daß die Feuchtigkeit da heraus mußte. Dann konnte sie mit dem Schürzenzipfel wischen und wischen, bis Alles und meist zur Zufriedenheit des Lixl in Ordnung kam, der dies einen „schiechen Brauch“ (häßliche Gewohnheit) nannte. Aber arbeitsam war sie wie eine Biene und summte, brummelte auch so zuweilen vor sich hin.

Eines Abends saß er sinnirend auf dem Eckbänkchen, welches am Gitter seines Vorgärtleins angebracht war, und sah hinaus in die Weite.

In den Perlmutterglanzfarben des abendlich angeschimmerten Stromwassers dort hatte er ein Dampfschiff vorüberschwimmen gesehen, nach einer Weile darauf hatte er den Postillon blasen gehört, und der lustige Schwager kam im Staubwirbel der Landstraße unten nicht weit von Lixl mit dem Briefpostpakete vorüberkutschirt. Das Pferdlein! Eine helle Lust war's, wie es die braunglänzenden Weichen im Laufen wiegte!

Hm, hm! Lixl steckte den Finger in sein halb hinabgebranntes Pfeifchen und drückte den Tabakzunder fester, dampfte dabei aber auch fester, daß ihm die blauen dichten Wolken Pferd und Postillon schier ganz verhüllten. Hören mußte er aber letzteren doch noch einmal, ehe derselbe ganz in der Bergstraße verschwand.

Bald aber kam ein ander' Zeug zum Vorwärtsbringen heran. Eine Krücke war's und ein Mensch hing daran.

Als ob Lixl den alten Jogerl (Jakob) nicht sofort und beim ersten Blick erkannt hätte! Stehen bleiben und ein Weilchen wieder vorwärts bewegen. Derart war nur Einer in der Gegend und das war der arme Jogerl.

Woher der Alte käme? Und was der noch auf der Landstraße heut' Abend zu thun hätte? Und woaus?

Lixl sah auf den mühseligen Alten mit dem langen

herabhängenden weißen Haare dahin, das auch vom Abendschimmer angelichtet war, und gedachte der Zeit, als jener ein junger Mann und flinker hinkte, aber allmälich arbeitsunfähiger, gebrochener, habeloser, zum Bettler werden mußte, der von der Leute Mildherzigkeit abhing!

Der Lixl war einst kaum, ja nur wenig reicher als er. Aber arbeiten konnte er, der Hausmann, welcher gesunde Glieder besaß; gehen konnte er noch über Berge und meilenweit. —

Gehen? Und er wünschte sich angesichts eines solchen Menschen ein Pferdlein?

Hätte er das gerade seiner Alten gesagt und ihr Jenen dort auf der Landstraße gezeigt, gewiß ihre Schürze . . . Lixl zog wieder fest an der Pfeife und wirbelte neue dichte Rauchwolken.

Aber diese konnten so wenig den wandernden Hinkenden oder hinkenden Wanderer ganz verhüllen, so wenig wie derselbe verschwand. Er hob, hob und schob sich allmälich näher, bis er auf's bequeme Anrufen nahe war.

Lixl wartete nicht etwa stolz auf seinen Gruß, sondern rief entgegen: „Grüß dih Gott! Schlaunt's (geht's munter)? Nein, scheint mir, du zappelst heut' weniger schleuni' als sonst. Willst sitzen, Jogerl? Geh' her, ich ruck, wir haben, Zwei, Platz."

Der Alte schien nur zu seufzen und zu ächzen und sein Wort war nicht hörbar.

„Ah!" sagte Lixl weiter. „Ich weiß, du hast nit Zeit, gehst vielleicht noch weit zu einem Bauer und es sinkt die Sonn' ganz. Wo hast deine Einlag' (Einlagerung)?"

Der arme Einleger — das bedeutet einen Menschen, welcher für Tage und Wochen in die einzelnen Häuser der Dorfschaft eingelagert und dem so ringsum, das Jahr hindurch, das kümmerliche Leben gefristet werden muß — der arme Einleger, mit seinem Sack, seinem ganzen Hab und Gut an der Seite, nannte einen Namen.

„Das ist ja mächti' weitaus! Und da sollst noch heut' hin? Mit dein' hölzernen Rößl? Geh' her, setz' dich, schnauf' aus, Jogerl. Wirst einen Schluck als Zehrung mitnehmen!"

„Gelt's Gott!" keuchte ihm der arme blasse Mensch, heute blasser als sonst, entgegen und er dankte dem Lixl, welcher sich bereits erhoben hatte, um ins Haus zu gehen, er beteuerte, daß er keinen Tropfen zu trinken vermöge.

„Na, der Bauer wird dich nit in Versuchung führen. — Und auf zwei Wochen gehst hin! Is' nit zu viel für ihn. — Wenn du jetzt bei mir eingelägert wärst, hätt'st nimmer weit. Zwei Täg haben sie mir nur gegeben. Weißt, das is' mir zu wenig, das ärgert mich schier, daß sie mich zu gering schatzen. Ich selm (selbst) werd' mehr verlangen. Und auf ein paar Täg für dich soll's mir nit ankommen, Jogerl. — Du siehst recht mühselig aus. Is' dir was? Und so heiß ist's nit, daß du dir jetzt den Schweiß wischen müßtest. Komm, Jogerl, setz' dich, geh' herauf, komm, steig'! Es will Abend werden, hat der Herr gesagt, nein, hat man ihm gesagt. Und weißt was: bleib bei uns, steht auch geschrieben. Jogerl, ich richt' jetzt deine Einlag' aus; so mühselig kannst nimmer so weitaus!"

Der Alte, welcher siech war, wischte den bald heißen, bald kalten Schweiß, murmelte schwache Worte, welche Lixl um so weniger hörte, da er schon ins Haus schrie: „Alte!"

Und sie vernahm den Ruf bald, erschien auch in der Thüre. Und der Lixl sagte ihr, daß sie einen Gast hätten, einen alten guten Kunden, den Jogerl, welcher nimmer weitaus könnte und nun um Gottes Barmherzigkeit willen gern' ins Haus genommen werden muß.

Und sie nahmen beide den Alten, die Lixlin verlangte ihm gleich den beschwerenden Sack ab, und führten ihn stützend ins Haus.

Die Sonne, hinter den Bergeskamm der Gegend geraten, sendete nunmehr die Enden ihrer Strahlen in die lichtumsäumten Wölklein und es begann zu düstern.

Drin in der Stube, in welcher man sonst auch begonnen hätte, Vorbereitungen zur völligen Ruhe zu treffen, um dem Morgen desto früher entgegengehen zu können, wurde, wie nicht alltäglich zur Sommerszeit, Licht gemacht. Der Jogerl ächzte so sehr und klagte, daß ihm „so letz" (siech), er „weiß nit wie." Und die Lixlin ging, nach Beratung mit ihrem Mann, um einen heißen Kamillenthee rasch am Herde zu kochen.

„Hätt' dir lieber eine dicke Milchsuppe gegeben!" sagte Lixl. „Doch nein," rief er plötzlich, „Alte! eine Weinsuppe, einen heißen Wein! Der ist für Alles, besonders heut' für'n Jogerl. Und machst mehr, Alte, thut uns auch gut. Jogerl, wir trinken zusammen, so geht die Zeit besser weg, wirst wieder munter, wir plaudern, und zum Reden kommen ja die Leut' zusamm'!"

Draußen in der anstoßenden Küche knisterten, prasselten bald die Reisigflammen, daß man sie genau in der Stube hörte, und einzelne Aeste oder Knorren knallten stark auf.

„Hörst," sagte Lixl, um den mit gesenktem bleichen Haupte dasitzenden Bettler mitleidsvoll zu ermuntern, „heut' laßt du's hoch hergehn. Man schießt dir Willkomm' wie einem hohen Herrn!"

Die schweren Augenlider mit den dichten Haarbüscheln über den grauen Augen des armen Alten hoben sich zu einem innig dankbaren Blicke. Und er legte wie mit tiefer Rührung ein Weilchen die leise zitternde Hand auf Lixl's Arm.

Sie kamen ins Gespräch. Und der „Einleger" gedachte, daß es ihm bei dem protzigen Bauer nicht so gut gegangen wäre, daß er in einem Winkel im Stalle, oder unter dem frostigen Dachboden gelegen wäre.

Bei allerlei Auseinandersetzungen und Mitteilungen über dieses und jenes Halbhaus, Viertel-Lehn oder Ganz-Lehn (Gut), wobei Lixl dem mit ihm im Dorfkreise zugleich Aufgewachsenen teilnahmsinnig in die Augen sah, kam die Lixlin mit dem dampfenden Topfe herein, dessen Inhalt würzig die Stube durchduftete, und es wurde auf dem Tische alles Nötige zurecht geordnet.

Das „Gesundausbringen" war als Brauch nötig, und ehe der Einleger sein „Vaterunser und Ave Maria" laut ausgebetet hatte, bei welchem Alle die Hände gefaltet hielten, brachte ihm der Hausmann den „Gesund" wohlwollend sogar gegen den Brauch zuvor, und sie kosteten schmatzend — es senkte sich der Würzige balsamisch in das Innere hinab.

So fing der Sieche an, wirklich ein wenig getrösteter und gekräftigter zu werden. Er spürte etwas, wie ein aufflackerndes Licht. Und da begann er den Lixl herzhaft zu loben, den Lixl-Vater, wie er ehrerbietig, brauchmäßig sagte. Er erweckte allmälig Erinnerungen aus längst versunkener Zeit, aus den Sonnenjahren, die über die schwarzbraunen Scheitel geschienen. Und wie die jetzt so schneeweiße Lixlin-Mutter noch auf den Tanzboden ging, frisch wie ein Wiesel! Und wie er, der Jogerl, Niemand auf der Welt so gern tanzen gesehen habe, als die Schwester des Lixl, die fernaus geheiratet hat und längst schon unter der kühlen Erde ruht. Kein Weibsbild in der ganzen weiten Welt hat solche selig gute und frische Augen gehabt, wie sie. Und wär' der Jogerl kein solcher armer Krüppel gewesen, wer weiß, was geschehen! Manchesmal sehe er sie noch im Schlaf und Traum wie damals, man sollt' so 'was nach Menschengedenken kaum für möglich halten. Und nur ein bißchen Ähnliches finde sich noch in Lixl's Augen. Das freue ihn so, wenn er hineinsehe. Aber der Lixl habe die Augen auch immer klug offen ge-

halten und sein' Sach' wohl besehen, immer gewahrt, bis heute. Wie stattlich das Häuslein und die langgestreckten Furchen seien! Die Obstbäume! Ja, der Keller zum ganz neuen Weingarten. O!

Und des Lixl bemächtigte sich Rührung im Frohsinn. Ja, Alles habe er „dermachen" können; aber seine einzige Freud' und Seligkeit werd' er denn doch nicht zu erlangen so glücklich sein. Ein Rößlein und ein Wagen, das wäre das höchste Ziel seines Lebens und Strebens aus der mühseligen Armut heraus gewesen; und da stockt's, da hat die Straße einen Graben, und da kann das Rädchen nit weiter laufen! — Trüb schüttelte er den alten Kopf und legte die geballte Hand auf den Tisch, wie einen Augenblick mürrisch über das hartnäckige Schicksal.

„Aber lustig bist denn noch immer gewesen!" warf ihm sogar tröstend seine Alte ein. Und er nannte sich selbst, lachend, zahnzischelnd „einen alten Sünder!" Er kraute sich den weißen Kopf dabei.

Unter solchen Gesprächen war es spät und Schlafenszeit geworden. Jogerl stöhnte auf und wies zeitweilig mit der zitternden Hand nach seiner Brust, nach seinem Herzen, als wäre es heute da doch nicht ganz in Ordnung. Die Alten wollten ihm ein recht gutes weiches Bett bereiten.

„Da hinter dem Ofen auf der Bank schlafst wie in Abrahams Schoß," sagte Lixl, während das Weib alles Nötige bestens auf das breite Brett, welches über die Mauerstufe zwischen Ofen und Wand gelegt war, zusammentrug und klopfte und richtete, daß des Armen Auge wahrhaft wohlgefällig auf das ihm selten so prächtig zu teil werdende Lager blickte.

Dann reichte ihm der Hausherr noch die Hand, ging an die Pfoste der Thür, die zur Schlafkammer führte, tauchte zwei Finger in das Weihwasserkesselchen, machte ein Kreuz

segnend gegen den Gast hin, dann über sich selbst, und während er in die Thüre verschwinden wollte, streckten sich noch Kopf und Hand der Hausfrau mit gleichem frommen Thun hervor. „Bfhüt dih Gott! recht ruhsame Nacht!" gegenseitig.

Dann war's bald mäuschenstille.

In der stockfinstern Kammer, deren kleines Fensterchen durch allerlei Grün bei Tage weniges Licht einließ, hörte um Mitternachtszeit der Hausmann ein seltsames Geräusch.

Sollte der alte Kater heute unversehens eingeschlichen sein? Schnaubt das Weib und träumt heute so schwer?

Der Alte setzte sich, fast munter durch die Unablässigkeit, im Bette auf, guckte fest aus und horchte.

In der Kammer war's nicht. — Ferner! — Richtig, draußen lag ja der alte Bettelmann und ihm war nicht wohl des Abends. Stöhnt dieser?

Lixl erhob sich und näherte sich der Thüre. Er legte das Ohr an.

Himmelherrgott, da war's nit richtig! — Er schlüpfte in Kleid und Schuh, öffnete die Thüre leise und ging hinaus.

Seine Alte mit dem karg gewordenen Schlafe hörte ihn bereits.

Und Lixl ging sachte an den Ofen, woher das Stöhnen drang und sagte sanft: „Jogerl! Jogerl! bist du's und hast du ein Weh?"

Nachdem er aufgehorcht, hörte er endlich von halberstickter Stimme aus gepreßter Brust: „Ja, Lixl-Vater, mir ist so weh', ich glaub', ich seh' den Tag nimmer. Es ist meine letzte Nacht!"

Lixl sprach ihm Trost zu, und nannte ihn verzagt und wehleidig. — Es schien doch gar nichts von Derlei

in den Abendstunden zuvor! — Doch der alte Jogerl sagte, er kenne sich besser und in all' seinem Leid habe er nie so gefühlt.

Lixl streckte die Hand nach ihm und suchte die des Kranken damit, um zu prüfen. Als er sie berührte, war sie feucht und kalt, so sehr, daß der Berührende erschrack.

In diesem Augenblick kam die Lixlin in Rock und Tuch gehüllt bereits mit einem Lämpchen heran und machte die Stube und den Ofenwinkel hell.

Da richtete sich der Jogerl auf, mit einem erschreckend starren Gesichte und mit merkwürdigen Augen. „Bet' mit mir!" sagte er dringend und eigenartig zu Lixl.

„Du willst doch nit sterben!" schrie dieser auf.

„Ich werde!"

„Heiliger Gott! Heilige Dreifaltigkeit!" rief es aus dem Munde der Alten.

Der Hausmann zog das breite Brett, welches auf dem Untermäuerchen des Ofenwinkels lag, hervor, sammt dem darauf gebetteten Mann, daß das Licht stärker auf ihn fiel und ihm zu helfen möglicher sei.

„Willst du 'was? Kann man dir a Hilf' geben?"

„Nein, geben kannst du mir nichts. Aber . . ." stöhnte der Ermattende „. . . ich will dir . . . was geben. Siehst, Gott hat es gewollt, daß du mich so barmherzig in meiner letzten Stunde aufgenommen hast, und ich hab' schier nit gewußt, wohin mit meinem letzten bißl Sacherl. Jetzt weiß ich's . . . es muß sein . . . jetzt kriegst du's! Du bist mein bester, mein bester und liebsteinziger Freund in der Stund' des Absterbens. Da . . . da . . ." Er griff nach der Brust und nahm ein altes Ledersäcklein von dort. „Da hast meinen Schatz, meinen ganzen Schatz, den ich im Leben sauer und bitter zusammengespart . . . meine ganze Freud', einhundertund-

sechsundsiebzig Gulden. Dafür lasse mich ordentlich begraben ... mit Pfarrer und Kaplan und drei heiligen Seelenmessen. Und das Andere, Lixl, mit dem Andern thust mir ein' Gefallen. Kaufst ... kaufst dir ein Rößl und ein Wagerl ... daß d' deine Freud im Leben hast ...!"

„Jogerl! denk' an deine Freundschaft und nit an mich!"

„Hat mich im Leben verlassen; kann ich's ruhig im Sterben!" hauchte der Bleiche.

„Wirst doch wen Lieben haben?"

„Niem'd! Niem'd! — Gib mir den Trost und nimm und sag' ja!"

„Jogerl, leb', werde gesund!" riefen ihn beide Alte an.

Er aber neigte zuweilen bereits machtlos sein Haupt, schloß die Augen und riß sie wieder starr auf.

Lixl kniete neben ihn hin und dachte, indem das Herz bange pochte: „Bis ich den Geistlichen eine Stunde weit hole, kann er verlöschen."

Die Alte ging rasch an den Thürpfosten, wo eine geweihete Kerze hing, entzündete diese und reichte sie dem knieenden Lixl, welcher sie dem Sterbenden mit der Linken in die kalten Finger hielt, während er ihm die Rechte unters Haupt stützend schob.

Das Weib kniete neben hin.

Und so erhoben sie vereint und unter Schluchzen, einsam in der stillen Nacht, das Sterbegebet: „Vater unser, der du bist im Himmel!" Dumpf hallte es in der Stube.

Der Sterbende betete zeitweilig vernehmlich mit. Noch einmal sagte er „Halt's, wie ich gesagt," und dann wieder: „Vergib uns unsere Schuld ..." und endlich hauchte er: „Ewigkeit ... Amen! Amen!" — zu Ende war's, die starre Leiche sank — die Alte wischte den Todes-

schweiß, dann ihre eigenen Thränen, und Lixl saß stumm und geknickt neben der Leiche auf der Ofenbank.

So dämmerte zu ihnen der Morgen herein, so brachen die ersten Strahlen durch das geöffnete Fenster, da man die Seele ausfliegen lassen mußte, und dann ging Lixl zur Pfarre, da man daselbst das Zügenglöckchen läuten lassen mußte und die richtigen Mitteilungen und Erklärungen zu machen waren.

Alles ging in Ordnung, keine Thräne wurde dem Bettler nachgeweint, und der Bauer, welcher nunmehr die ihm zugedachte Fristung des Einlegers ersparte, lachte sogar über diesen unverhofften Gewinn. Ei, das Widerwärtige hätte sogar bei ihm passiren können!

Die letzte Schaufel Erde war in Gegenwart sehr Weniger auf das Grab geworfen, das letzte Gebet verhallt.

Nur Lixl und sein Weib gingen zum gebührlichen, rechtschaffenen und Seelenheil fördernden Leichentrunk ins Wirtshaus und redeten dem Verstorbenen das Beste für seine ewige Ruhe nach.

Dann war Alles zu Ende. Nur Eines nicht. Die Testamentsvollstreckung des Verstorbenen: Rößl nnd Wagen als Erbschaft.

Alle Gebühren hatte Lixl redlich in der Gemeinde bezahlt. Die drei erst kommenden Seelenmessen lagen schon baar in des Pfarrers Hand. Lixl rechnete den Rest des Bleibenden aus.

„Rößl und Wagen. Wird's gehen? Es muß gehen. Sonst hat der Selige ja keine Ruhe in der Erde und ich muß schon. Er könnt's beim jüngsten Gericht von mir fordern. Und wie stehe ich da? Ohne! Und ich möcht's ja selbst gar zu gern'. Es ist ja ein Glücksfall, hätt's in meinem Leben nit erreicht. Geh' es wie da will, es muß gehen — Hotto! Pferd und Wagen!" — Er schnalzte mit Daumen und Mittelfinger, wie eine

Art Wachtelschlag, rückte eben an seinem grünen Weinkopf und rechnete Alles aus, Markttag da und dort, und so fort.

Auf dem Viehmarkte erschien Lixl wirklich als Käufer, und keines Milchtieres, wie man vermutete, nein, zu mannigfachem Kopfschütteln und Überraschtsein, als Rößlbauer. Mancher lachte sogar über den Einfall des Lixl, der wieder einmal spaßig sei.

Und er erstand einen Schimmel, einen kleinen feisten Schimmel, aber mit einem merkwürdigen Einbug im Rücken, als hätte er von Geburt die „vier Haimonskinder“ getragen und hätten diese ihm den Rücken wie eine Wiege eingedrückt, oder zur Ersparnis jeden Sattels. Aber das Schimmerl sollte ja laufen und ziehen und nicht reiten lassen. Deshalb war der billige Handel in nicht zu langer Zeit abgeschlossen und der „Leitkauf“ im Wirtshaus getrunken.

Aber Wägelchen fand Lixl heute kein gerechtes und preisentsprechendes. Bei den hohen Preisen kraute er den grauen Kopf.

So fuhr er denn mit einem Bauer auf dessen Wagen heim, hinter welchem eine erkaufte braune Kuh mit dem Schimmel einträchtig trabte.

Der Bauer „verriet“ dem Lixl ein entsprechend Wägelchen in einem Nachbarhofe, und so ging's langsam, vertrauensvoll, beim Lixl schon innerlich halb selig, heim.

Wo sich die Straße für ihn und den Bauer trennte, sprang Lixl ab, band den Halfter-Strick seines Schimmels los, und mit ordentlichem Abschied und heller Freudigkeit ging's den Weg zu seinem Häuschen.

Der Schimmel klappte mit seinen breiten Hufen hinter Lixl. Welcher Ton! Am Stricke hielt er ihn fest. Ihm gehörte er. Er konnte den Strick wenden

und lenken, wohin er mochte! Zum erstenmal im Leben ein Rößlein ganz zum Belieben!

Und das erste Belieben, sicherlich in Uebereinstimmung mit dem Schimmerl, war der Stall. Dieser war wohl vorbereitet daheim.

Und die Lixlin guckte aus dem Fenster bereits so weit aus, als sie nur vermochte, um ihren Alten kommen zu sehen. — Es leuchtete das Weiß weithin. Es war doch keine Kuh; er hatte sich doch nicht etwa anders besonnen . . . oder täuschte sie sich? . . . Sie nahm die Brille . . . sie schlug in die Hände, leibhaftig ein Schimmerl . . . und er wieherte sogar! Die Freude! Aber der Wagen? Nun, der werde sich auch finden.

Lixl konnte sich nicht enthalten zu juchzen, als er in die Nähe seines Hauses kam, schier als wäre er noch jung; und die Alte eilte entgegen zur Thüre, zum Vorgärtchengitter, und dort stand sie und begrüßte den Schimmel mit Weinen, mit Thränen in den Augen . . . wie einen geahnten und endlich wiedergefundenen oder erkannten Freund . . . und wischte mit der Schürze herum.

Was soll's genauen Weitererzählens wegen der Wässerung und der ersten Fütterung? Kurz, Lixl fühlte die ersten Zermalmungen und Schlücke des Heues, als müßte dies behaglich bei ihm selbst hinab. Ein Stück Brod mit Salz gab er noch. Und sie Alle schliefen insgesamt behagensvoll zum erstenmal unter einem Dache — „mit dem Schimmel, mit dem eigenen Rößlein!"

Der Wagen ward auch bald erstanden. Lixl sprang, wie nochmals jung, auf das leichte Gefähre und hutschte, wiegte den ganzen Korb prüfend auf seinen Federn, guckte in jede Nabe, jede Schraube; es war wieder ein Glücksfall, daß er so ein prächtiges „Einspännerl" erlangte, und es ward ihm nach dem „Handeleins" zugeführt.

Wusch, glättete, schwärzte, glänzte, wichste, ölte,

schmierte, wie nur möglich, während es in seinem Hause unterm Überdächelchen vor dem Stalle stand; kaufte, richtete, putzte und schmückte auch noch alles Riemzeug, Halfter und Scheuleder für das Schimmelchen, Messingstücke dazu, ja eine feiste rote Bandrose, eigens vom Riemer neu gefertigt, sollte es haben!

Und das traf sich, wie gemessen und berechnet, daß an dem großen Sonntage, dem Kirchtage des Namenspatrons der stolzesten Pfarre ringsum, der Lixl zum erstenmal ausfahren sollte, mit seinem ganzen Gezeuge.

In den Himmel? Nein, auf den Kirchplatz und zu einem Wirte. Und absteigen und sagen: „Führ' mir mein Rößl in den Stall, schieb mir mein Zeugl in den Schupfen . . . gieb fein acht!“ — Solche Seligkeit! Sie werden Alle kommen und den Schimmel als neue Dorfbekanntschaft kennen lernen. Sie werden das Wägelchen prüfen und erkennen, daß früher jener weit Reichere darin gefahren . . . jetzt der Lixl . . . sein Name wird viel genannt werden . . . und der Tag, der sonnige Tag . . . eine wahre Himmelfahrt!

Allmälich kam derlei. Die Alte saß bei der Kirchfahrt im Wagen stolz angethan in ihrem Besten. Es war überaus fein. Und der Lixl sagte sich still: so ist kein Schimmel noch in der ganzen Welt gegangen. Dieses weiche Wiegen! Und wundernette Kopfwerfen, Wiehern, Schnuppern . . . ja es nieste der Schimmel sogar einmal. Das war herrlich!

In der Kirche hörten Lixl und Lixlin fromm mit ganz besonderer innerer Auferbauung zu; ja als der Pfarrer in der Predigt die christliche Barmherzigkeit pries und die Worte: was ihr der Ärmsten einem gethan, „zufällig“ erwähnte, sahen sie sich verständnisinnig an.

Nach dem Gottesdienst ging's nicht heim, das heißt, fuhren die stolzseligen Leutchen nicht heim, sondern es sollte heute beim Wirte geschmaust und dann noch, gleich den

größten Roßbauern, beim Tanze ehrbar geblieben und dann erst selig heimkutschirt werden.

Das wurde befolgt. Und zum respektirlichen Zutrinken kam's. Und so lustig wie heute, war Lixl nur am Tage, als er die Braut sein nannte vor aller Welt! Im hellsten Lichte Nachmittags ließ er anspannen, weingerötet, feurigen Auges.

Der Schimmel erschien mit einem Strauß am Kopfe, welchen ihm die Kellnerin verehrt hatte. Er benahm sich zum Küssen. Dieser Stolz, diese Munterkeit, dieses Herumschauen, als er vor dem Wägelchen stand! Der Wirt reichte dem Eigentümer noch den Abschiedstrunk hinauf, die Kellnerin einen Strauß der Lixlin wie dem Schimmel, an der Thüre standen fröhlich Zutrinkende, drinnen jauchzte gerade die Trompete des Tanz-Musikanten auf — und Lixl selbst, auf dem weichen Wiegesitze neben seiner Alten, ließ einen Juhschrei hell und kräftig los!

Schimmelchen sprang und lief . . . der Herr und Gebieter schnalzte ihm.

„Das ist meine Himmelfahrt!" sagte nach einer Weile im Grünen, draußen auf der staubigen Landstraße, Lixl mit tiefgerötetem Gesichte.

Sie hing mit dem Kopf etwas stark nach seitwärts über den Sitz hinaus und weinte vor innerer Seligkeit, wischte sich mit einem großen Taschentuch die Augen.

„Red' nit immer so sündig!" sagte sie endlich. „Und mir scheint, Mann, der Schimmel geht nit g'rad', du lenkst ihn bald hin und bald her?"

„Was dir nit einfallt; du wackelst! So gut bist du noch nit gefahren, seitdem sie uns aus der Hochzeit geführt haben. Damals warst du noch jünger. Weib, heut' bist du so rot, wie damals, so schön! Deine Augen! Hätt's nit 'glaubt, daß du noch so frisch sein kannst." — Er preßte sich an sie, drückte mit der Schulter seitwärts.

Sie lehnte sich auch gegen ihn . . . und ein Schmatz . . . sie lösten sich! Lange nit geschehen. Dann hielt sie den Strauß verschämt vor's Gesicht. Bald aber hing sie wieder über und wischte sich die Augen.

Und hop! und hot! ein Schnalzen. Schimmerl schien auch getrunken zu haben! Fort ging's über Stock und Stein, in seltsamem Zickzack und nicht ohne Staunen oder Kopfschütteln Gegenfahrender. Einmal schlenkerten die Hinterräder in den Straßengraben hinein, waren aber rasch wieder draußen. Dann hopste der Schimmel, den der immer tippende Strauß oben genirte, und Lixl knallte prachtvoll mit der Peitsche dazu. Die ganze Landstraße vor ihm war sein! Und er guckte auch gegen die Himmelssonne oben, welche all' das Herrliche beschien! Er legte sich vollends in die Zügel, als hätte er ein Viergespann zu beherrschen; und um all die Herrlichkeit besser zu übersehen, erhob er sich in seinem Wägelchen und „juh! juh! juh!" dreimal jauchzte er aus vollster Brust in die Lüfte. — Dann sank er schwer in seinen Sitz zurück.

Seine Alte weinte jetzt nicht, nein, sie kicherte, sie legte die Wange, nächst welcher sie den Strauß immer fest empor hielt, selig auf Lixl's Schulter, ihr Kichern wurde immer leiser, leiser, und als Lixl sich bemühte nach ihrem guten alten Gesichte zu schielen, bemerkte er, ein Auge habe sie auf, das andere zu — noch ein Blick — dann sank das zweite Auge auch — die guten alten schlafenden Züge wirkten wie magnetisch — Lixl senkte ebenfalls das Haupt gegen sie — in den Strauß — ein Auge auf, das andere zu . . . nimmer . . . leiser und leiseres Atemholen . . . Schlaf . . . Ruhe!

Und der Schimmel zog mittlerweile schon gelassen die Pfade. Es genirte ihn endlich gar nicht, daß der Zügel zu seinen Füßen im Staube hinten schlenkerte, und so passirte er alle Streckchen und Marksteine selbstständig, und nach

der wohldurchmessenen Weite blieb er endlich stehen, ruhete er, stampfte er den Boden gerade an der richtigsten Stelle, nämlich vor Lixl's Haus, denn er war da wiederholt ein- und ausgeführt worden.

Sie mochten so eine Weile verharrt haben. Da flog ein irrender Schmetterling an den Strauß und das Gesicht der Lixlin. Mit einiger Stetigkeit. Sie erwachte. Sie erkannte Ort, Zeit, Alles.

„Mann! Lixl! Zu End'! Heimgefahren!"

Er rührte sich nicht. Wiederholtes Schütteln.

„Um Gotteswillen!"

Sein gerotetes Gesicht hatte einen seltsamen fröhlichen, doch starren Ausdruck. Seine Augen leuchteten, aber wie verglaset und waren nur halb geöffnet. Ähnlich hatte ihn die Lixlin in ganz außerordentlichen Fällen schon gesehen und zum Ausschlafen gebracht. Alle ihre zärtlichen Anrufungen und dringenden Aufforderungen nützten nichts. Wol zeigte sein Gesichtsausdruck wie ein Verständnis, aber er war unvermögend sich zu rühren und vom Platze zu bewegen.

Sie war mutterseelenallein und mußte als zärtlich verständiges Weib doch helfen.

Sie wollte ihn vom Wagen heben. Er war zu schwer.

Ein Nachbar fuhr endlich mit seinem Sohn des Weges daher. Sie hielten an. Sie halfen den Lixl in seine Stube tragen.

Gelabt, gerüttelt, angerufen, hob endlich der vom Schlage Gerührte die Augen ganz auf und seufzte vernehmlich.

Dann sagte er: „Laßt mir den Geistlichen kommen. Hab' rechtschaffen gelebt. Selig gelebt und selig gestorben, ist dem Teufel die Wirtschaft verdorben."

„Red' nit so sündig!" meinte sein Weib in der düstern Stube.

„Ich sterb' selig. Es war meine Himmelfahrt. Roß und Wagen in meinem Leben, ich hab's erreicht, ich bin selig. Gib's an mein' Schwestersohn. Gott verzeiht mir armen Sünder. Und, Alte, wir sehen uns oben!"

Mitten in der Nacht raffte er sich wieder auf und sagte: „Beim Leichenschmaus sollen sie von meinem Eigenen trinken!"

Im frühen Morgenlichte atmete und murmelte der geistlich Getröstete noch; und als sein armes Weib ihr Ohr lauschend gegen ihn hielt, konnte sie allmälig vernehmen: „Daß er . . . gerad vor dem Haus . . . still gehalten . . . kann ich ihm nit vergessen. Hätt' ich ihn nur noch einmal gesehen . . .!"

Sie ging hinaus, band den Schimmel vom Stalle los und führte ihn ans Kammerfensterchen, das ihre Hand leicht aufstieß. Der Schimmel steckte neugierig den Kopf dahin und schnupperte hinein.

Als sie, nach Allem, zurückgekehrt war und über den Veratmenden sich neigte, erhielt sie einen unnennbaren Blick!

Dann war Lixl nicht mehr.

Blumenstrauß und Kreuzlein aber hielt seine Hand. Seine Seele fuhr gegen den Himmel. Dort ward ihm wol aufgethan.

6.

Die Braut mit dem Strohkranz.

Dorf-Geschichte.

I.

Alte Zeiten und Gesichter.

„Grüß dih Gott, Walmoserin!“

Die Alte, welcher der Gruß galt, saß in ihrem großen, breiten Lehnstuhle nächst einem Fenster, vom Lichte der Scheiben überschimmert. Sie war halb eingenickt und hatte das „Herein!“ gar nicht gehört, welches eine junge Magd auf das Pochen an der Stubenthüre geantwortet.

Das junge Mädchen verschwand augenblicklich durch die Seitenthür des Nebengemaches, als sie den Eintretenden gesehen.

Dieser, ein langer, knochiger, alter aber aufrechter Mann, stand noch an der Thüre, die er wieder geschlossen, und machte mit seiner Rechten eine Bewegung gegen die Frau, als wäre er erstaunt, oder spende er den Segen. In der Linken hielt er einen starken Stock.

Die Frau sah vor sich hin, halb träumerisch und halb in ihrer Erinnerung suchend, wer doch der Eintretende sei.

„O mein . . .!“ rief sie endlich, dann stockte sie wieder.

„O!“ wiederholte sie sodann, „der Kornhäuser! aus Siring, der Cenz!“

Eine ungewöhnliche Röte überflog das alte Gesicht

der Bäuerin, welches nicht etwa runzelig abschreckend, sondern sonst von einer sogar feinen Blässe war, welche das reiche, gescheitelte und an den Schläfen geglättete Haar zudem in einem eigenthümlichen milden Schimmer erscheinen ließ. Die noch immer nicht unzierliche Nase, die großen hellgrauen Augen, mußten an vergangene Schönheit der alten, kranken Frau gemahnen. Die weiße Krausenhaube zeigte noch immer von Nettigkeit.

Das Auge des alten Mannes haftete an dem Gesichte der Person im Lehnstuhle. Vorerst hatte er noch kein Wort.

„Du bist's, Kornhäuser ... Vincenz!" sagte die Greisin mit einem etwas bewegten Ton. „Was verschafft mir die Ehr? Setz dich ... setz dich, da ist ja ein Stuhl, gerad' gegenüber. Hätt' die Dirn doch einen besondern abwischen können und herrücken. Nein, aus ist's! So ein Seltsam!" fuhr sie geschwätzig und gewiß ungewöhnlich angeregt fort.

Der Kornhäuser nahm die Lehne des Stuhles von der Wand gegenüber in seine kräftige Hand, brachte ihn näher, mit bedächtigen Schritten, und setzte sich und konnte kaum das Auge von dem Gesichte abwenden. Es war, als ob er geseufzt hätte aus der kräftigen Brust; er räusperte aber sogleich, als müßte er dies verbergen, als rüste er zur Anrede.

„Ich hab' gehört, du verkaufst ... nit die Wirtschaft, nein ... doch Allerlei ... ein Wagen steht draußen auf der Vorwiesen, mit dem Strohkranz an der Deichsel ..."

„Das Wagerl! o du mein! das ist alt!" sagte sie wie in Erinnerung an vergangene Zeiten, in denen das Wägelchen gedient.

Er kannte das Wägelchen aus alten Zeiten und der Ton mußte ihn bewegen.

„Aber," entgegnete er plötzlich, „ich hab' ja noch gar nit um dich selben gefragt. Wie geht's dir, Reserl?" Er streckte seine Hand aus, als wollte er die ihre, welche auf dem Lehnstuhlarme lag, berühren, hielt aber, wie scheu, noch vor dem Ziele zurück.

„Hab dich lang', lang' nit gesehen!" fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu.

„Freilich," sagte sie. „Der Weg von Siringdorf herüber nach Heinbuchen ist weit. Und wenn man drei Jahre schon, wie ich, nit gehen kann und das Rütteln im Wagen nit vertragen kann, noch därf . . . ja das Alter . . . und der Fall auf dem Glatteis . . . sonst hätt' ich das Wagerl, mit dem die Kinder zur Tauf' geführt worden sein . . . die Kinder, Gott tröst's, alle vorbei . . . im Himmel!" Eine Thräne tauchte in ihrem großen Auge auf. „Und in dem Wagerl . . ." fügte sie mit gerührter, halb unterdrückter Stimme hinzu.

„Mit dem bist du zur Hochzeit gefahren!" nahm er ausrufend das Wort auf. „Ich weiß es, wie heut'. Es sein wol über vierzig Jahr vorbei . . . Vierzig! Reserl! Ich wär' gern' selber gefahren als dein Hochzeiter . . . es hat nit sollen sein!"

Der alte Kahlhäupter, an dessen Schläfen nur noch die weißen Haare hingen, sah zu Boden und schwieg.

„Es hat nit sollen sein!" wiederholte sie, und der alte dünne Mund, in dessen Winkeln Falten sich hinzogen, bebte ein wenig und blieb verhalten. „Ich war ein arm's Dirnl und du ein reicher Bauernsohn. Ich hab' den ältern Witwer, den Walmoser dann heiraten müssen. Und wir haben rechtschaffen gewirtschaftet. Die Kinder . . . tröst' sie Gott . . . jetzt bin ich allein, mutterseelenallein!"

„Und hast nie an mich denkt?" rief er auf.

Sie schwieg ein Weilchen.

„Cenz! Cenz!" rief sie dann. „Wegen was bist

denn kommen. Es sein ja an die vierzig Jahr vorüber. Und du hast ja eine Tochter . . . Enigl . . . (Enkel)!"

„Und nit wegen dein' Wagerl bin ich kommen; ich hab' dich nochamal sehen wollen! In die Kirche kommst nit und auf keinem Platz kann man dich reden. Junge Lieb' rost' nit . . . Reserl . . . ich seh dich wie vor vierzig Jahr' . . . ich hab' in aller meiner Wohlhäbigkeit und trotz mein' treuen Weib . . . tröst' sie auch Gott, die ich hab' heiraten müssen, vom Vater aus . . . hab' oft und oft an dich denkt!"

„Und jetzt bist 'kommen", sagte sie, „um nochamal Abschied zu nehmen!"

„Ja!" rief er auf.

„Wegen dem Sterben!"

„Ich kann sterben . . . nit du . . . doch, wie Gotteswillen ist . . . wir sein alle Zwei alt."

„Und, Cenzl, Cenzl! daß du noch einmal 'kommen bist . . . ja das g'freut mich vom Herzen, bis zu meinem letzten Augenblick!"

„Und ich geh' geruhiger dahin . . . mit mir ist's ja auch bald aus, ich spür's . . . vielleicht der nächste Auswärts (Frühling) . . . gib mir deine Hand, Reserl! . . ." Er griff nach der ihren.

Sie reichte dieselbe . . . ach die beiden Hände lagen ineinander. Wie kühl fühlten sie sich an und knochig; wie warm, voll und rund waren sie vor vielen Jahren!

Er neigte sich über diese Hand und legte sie an seine Wange; die Thräne, die darauf rann, war heiß, wie die eines Kindes.

Es ist merkwürdig, nichts im Menschenleben ist so vollkommen wie die Thräne. Kaum tritt das Kind in die Welt, hat es seine volle heiße Thräne, und Braut und Jüngling und Greise, die mit weinendem Auge scheiden, sie haben noch immer die gleich vollen heißen

Thränen. Es scheint bestimmt, daß die Thräne der gleichartige Reichtum aller Menschen, ohne Unterschied, vom Anfang bis zum Ende.

Die beiden Alten weinten still, zugleich. Und doch ging ein Schämen durch sie über das Unvermuthete, Urplötzliche. Er erhob sich. Sie wischte das Auge mit dem breiten weißen Leinenbande der Haube.

„Und ja . . . was ich sagen wollt'", hub er mit fester Stimme wieder an, „den Wagen kauf' ich, er gehört mir, um das, was du einsichtig begehren magst. Und ich laß' ihn derweil da, ich brauch' ihn nit zu nötig. Kannst mir ihn auch schicken, wenn gerad' einmal Zeit ist. Vielleicht schick' ich dir einmal meinen alten Knecht, den Martin darum. Er könnt' ja dabei sein Godenkind, die Stefferl, die sein Weib aus der Tauf' gehoben hat, von der Taglöhnerin, welche gleich drauf verstorben ist . . . du weißt es . . . die Stefferl, einmal heimsuchen."

„Die Steffi! Ja die ist bei mir. Und ein brav's Dirnl, sie betreut mich! — Hast du sie nit geseh'n im Hereinkommen . . .?"

„Ich hab' ein braun's, schmächtig's Dirnl gesehen im Hereinkommen . . . ist das die Steffi . . . sie ist gleich gegangen."

„Sie hat dich wol noch gekennt!"

„Wird schier sein! Ruf' sie herbei!"

„Stefferl, Steffi!" rief die alte Frau.

Der Kopf einer alten Magd ward an der Seitenthüre sichtbar und rief herein: „Sie ist über den Garten hinaus auf den Har-Acker gegangen, und brechelt dort mit den andern Weibsleuten."

„Ah", sagte die Frau; „weil sie gewußt hat, daß ich nicht allein bin. Und die frische Luft thut der Dirn auch imrigsmal (manchesmal) gut."

„Und beim Brecheln gibt's ja allerlei Lustbarkeit",

sagte er, der gerne seine irren Augen, die immer wieder nach dem alten Gesichte zurückkehrten, zum Fenster hinauslenkte. „Ich laß' meine Leut' auch gern' lustig sein. Ich war's ja selbst! Jetzt seh' ich dort fern' die Weibsleute die Bossen (Bauschen) lustig schwingen. Und einen unvorsichtigen Mann, der herbeigekommen, den haben sie gerad' mit den Agen (Halmgebröckel) über und über beschüttet!"

„Geschieht ihm Recht! Wär' er weggeblieben . . . von den Weibsleuten . . . es thut nit gut!" sagte die alte Frau. Auch ihr Auge irrte ab und zu. „Aber", setzte sie ihre frühere Rede wieder fort; „sie ist fleißig, sie versäumt keinen Augenblick. Sie thut alle anderen Arbeiten, wie's nur sein kann, neben denen für mich. Ein recht brav's Dirnl!"

„Ja, das freut mich; werd's dem Martin sagen. Und ihr Grüßen für ihn kann ich mir denken, ohne Herbeirufen."

„Daß er aber nit etwan kommt, sie gleich holen oder um Aufdingzeit nachkommen zu lassen!"

„Werd' ich dir ein brav's Dirnl nehmen, das dich pflegt . . . Reserl!" rief der Bauer auf. Dann, nach der Stille setzte er hinzu: „Und sie ist vielleicht gegangen, weil sie's fürcht'!"

Fast war es, als hätten sie sich rasch in alltägliche Sachen hineingeredet, um ihre ungewöhnliche Erregung loszuwerden. Daß er das Weib wieder zärtlich beim Namen gerufen, führte sie zum Gedenken des Vorangegangenen zurück.

„Nun ja", sagte sie wiederum, „hab's ja gleich und nit anders denkt . . . von dir! Aber die Leut' . . ."

„Freilich die Leut' . . ." wiederholte er, indem er aufstand und wieder nach seinem Stock langte.

Er stand einen Augenblick, griff sich an die Lippe

und sah ihr wie träumerisch, wie wortverlegen in die Augen, immer fester und starrer in die Augen. Dann sagte er aus tiefster Brust: „Weißt, wenn ich sterb', schick' ich dir noch durch den Martin einen letzten Gruß ... du kannst nit mit meiner Leich' geh'n! ..."

„Wie Gottswill' ist!" sagte die Alte fest und, nach dem Augenblicke des wehmuthsvollen Mundverziehens, schier mit einem Lächeln.

„Und wenn ich sterb'", erhob sie dann das Wort, „so schick' ich dir auch Botschaft; ja ich bitt' dich gleich jetzt, nimm dich da ein wenigl an, wie du kannst, du bist ja zuletzt mein einzigs Befreundt's, mein Aeltestes! ... Bfhüt dih Gott!"

„Bfhüt dih Gott!" sagte er; schier brummend entfuhr der Seufzer. „Gestorben muß sein! Und in Ewigkeit sehen wir uns jung und frisch wieder."

„Gottsnam'!"

Er trat mit seinen schweren Tritten an die Thüre, griff in das Weihwasserkesselchen, wendete sich, besprengte die Alte, welche er zum letztenmale sehen sollte ... ein Blick, ein Segen ... Beide murmelten ihn zugleich ... für's letztemal!

So schieden zwei Alte, zwei Jugendgeliebte. — Das Leben in der Natur lernt stetig das Kommen und Scheiden. Und was uns das Alter so heilig, so ehrwürdig macht, ist sein Verzichten, sein Entsagen gegenüber Allem, was Jungen das Leben erst begehrenswert erscheinen läßt, seine Tapferkeit in der Schwäche, gegenüber dem Unvermeidlichen, vor dem wir mit aller Kraft entfliehen möchten.

Der Kornhäuser mit seinen schweren Schritten, gestützt auf seinen Stock, sah im Gehen die Sensen von Ferne blinken und den Schnitt der herbstlichen Wiesen und Aecker fallen; es kam ihm nicht der Sensenmann Tod

in den Sinn, sein Herz war ihm schwer und er dachte nur, ob er das nächste Schneiden wiedersehen werde. An ihm soll's nicht fehlen, den Kopf hoch zu halten auf der Welt. Konnte er wissen, was da kommt? Sein Reserl, seine Jugendliebe hatte er doch noch gesehen und er freute sich über die Courage, die er gehabt, ihr den Besuch zu machen, den wol letzten bei ihr. Und das Wägelchen hatte er auch. Er konnte es brauchen, hatte es nicht zu sehr not; aber es war gut und ein Andenken.

Er hörte das Grußläuten vom fernen Dorfkirchturme. Er nahm den Hut ab, und ging betend, sinnend.

II.

Brechl-Abend.

Der Har — Flachs — war nach der Ernte gebrechelt und seine Büschel oder Ballen lagen in einer Kammer trocken gewahrt, hoch aufgeschichtet. Er war in diesem Jahre wohl gerathen. Und das Brechl-Fest, als ein uralt herkömmliches, mußte heuer umsomehr gehalten werden.

Die Walmoserin, so alt und so bresthaft sie war, verdarb doch keinen Spaß. Sie erinnerte sich sehr wohl der freudigen Zeiten, in denen sie mitgethan, und sie sagte oft, wenn man ängstlich ihre Meinung erwartete: „Bin ja auch einmal jung gewesen!" Dadurch wurde sie recht lieb, trotz aller Strenge und Herbheit bei anderen Gelegenheiten.

Der Großknecht oder „Moar" sprach bei ihr vor, wie es denn wegen dem Brechl-Abend wär', und er erhielt bald den Bescheid, daß es daran und dabei nicht fehlen soll.

„Seids nur recht munter!“ sagte die Hausfrau mit einigem Zischeln aus dem Munde. Und nachdem sich der Knecht mit der Kappe in der Hand umgedreht, „Gelt's Gott, Frau Mutter!“ gesagt und gegen die Küche gewendet hatte, gab's da ein rühriges Schwätzen und Thun.

Die Rede und Gegenrede hatte auch ein junger Bursch gehört, der mit dem Meier in die Stube getreten. Er blieb noch, nachdem der Erstere gegangen. Er war selbst nur ein Knecht; aber er hatte doch mehr Rechte da als ein anderer. Er war noch zu jung, um Vorknecht und Wirtschafter sein zu können; aber er war der Enkel einer Stiefschwester der Walmoserin und als ganz verwaist frühzeitig hierher in's Haus gekommen. Seine Verwandtschaft war keine des Blutes, sie war eigentlich nur eine angeheiratete, aber die Walmoserin hatte seit Jugend die ihr nahe gekommenen Leute gekannt, wo sie konnte geschützt und gestützt, und so war's eine feste Meinung des Bertl (Albert), daß er da der Hahn im Korbe, der zukünftige Erbe und Großbauer sei.

Zwar hielt ihn „die Mahm“, wie er sie nannte, und sie sich also „die Tante“ gefallen ließ, knapp und kurz; aber er meinte, das sei der notwendigen Meinung wegen, den Anderen gegenüber, die auch erben möchten. Und sein Erbrecht, allen Anderen entgegen, stand bei ihm so fest, daß ihn nichts erschüttert hätte. Sah und wußte er doch keine andere Verwandtschaft als die seine.

Es war also ein lustiges Leben, das ihm aufging. Und er sah die Jahre seiner Lehrzeit und Unfreiheit allmälig mehr so an, wie etwa die eines verwunschenen Prinzen, für den das Zauberwort ertönen, noch besser die rechte Stunde in jener Glocke erklingen werde, welche der Walmoserin zu Grabe läutet.

Nicht, daß er's mit jedem Tage herbeigewünscht hätte. Er war ja jung, und der Spiegel hatte Recht, wenn er

ihm einen hübschen Burschen wies; aber der Bertl hatte auch Zeit, die unausbleiblich kommenden Dinge zu erwarten, zudem war er nicht bösmütig und übelwollend, er hatte die innere Fröhlichkeit einer zuversichtlichen Natur. Und schmollte die Mahm, zankte und grollte sie, so war sie ja doch auch bald wieder gut. That sie so den anderen Leuten, um wie viel mehr ihm!

Am Brechl-Abend wollte er lustig sein. Es gab Kameraden im Orte, und deren Schwestern und Mädchen, welche der Walmoserin nicht fremd waren. Es befand sich eine junge Magd im Hause, welche, als in der Ortschaft geboren, Verwandte da besaß. Es war ja auch die Steffi da, welche sich mancher Dirn jeweilig, wenn auch selten, anschloß. Es ist zudem ein Recht der Jugend, an einem solchen Abend in's Haus zu kommen mit ehrbarer Lustigkeit. Also der Brechl-Abend sollte in Hellfreudigkeit aufgehen; und wenn der Klampfen-Hies mit seiner Zither zu rechter Zeit einträf', könnt es da einen Brechl-Tanz geben, daß der Boden wanken, die Scheiben klirren, und die Gutigkeiten, die Speisen der Mahm, die Früchte des Hauses, der Inhalt der vom Keller geholten Krüge verschwinden sollten, als hätte sie ein Sturmwind in's Nimmersehen getragen.

Der Abend kam. Die alte Walmoserin, trotz ihrer Schmerzen in den leidenden Füßen, saß in ihrem Lehnstuhle, der vor den Tisch gerückt war, in Mitte der Plätze, die sich rechts und links hindehnten, denn der lange Tisch war festlich querüber in die Stube gestellt. Auf dem gebührlichen Ehrenplatze saß die alte Hausmutter, und die Lampen warfen helle Lichter in das freundliche alte Gesicht im Rahmen der blühweißen Haubenkrausen.

Es war jetzt Niemand mehr in der Stube als die Steffi, welche sich um sie beschäftigte, schlicht, aber reinlich gekleidet, mit einem frischen bunten Tüchle über indem dunklen Mieder und Rock.

Auf der Hausmutter Befehl ordnete sie noch Krüge und Gläser. Endlich hob sie einen großen, schweren Flachskorb vom Boden auf die Tischplatte, gerade in die Mitte desselben, vor die Bäuerin. Der Korb war mit einer weißen Decke zugedeckt und darauf lag noch ein schöner Blumenkranz, wie ihn die Jahreszeit eben bieten konnte. Steffi rückte den Kranz sorglich in die Mitte, ordnete die Zipfel des weißen Decktuches, daß das Haupt- und Prachtstück des Tisches, zugleich auch sein Geheimnis, recht gewahrt und geborgen sei. Die anderen Hausleute hatten je Anderes im Hause zu besorgen.

Endlich wurde die Stille des Abends von einem Lärmen aus der Ferne unterbrochen. Anfangs tauchte es schwach auf, kam immer näher, war als ein Pfeifen aus der kleinen Schwegelpfeife zu erkennen und als ein teils so gepfiffenes, teils von Singstimmen etwas wirr herausgestoßenes Lied.

Die alte Bäuerin lachte. Steffi stand ernst und schweigend, legte ihre Arme ineinander und strich mit den Händen ihren nackten braunen Unterarm. Sie war ein starkknochiges, etwas hoch aufgeschossenes Dirnl, mit stark, vielleicht trotzig gewölbter Stirne, aber gutmütig grauen Augen im Rundkopfe, der von braunen Haarzöpfen reich umwunden war.

So stand sie, als es schon am Fenster pochte. Sie rührte sich nicht.

Auf die von außen durch die Scheiben dumpf tönende Frage: „Därf man eini kommen?“ rief die Hausfrau: „Ja, ja, kommts nur!“

Ob die Antwort verstanden, überhaupt gegeben wurde oder nicht, blieb sich gleich, denn das Eintreten war einmal beabsichtigt und nun unaufhaltsam.

Mit einemmale sprang die Thüre der großen Stube weit auf und hereinstürmte eine Schaar von Burschen und Mädchen und rief allerlei Grüße und sang und jauchzte

Das alte gute Gesicht der Walmoserin strahlte und sie schüttelte Jedem die Hand, der zum Gruße herankam. Der Bertl kam zweimal in heller Lustigkeit und war Allen voran.

„Trinkt! Trinkt!“ rief die Hausfrau. „Seid mir recht willkommen. Aber einen Bissen kriegt Keiner da, ehvor Ihr mir nit ein Pferd in der Stube da vorgeritten, das keine Hufeisen hat, kein Gras und keinen Hafer frißt und keinen Mist macht!“

„Hallo!“ riefen die Burschen. Sie verstanden den Scherz, und im Nu war eine kleine Schaar verschwunden, um das Nötige zu verrichten.

Der Klampfen-Hies (Mathias) mit der Zither (Klampfe) war richtig auch da; er war es, der auf der Straße draußen „gepfeiferlt“; für diese Kunst hatte er keinen Zweiten jetzt, und so holte er seine Zither unter dem Rock hervor, setzte sich an eine Tischecke und klang zuvor mit einigem aufmerksam machenden Lärm an, ehe er das schwingende, singende, herztausige Liedl, sich mit dem Kopf dazu wiegend, losließ.

Die Steffi hüllte ihre kahlen Arme mit der Schürze, als grusele es sie; dann stand sie ruhig aufrecht und sah auf die unrastigen Finger des Hies.

Die Walmoserin neigte feinsorglich zuhörend ihr altes Haupt nach der Seite des Musikanten und lächelte. Es ging ihr durch den Sinn, wie das einst klang, als sie auf dem Tanzboden sich schwingen konnte.

„Geh’!“ sagte sie zur Steffi, „du stehst wie die heilige Nothburga in der Steinnischen und rührst dich nit. Dich freut’s, mir scheint, gar nit. Bist ein Narr! Wie ich jung war . . .!“

Steffi fing gerade ein Glas auf, welches ein Mädchen, beim Wiegen des Oberleibes wie zum Tanzen unvorsichtig beinahe mit dem Ellbogen vom Tische gestreift hätte, und nickte nur zum Danke, welchen ihr Jene sagte.

Die Hausfrau bemerkte das gerettete Glas und den gewahrten Trunk und dachte: das Dirnl hat doch seine Augen überall, und wo sie kein Anderer hat!

Plötzlich riß sich abermals die Thüre auf, die gerade dem Tische gegenüber war, und herein trabte ein seltsames Ungetüm. Es nickte mit einer Art weißem Tier-Kopfe, hatte vier Füße, einen langen weißen Leib, der mit einer Decke fast bis zum Boden eingehüllt war, ein Kummet auf dem Hals; und auf dem Rücken dieses Pferdes, das eigentlich ein Waschtrog war, den zwei unter der Decke steckende Burschen trugen, saß Bertl hoch oben und schrie: „Hü! Hott! Hoppa!“ schwang gegen den Pferdekopf, der ein ausgesteckter, umhüllter Besen war, die Peitsche, hielt einen Zügel und machte eine Weile einen Heidenlärm zugleich mit dem Gestampfe der zum allgemeinen Gelächter springenden und ausschlagenden, schwer beschuheten Pferdefüße.

Mit einemmale gab's einen heftigen Ruck des Pferdes und der Reiter lag unvermutet auf dem Boden über dem Waschtrog. Die tragenden Burschen warfen die Decken ab und sprangen und drehten sich in der Stube umher, bis sie nach den Gläsern griffen und hiebei das Beste, was sie thun konnten, auch thaten.

Bertl klaubte sich zusammen und rieb sich. Der Sturz war ihm unvermutet gekommen. Er hatte gemeint, die Burschen werden ihn sorgfältig hoch oben fortthronen lassen, bis er als schöner Mann genug gehabt hätte, um dann wieder fein zur Thüre hinauszutraben, und dann nach dem sorgfältigen Absteigen, mit lustigem Stolz widerkehren zu können.

„Brav gemacht! brav!“ sagte die Hausfrau. „So, jetzt könnts Einer nach dem Andern in den Korb greifen. Wer die meisten Nuß und Zwetschen unter drei Griff' hat, der kann die Har-Braut auswählen, kriegt für sie den schönen Blumenkranz und hat mit ihr den Vortanz!“

In dem Korb lagen die Nüsse und Früchte zwischen Blumen und Nesseln verdeckt, und Jeder wußte, was ihm bevorstand.

Einer nach dem Anderen kamen sie zaghaft, oder couragirt heran an den Korb, griffen unter die verhängnisvolle Decke, die sammt dem Kranz von der Bäuerin wohl bewacht und in Ordnung gehalten wurde.

Die Schicksalsversuchenden lachten oder schrieen auf bei Glück oder Leid; letzteres war häufiger, denn das Glück brachte meist nur Blumen, die Früchte lagen bei Nesseln.

Es gab ein Lachen, Jauchzen, Schreien; der Musikant jubelte mit seiner Zither fortwährend darein.

Endlich wurde gezählt.

Der Lichtenauer Franz schien die meisten Früchte zu haben, schüttelte seine nesselgebrannten Hände, halb in Komik, halb in wahrhaftem Schmerz, und ließ die Anderen zählen.

Da meldete sich mit einemmale der Bertl, er hatte mehr, um ein Stück mehr!

Er frug gar nicht viel, riß rasch den Kranz vom Korbe und wollte des Lichtenauers Schwester, die Heidl (Adelheid) als Har-Braut und die Seine krönen — da schlüpfte die Schöne unter dem Arm ihres Bruders hinweg, zur Thüre hinaus und davon!

Bertl ihr nach.

Draußen war's finster. Ehe er sich umsah, war die flinke, schöne, junge Bauerstochter verschwunden. Er starrte in die Finsternis, er hörte nicht regen und rauschen, er sah nichts.

Er lief eine Strecke vor, nach der Wiese, wo sich etwas zu rühren schien.

Er kam dem Wägelchen nahe, das zum Verkaufe stand, und der Strohkranz, an der hochgestellten Deichsel, wiegte sich im Nachtwinde.

Wie ein Blitz zuckte es ihm durch das Gehirn! Er warf den Blumenkranz, welchen er in der Hand und im Zorne schon zerknittert hatte, zu Boden. Es sollte das Lichtenauer Mädl nicht mehr gesucht und auch nicht mehr gekrönt sein. Aber, daß er ihr keine Andere vorziehe und, daß die ihm im Sinne liegende Schöne nicht in ihrem Stolze gekränkt, aber auch nicht zu stolz gegen ihn sein könne, riß er den Strohkranz von der Deichsel — hiermit sollte ein Spaß gemacht und zum Gegensatze eine Braut gekrönt werden, auf die Niemand, und in solcher Art am wenigsten Eines, gedacht hätte!

Er lief zur Stube zurück.

Er sah, als er eintrat, die Lichtenauer Heidl darin wieder stehen — unter allgemeinem Lachen — es war ein gelungener Scherz — er aber hatte seinen Strohkranz in der Hand — er wollte und konnte nicht mehr anders — er ging hin zu Stefferl — und drückte ihr den Strohkranz auf das Haupt.

Gelächter!

Erschrecken andererseits.

Denn das Mädchen stand einen Augenblick wie unbeweglich — und starrte. Der Strohkranz auf ihrem Kopfe spießte seine Halme und leeren Aehren nach allen Seiten rings aus. Ihre Augen darunter hatten einen unsagbaren Ausdruck. Dann blitzten diese Augen auf den Missethäter, sie ballte ihre Faust und wollte sprechen.

Ihre Stimme versagte ihr.

Sie kreuzte dann ihre Hände über die Brust, preßte dort als müßten diese die Schmach durch Thränen oder Worte aus der Brust lösen.

„Nehmt ihr'n herunter!“ rief die Hausfrau.

Einige traten hinzu und wollten eingreifen.

Steffi griff jetzt selbst krampfhaft nach dem Stroh-

kranz, schleuderte ihn zu Füßen des Bertl, welcher sogar auch verdutzt mit einem Grinsen stand, das schon mehr starr als lustig genannt werden konnte. Seine Augen gingen wechselnd von dem Mädchen zu Boden.

„Du wirst ihn aufheben . . . und du wirst's mir vergelten!“ sagte Steffi endlich bebend.

Dann ging sie eilends hinaus durch die Seitenthüre.

„Das hätt'st bleiben lassen sollen!“ sagte die Hausfrau. „Der Spaß ziemt nit! Aber schon gar nit!“

Das Mädchen verhielt draußen mühsam das Schluchzen. Was hatte sie gethan, um solche Schmach zu verdienen! Elend und hilflos war sie, wenn man sich mit ihr solchen tief erniedrigenden Scherz erlauben durfte! Sie wußte, daß früher die Verworfensten, die Büßerinen so verurtheilt und öffentlich ausgestellt wurden. Der Plunder, das Verbrauchte wurde so für alle die Straße Ziehenden gekennzeichnet, als um ein Billiges zu haben. Sie unter dem Strohkranz, vor Allen!

Ihr war's als müßte sie nun fort aus diesem Hause! Sie oder Bertl! oder Beide! — Doch die alte Frau? Und die Folgen für jede dieser Personen?

Nicht lange währten ihre zerdrückten Thränen. Sie wischte dieselben. Sie kam blaß wieder herein und stellte sich, lehnte sich an den Stuhl der Hausfrau.

Diese sagte: „Geh', schlag' dir das Alberne aus dem Kopf, tanz'!“ Und als die Anderen nicht recht mit dem Tanze nun vorwärts wollten, munterte die alte Frau den Zitherspieler auf.

Dieser that sein Bestes.

Der Tanz ging los. Aber mit dem Bertl wollte keine Dirn angehen.

„Könntest mir auch einen Strohkranz aufsetzen. Will keine Braut mit dem Strohkranz sein!“ sagte Eine nach der Andern.

Er blieb verstört, und doch kam kein gutes Wort aus seinen Lippen.

Es war ein verkümmerter Festabend. Keine rechte Lustigkeit wollte mehr aufkommen.

Die Bursche und Mädchen zogen rascher weiter als je, anderswohin.

Die alte, kranke Frau sollte ja auch bälder Nacht machen.

III.

Nebel und Klärung.

Die Herbstnebel lagen dicht über Flur und Feld. Die gelben starren Stoppeln der letzten Ernte waren durch- und überwachsen von einem neuen tiefdunkeln Graswuchse und keine Blumen standen mehr dazwischen, nur hie und da hob sich noch eine giftige Zeitlose, mit ihrem fahlen Blauroth. Aus dem Grunde dampfte es in weiten Strecken heraus, als brodle Wasser darunter, und ein Windstrich streckte den Erdnebel aus, oder trug ihn zu Wolken geballt weithin, daß zeitweise alle Gegenstände, Häuser, Sträuche und Bäume in ihren Umrissen unklar, zuweilen ganz unkenntlich waren.

Solcher Nebel, der im Herbst manchesmal tagelang wie eine Decke über Berg und Thal liegt, die nur zuweilen durch einen Windstrich gehoben wird und die Sonne höchstens durch einen lichten Fleck als noch scheinend erkennen läßt, solcher Herbstnebel thut den Kranken weh. Sie spüren dabei eine Schwere des Atmens, es ist, als dringe er in ihre kranken Glieder ein und als zöge da ein Unaussprechliches herum. Die Raben und Dohlen, welche schwer Futter finden können, krächzen da lauter

und nähern sich mit ihrem Jammergeschrei mehr den Häusern, um zu suchen. Wer sie hört, als Leidender, dem wird nun weher, und wer sie nahe streifen sieht, dem wird schwarz und schwärzer vor den Augen.

In solchen Tagen lag die Walmoserin schwer krank zuBette, mehr noch als schwer krank, sie lag sterbend.

Sie hatte sich den Geistlichen rufen lassen und mit Gott im Geiste vereint; sie war mit dem Irdischen fertig. Nach der letzten heiligen Handlung ließ sie sich noch einmal in den Lehnstuhl an's Fenster setzen und sah hinaus in die geliebte Gegend, die irdische Heimat. Ein flüchtiger Sonnenstrahl erhellte ihr sie noch einmal. Dann sank der Nebel tief, und als er Alles verdeckte, ließ auch die Greisin sich zur Decke bringen, lag und lag.

Der Atem ging, die Augen schlossen sich und öffneten sich wieder wie starr, sie hörte zuweilen nichts und sie sah wol auch zeitweise nicht. War dies das Sterben oder ein langes Hinkümmern?

Steffi wich nich vom Bette. Am hohen Betthaupt gelehnt, stand sie mit dem dunklen Kopfe und grämte still in sich hinein mit verhaltenem Schluchzen und verbissenen Lippen. Nur wenn die Frau etwas mit gehauchter Stimme begehrte, lächelte sie ihr vor dem Angesichte, denn das Weinen sollte nicht gesehen werden.

An der Vergehenden hatte sie wol keine Mutter, aber eine gute Frau gehabt. Die Magd hätte sich keine bessere gewünscht; und im Hause dienend bleiben zu können, da doch dienen ihr Lebensschicksal war, wäre ihr sehnlicher Wunsch gewesen. Jetzt ging's mit Allem zu Ende. — Bündlein, mein Hab und Gut, wohin werd' ich dich tragen . . . unter Dach und Fach? Der Vogel hat ein Nest, einen deckenden Strauch oder Baumast oder ein Grüblein im Gras . . . wohin mit . . .?

Sie strich sich plötzlich mit einer Hand über die

Stirne, glättete die Augenbrauen und es blitzte ihr auf: Ei was! dienen! zwei gesunde Arm', und eine Dirn sollt' nit ihr Brot finden?

Sie lauschte den Atemzügen der Kranken weiter. Sie waren hörbar. Die Greisin schlief.

Steffi ging in die nächste Stube, woher sie Alles sehen konnte, setzte sich auf die Bank unter das Fenster, öffnete dies leise ein wenig, und atmete aus dem Spalte frische Luft. Sie hatte diese seit lange nicht gehabt, sie schlief die Nächte teils hart auf dem Boden der Krankenstube, teils im Lehnstuhle, der so lange gedient.

Da kam vom Hofe der Moar (Meier) heran. Er hatte sie ersehen. „Na, Steffi, hast es schon gehört, geistlich werden wir! Die Kirch' und Pfarr' bekommt Alles. Wir Mannsleut' und Altenleut' können wol bleiben; aber ein junges Dirnl wird im geistlichen Hof nit gelitten, du kannst deine Schuh anderswohin tragen. Sein dir eh' schon vorigen St. Thomas beim Löfflwerfen (Loswerfen) nach auswärts gestanden!"

„Meine Schönheit hat mir auch noch nie geschad't!" sagte das Mädchen. „Hätt's auch bei einer Änderung nit. Aber, wenn mein' herzige, seelengute Frau nimmer is', mag ich auch nimmer da bleiben! Ich geh' aus diese Wänd', aus dem Hof und weit weg."

„Kannst es thun," sagte der Meier, „wie du magst. Du bist nur a Dirn. Aber der Bertl?"

„Der Bertl!" rief sie auf, sich seiner ganz entsinnend, „was ist's mit dem Bertl?".

Kaum war dieser Namen aus dem Munde, so stand der Bursch auch schon da. Er konnte doch nicht in die Krankenstube zu oft unnütz oder störend treten, oder gar die Fragen, die er darin hätte stellen gemocht, wirklich aus dem drängenden Innern befreien. Er lauerte zeither überall, und wo er Zwei beisammen sah,

schlich er gleich in die Nähe, oder trat hinzu, um namentlich alles Heimliche zu verstören oder zu erfahren.

„Mir sagst nie was Gut's von drin!“ sagte er zu Steffi.

„Ho!“ wurde sein Wort im Eifer laut; „glaubt ihr, ich weiß es nit, daß es euch bitter kränkt und wurmt, daß ich nun den Hof haben und euch befehlen soll? Meint ihr vielleicht, weil ich noch nicht volljährig, daß ich nit gleich wirtschaften kann nach Belieben? O, der Pfarrer als Vormund hat mit seiner eigenen Wirthschaft zu thun. Und warum sollt' ich nit bald vollgiltig gesprochen werden? Kommt's darauf an, weiß ich schon: Wer zahlt, der kauft!

Die Augen der beiden Hörenden blieben wie gebannt auf dem Bertl. Das Gehörte machte sie wortlos.

Bertl fuhr sogleich fort: ‚Lustig soll's zugehen, fürchts euch nit! Hab's lang' erwartet! Einen Leichenschmaus sollts schon haben, daß sich alle Tische biegen! Und wem's nit recht ist . . . du mit dein' Trotzkopf, du traumhappige (träumerische) nipf-hängerische Dirn, du kannst ja gehn, wenn du magst! Gleich auch!“

„Nit ehr als bis zur letzten Schaufel Erden auf's Grab im Friedhof, wenn's Gott's Willen so ist und sein muß!“ war ihre Antwort, aber bis zur Stund', wo du befehlen kannst, Bertl, bin ich weit weg von dir!“

„Aber . . . langsam!“ sagte der Knecht. „Mein lieber Bertl, du wirst nit befehlen und nix biegen und nix brechen. Du kannst selber gehn, wenn du mir nit folgen magst. — Oha! das Kirchengut gibt nix und hat kein' Freundschaft und Verwandtschaft. Mit dir ist's aus!“

„Kirchengut!“ stammelte Bertl und ward blaß bis in den Lippen. „Was sagst du . . .?“

„Vermacht, an's Stift, zu dem wir gepfarrt.“

„An's Sti . . . Nit möglich . . . und doch, sagst du . . . Höll' und . . . !“ Die Rede verschlug's ihm erst.

„Sündig's Fegfeuer!" knirschte er. Dann fuhr er wieder auf. „Und darum hätt' ich seit zehn Jahren mich gedemüthigt vor ihr . . . frommgethan . . . ihren Geiz . . . ihre verdammten Launen! . . . geht, geht, ihr lügt! ihr . . .!" In seinem Zorne hob und ballte er die Faust, er schlug vor sich hin und traf das Fenster — es klirrte die Scheibe, die Splitter fielen und zerplatzten auf Bank und Boden.

„Jesus Maria!" rief Steffi auf mit noch halb unterdrückter Stimme, „die Kranke. So ein böser Schreck!"

Sie wendete den Kopf, um nach der Krankenstube und an's Bett zu sehen.

Da saß die Kranke aufrecht, wie seit Tagen nimmer und ihr blasses Gesicht sah mit weit geöffneten Augen vor sich hin — dem Einen ein böses Gespenst, der Andern die lichte Erscheinung einer Erstandenen!

Schier hätte der Meier ein Kreuz schlagen und „alle guten Geister loben den Herrn!" sagen mögen. Auch er hatte der alten Kranken nur mehr wie einer Todten gedenken können.

Jetzt saß sie und lächelte.

Sie hatte gehört und lauschend gelegen, nachdem sie erwacht war — der Schlag am Fenster wirkte, daß sie sich emporhob.

Die Beiden draußen verschwanden.

Steffi eilte mit einem Freudenaufruf herbei, schloß hinter sich rasch die Thüre wegen der Zugluft und sank am Bette in die Knie, die Hände der kranken Greisin mit Küssen bedeckend.

IV.

Das Testament.

Es war nach einer Zeit Alles, Alles vorüber. Der Wind wehte über die Schollen, welche den Hügel bildeten, aus dem erst die neuen Grashalme sprießten, das frische Grab der Walmoserin zu umkleiden.

Der Kornhäuser war beim Leichenbegängnisse gewesen. Er hatte, genau wie versprochen, Botschaft erhalten. Er kam in dem Wägelchen angefahren, das nun sein war, und an Innigkeit seines Gebetes war er von Keinem übertroffen. Uebrigens blieb er heute besonders schweigsam und in sich gekehrt.

Der Bürgermeister und der Pfarrer waren in Übereinstimmung die Ordner der gesammten Trauerfeierlichkeiten, da sonst kein eigentlicher würdiger Vertreter des Hauses vorhanden. Und sie waren nicht verschwenderisch, wie dies bei den Leichenschmäusen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, sondern kärglich, mindestens sehr schlicht in allen Verausgabungen.

Eine dumpfe Stille lag über dem Hause, aus dem die belebende Seele geschieden war. Wenn auch nur der Lehnstuhl oder das Bett während der letzten Jahre den Mittelpunkt des Hauses bezeichnete; es war doch dort wie bei der Uhr, die zusammengerollte Feder in dem Gehäuschen oder Kästchen, von welchem die ganze vielzähnige Bewegung ausging und ihre Richtungen erhielt.

Steffi war da. Sie hatte ruhig ihr Bündel geschnürt und wollte sogleich fort. Aber der Bürgermeister befahl, im Namen des Gesetzes, daß Niemand seinen Platz und seine Stelle oder Arbeit verlasse, umsomehr, da nach acht Tagen der Bezirksrichter oder sein Adjunct

in's Haus kommen werde, um Ordnung zu machen und das Testament vorzubringen.

Der Bertl war in einzelnen Stunden himmelhochselig und dann wieder tief betrübt. Oft und oft malte ihm sein Sinniren vor, daß doch niemand Anderer der Erbe sein könne und dürfe als er, und daß es so von Gottes- und Rechtswegen in aller Ordnung sei. Von einzelnen Schmeichlern im Hause, die immer mit ihrem Vermuthen schwankten, wurde er in seinem Glauben bestärkt. Sie wollten sicher gehen; und irrten sie, so hatten sie nichts verloren, oder könnten den Unbedeutenden ihre Kraft noch immer fühlen lassen. Und wenn sie seine Trübsal bemerkten, so weideten sie sich still an seinem Jammer, indem sie ihm scheinbar mitleidig jammern halfen über das himmelschreiende Unrecht und seinen endlosen Verlust.

Steffi sprach kein Wort mit ihm; er keines mit ihr. Sie hatte noch weniger als je Anlaß genommen, mit ihm zu verkehren, und ihm sagte eine innere Stimme, daß er nicht nur einen Gegensatz in ihr habe, sondern daß er auch ihr gegenüber eine Schuld trage.

Alle Hausleute arbeiteten wie zuvor, nur Bertl nicht. Er strich viel umher. Er wollte in seiner Unrast hören. Er besuchte auch häufiger als je das Wirtshaus. Und da war's wie im Hause, nämlich es gab Schmeichler und Verschlossene, zum Hohn wollte es Niemand noch allzu früh kommen lassen, wenn auch heimlich Blicke viel Verständigendes verstohlen sagten. Jammer über irdisch Alltägliches gab's da nicht, doch zuweilen sogar helle Lustigkeit mit dem Erben!

Und der Tag der Testaments-Kundgebung war da.

Der Adjunct, der Bürgermeister, der Pfarrer, der Notar und einige Neugierige, denen der Eintritt nicht verwehrt wurde, waren in der großen Stube. Erstere

saßen an einem Tische. Das ganze Hausgesinde wurde versammelt und harrte mit Bangen und Herzklopfen.

Bertl ward bleich und rot. Vorerst kümmerte man sich nicht viel um ihn. Er wußte sich im Innern dafür aufblitzende Entschuldigungen, daß die Heimischen nämlich nichts wissen und die Fremden ihn nicht kennen.

Endlich war's — das Testamentarische nämlich — nach einleitenden Worten, welche das Gesinde nicht verstand, heraus!

Die Pfarre bekommt eine Doppelgebühr für alles kirchlich notwendig Gewesene und die zwei an ihre Aecker angrenzenden Felder für eine ewige Seelenstillung und ein Gedenken am Sterbtage. Die Gemein' den Wiesenstreif zunächst für die Schule und zur einmaligen Auszahlung der gewohnten Jahresgabe an's Armenleuthäusl. Jedes im Hause seit drei Jahren Bedienstete erhalte einen vollen Jahreslohn als Erbschaft, wer zehn Jahre im Hause gewesen, bekommt einen zweifachen Jahreslohn mit allen dinglichen Zulagen. Dies Allessei zu nächsten Weihnachten auszuzahlen, und wenn das Baargeld nicht langt, so sei der Rest bis über's Jahr zu verzinsen und dann abzugeben von dem Einkommen des Gütl's. Der Moar hat zudem ein Ueberlehn oder Ausgeding. Wenn er im Hof bleibt, bis er dienstunfähig, dann hat er ein Stübl, Bett und Kasten und zwei Stühle darin, da kann er bleiben im Unterstand bei Siechtum und Sterbezeit.

Der Bertl . . . .

Alle Augen suchten nach ihm, ruheten auf ihm . . . sein eigen Gefühl war unaussprechlich.

Der Bertl hat ebenfalls ein Ueberlehn, einen Unterstand so gegen Obdachlosigkeit wie bei Siechtum und Sterben!

Sonst nichts?

Er harrte. Er starb schier stehend. Die Sinne vergingen ihm.

Kommt nichts nach?

Es kam.

Dem Kornhäuser ist das Geld, welches er für das Wägelchen gezahlt, genau wieder zurück zu erstatten. —

Alles Uebrige . . . . als Universalerben . . . . der Stephanie Schaller, bisher Magd im Hause!

Es entstand ein Lärm, ein Ausrufen, eine Bewegung. Zumeist um Steffi herum.

Sie stand und rührte sich noch immer nicht.

Der Adjunkt mußte Ruhe gebieten, um sich weiter Wort zu verschaffen.

Man horchte . . . das Weitere mußte doch den Bertl angehen!

Bleibt sie ledig . . . . fuhr der Vorlesende fort.

„Aha!“ waren die Ausrufe.

. . . So kann sie nach drei Jahren der rechtlichen Zuweisung die Ueberlehen ablösen und in einem andern Hause stiften. Heiratet sie, so bleibt Alles fest. Und stirbt sie kinderlos, so gehört die Hälfte von Allem der Gemeinde.

Der Kornhäuser ist gebeten, so weit er's kann, der Erbin beizustehen.

Nichts vom Bertl. —

Und die etwas krausen, nicht gleich faßbaren Bestimmungen gaben in Gruppen Gelegenheit zu Wiederholungen, Auseinandersetzungen, Widerreden.

Der Adjunkt, ein schlanker Mann mit hübschem Gesichte, ging zu Steffi heran, die ihm schon zuvor bezeichnet wurde, und reichte ihr beide Hände und schüttelte die ihren. Er suchte ihr in die Augen zu sehen und wünschte ihr recht herzlich „viel Glück!“

„Sie muß doch besonders brav gewesen sein!“ meinte er.

„Das war sie,“ sagte der Bürgermeister. Der Pfarrer nickte dazu.

Er war zufrieden und doch nicht ganz. „Nun,“ sagte er, „so werden wir auch bald von einer freudigen Hochzeit hören . . . in Ehren!“

Der Meier hatte mit dem Bertl gesprochen und sie disputirten bereits. Der Erstere stürzte auf den Adjunkt zu und sagte: „Ich bitt', gibt's da keinen Einwand und keine Anfechtung . . . auch nicht für den Bertl?“

„Für keinen Menschen auf dieser Welt!“ war die bestimmte Antwort. „Alles ist rechtskräftig, notariell und mit drei unanfechtbaren Zeugen bestätigt. Erbteilspflicht ist gegen Niemand vorhanden. Die Verstorbene war vollkommen frei in ihrer Verfügung, es ist Alles in Ordnung.“

Bertl verschwand nach einer Richtung — jener in's Freie — Steffi nach der andern, in's Nebenzimmer.

Sie drehete das Schloß ab. Als man zu ihr, oder sich verabschieden wollte, war es nicht möglich.

Die Herren gingen allmälig, zuckten die Achseln oder redeten in Gruppen, Alles war zu Ende, Alles in Ordnung!

V.

Die neue Ordnung.

Nichts ist beständig. Das Aufsehenerregendste tritt allmälig in den Hintergrund und wird ein Gewohntes oder Vergessenes. Alle Elemente haben ihren Höhepunkt und ihren stillen Gang, die überschwemmenden Fluten

verinnen, das Feuer flackert zur höchsten Flamme empor und läßt dann Glimmen und Asche, die Erde grünt, blüht und streut Düfte aus und liegt dann still, selbst unter Schnee und Eis; der Himmel mit seinem sonnigen Tag . . . der Mensch . . . kurz, mit ihm all' sein Wichtiges, wie vergänglich!

Und in einem Dorfe ein Gerede, selbst in einem Bezirke, wie nichtig dauernd ist das! Gut zudem, daß Jeder mit sich selbst genug zu thun und des Denkens hat.

Steffi war die Hausfrau. Eine Ledige.

Die am Hofe zu Paaren oder Mehreren Vorbeifahrenden deuteten im Gespräche auf das Haus; es hatte auch seine unnütz Einkehrenden, Junge und Alte, welche da ihre Blicke heimlich lauern, in jedem Falle vergeblich umherirren ließen.

Es war immerhin ein nährendes Gütl übrig geblieben und konnte bei guter Wirtschaft nach allem Hinauszahlen gedeihen.

Im Innern hatte sich kaum etwas geändert. Steffi war ruhig wie zuvor und eine gewisse Schweigsamkeit und Stille hatte sie von jeher eigen. Sie ließ Niemand ihre Würde fühlen. Hauptsächlich der Meier verkehrte mit ihr und ordnete wie zuvor.

Bertl konnte den Schlag nicht verwinden. Er arbeitete noch weniger als zuvor. Er that, als spüre er die Kraft gar nicht dazu, oder er mochte nicht. Er wollte es geradezu darauf ankommen lassen, daß man mit ihm greine und ihn förmlich vor Aller Augen peinige zum Martyrer. Er konnte dan hinausgestoßen werden, das heißt entlassen. Aber dann hatte er als Unterstandsloser ein berechtigtes, ererbtes Heim, er konnte sich sogar siech stellen . . . und . . . pflegen lassen!

Pflegen? Hm! Das stand nicht im Testament. Er mochte es fast darauf ankommen lassen, das zu erproben.

Der Meier verkehrte mit ihm viel wegen des Arbeitens, oder auch Nichtarbeitens. Sie waren Stubennachbarn noch dort, wo das Lehn ihnen zuletzt gebührte. Und daß das stetige Gerede des Einen über die Erbschaft war, regte das Grübeln darüber immer von neuem, ja endlich das Nergeln des Andern, gerade des Meiers, immer heller an. — Was wollte denn eigentlich der junge Schlucker nud Racker? Der lange genug hier Gepflegte? Daß seine Großmutter . . . und da brachte der Meier hervor, daß alle Menschen ja eigentlich von Adam und Eva her Verwandte seien, nach Art des Bertl, zum Erbrechte da. Jedoch er, der Meier, habe der Alten viel wichtigere Dienste geleistet, er sei der plackende, erwerbende Obermann und eigentliche Hausherr da seit lange gewesen, ihm gebühre von rechts- und einsichtswegen eigentlich Alles!

Der Bertl ärgerte sich und hätte den Meier erwürgen mögen. Aber er mußte hören und leiden.

Der Meier dagegen wurde im Innern immer unmutiger, uneifriger, er fühlte sich wie enterbt und einen Großen, den sie eigentlich in's Kleinste hineingedrängt haben.

Die ledige Hausmutter sagte nichts, so viel sie auch merkte. Sie griff selbst zu, sie verrichtete manche Arbeiten wie zur Zeit, als sie selbst Dienstbote da gewesen.

Und was sah eines Tages der Meier?

Den Bertl ausgestreckt auf seinem Bette, so lang er war, bei helllichtem Tage, und hörte ihn erklären, daß er „serblich," „letz" (siech) und schwach in allen Gliedern sei.

Der baumstarke „Lackl!"

Aber das war nur eine feine, gelungene Finte. Der Junge hatte da sein Ueberlehn! Er konnte krank liegen so lange er mochte.

Und brachten sie ihm nicht die besten Suppen!

Ließ Steffi nicht mehrmals fragen, wie es ihm gehe und was er sonst brauche?

Und sobald er sagen ließ, es gehe besser und habe Appetit . . . kam da nicht das Kräftigste?

Himmeltausend, das war fein! Jetzt fing der Meier noch mehr an sich zu ärgern. Und endlich verschimpfte er den Bertl hart und arg und sagte ihm dessen Verlogenheit und Verstellung in's Gesicht.

Die Hausfrau entgegnete auf alle Anklagen nichts. Da war mit der „Läppin", wie sie der Meier still im Innern nannte, nichts zu machen.

Und kaum, daß Bertl wieder heraus war, flugs, da lag der Meier in aller Länge, die nicht gerade bedeutend war, auch auf dem Bette und erklärte sich „serblich," „letz" und zur Verpflegung.

Er war im tapfern Dienste redlich verblieben und alt geworden, ihm mußte Pflege werden, ohne Frage!

Richtig wurde er gepflegt und es ging ganz schön.

Jetzt ärgerte sich der Bertl. Und er schimpfirte ihn. Er merkte sogar, daß er unwillkürlich an diesen Widerwärtigen auf lange, unabsehbare Zeit gebunden sei. Die unablässige gegenseitige Vergrämung und Hetzerei hatte gewirkt . . . . ehe sie sich's versahen, kamen die zwei Lungerer, Kranken und Ausgedinger, Ueberlehner und „Altenleuthäusler" in's Raufen. Sie balgten sich zuerst mit aller gesunden Kräftigkeit und es gab Püffe ohne alle Schwäche.

Das war einmal, das war zweimal der Fall und noch immer blieb's der Herrin verschwiegen.

Endlich ging ein Raufen los, daß man allmälich bis in die Küche ein seltsames Poltern und Schreien hörte. Und endlich wurden die alte und die junge Magd aufmerksam, und endlich stürzte Erstere mit gerungenen

Händen auf die Hauswirtin los und schrie ihr zu: „Jesus, Maria und Josef! der Moar und der Bertl bringen sich um!"

„Was geschieht denn?"

„Sie haben sich mit Fäusten geschlagen und gewürgt. Der Bertl hat einen Stuhlfuß ausgerissen und den Meier totschlagen gewollt. Jetzt ist der Meier auf den Tisch losgestürzt und hat einen schweren Krug genommen, den er dem Bertl auf den Kopf hat schlagen mögen. Aber bei dem Streich hat der Bertl den Krug mit dem Keil zertrümmert und so sind sie zwischen die Thür der beiden Stuben gekommen. Der Meier hält die Thür draußen zu, um sich nit totschlagen zu lassen und drinnen stoßt der Bertl drauf los, mit zwischen Thür und Schwelle eingestemmtem Fuß, daß Alles kracht und die Thür bricht und es gibt Mord und Totschlag!"

Steffi eilte teils schon während dieser hastigen Erzählung, ohne ein Wort zu reden, nach der Richtung im Hause, wo die Stuben lagen . . . sie trat ein und zu dem im Schmerz und Rachegefühl schier sinnverwirrten Meier und schrie „Ruhe!" . . . Aber im selben Augenblick brach die Thür draußen . . . der auch närrische Bertl stürzte heraus mit geschwungener Keule . . . und ein Schlag . . . hätte Steffi zu Boden schmettern können. Aber er traf zum Glücke nur den Scherben, welchen der Meier noch hochgeschwungen hielt . . . es fielen Splitter und es sanken alle Waffen . . . starr, stumm standen endlich die Besessenen und doch Gebannten, die Tollen und endlich doch zu dämmernder Besinnung Gekommenen, sich gegenüber, vor der Gebietenden.

Der Gebieterin Steffi . . . Stephanie Schaller!

Diese streckte die Hand verweisend aus.

„Zurück! Jeder in seine Stuben! Keiner rührt sich!"

Und als sie die Hand so befehlend vorgestreckt hielt,

da merkte man eine rote Stelle, ein schneidiger Splitter hatte sie wund geritzt, es stand das frische hellrote Blut an der Stelle.

Bertl kam zur Besinnung. Und doch wirbelte es in seinem Kopfe. Er wurde nur äußerlich ruhig; aber was er gesehen, was zu thun, das klärte sich ihm noch immer nicht ganz.

Steffi ging.

Sie sagte noch, der Meier, als der Aeltere und mehr Besonnene, habe nun Ruhe zu geben, sie deutete ihm hinweg.

Er folgte still bis hinaus, und es war Ruhe.

VI.

Einkehr und Auskehr.

Jetzt gab's aber richtig in Haus und Hof zwei „Serblige", „Letze", und es hätte ihnen in der That ein Ausruhen, ein Pflegen und Verköstigen gebührt. Aber sie mußten an's Arbeiten.

Die grimmen Feinde waren auch wieder nahe, wenn sie zur Ruhe gelangten, und sie beschieden sich still, aber mit Verbissenheit, es gönnte Jeder noch dem Andern den Stuhlkeil und den Steinkrug auf den Kopf. Aber sie mußten im verhaltenen Leid sich auch gegenseitig dulden, und dies verböserte, verbitterte gründlich — Zwei, die doch hätten zufrieden und klüglich neben einander in Frieden auskommen können. Der Neid und der Geiz sind doch Jäger, deren scharfgeladene Gewehre unversehens losgehen und den eigenen Leib treffen.

Ruhig war's also äußerlich und innerlich hatte Jeder mit sich zu thun.

Der Meier erinnerte sich des letzten Streitaugenblickes und dachte, der Jüngere, der Kräftigere hätte ihn in seiner rasenden Wut doch tot- oder zum Krüppel schlagen können. Es war schön von ihr, der Hauserin, daß sie so mutig kam und sich zwischen stellte!

Dem Bertl kam der letzte Wutaugenblick auch zu Sinne. Er hätte damals den Meier totschlagen können. Ja, wenn er in seiner bis zum Wahnsinn gesteigerten Wut nicht abgehalten worden wäre, er hätte es vollbracht. Aus und geschehen! Ein Mörder und Totschläger. Der Alte wäre erlegen. Er, der Junge, jetzt im Gefängnis, in Eisen davongeführt und schmachtend! Ach, wie gut, daß sie, Steffi, gekommen. Und mit welchem Mut! Wie sie dagestanden! Es war etwas an ihr, das er noch nicht gesehen. Ja, er hatte es schon gesehen. Er besann sich, sie hatte so ausgesehen auch damals, als er ihr den . . . Strohkranz . . .

Die Braut im Strohkranz nun seine Gebieterin, und sie hatte sich für ihn jetzt gewagt . . . er hätte auch sie totschlagen können . . . ein Sturz des Krügleins auf ihr Haupt und sie läge jetzt mit zertrümmertem Schädel . . . mindestens krank . . . aber sie hat nicht gezittert, sie war gestanden . . . sie hat die Hand ausgestreckt . . . diese Hand blutete . . . mein Gott! blutete für ihn!

Was hat sie für ihn gethan . . . und er! . . .

Er hätte hineilen mögen, vor sie hinstürzen, diese Hand küssen . . . ihr Haupt in seine Hände nehmen und diese Stirne . . . o, es überkam ihn, was er nie gefühlt!

Er sann nach.

Er war doch nur ein Knecht. Und wenn sie, die Hauswirtin, ihm jetzt Mitleid erwies, so war's eine Gnade. Wenn er sich nun demütig vor Allen, windelweich und sogar wie kriecherisch oder ein Zuckerpüppchen benähm', so

wird sie ihn hochmütig, bevormundend, herrisch behandeln und ihr Zweck wär' erreicht — er nur noch tiefer stehend.

Anders muß es gehen, dachte er. Das Verbleiben ist ihm immer mehr Schmach und Schande und thut nit gut. Den Meier schickt sie nicht weg und auch ihn nicht; eher noch letzteres, den Jungen vor dem Alten. Also, das Dableiben thut nicht gut. Soll er jetzt arbeiten und zum Dank arbeiten, so könnte er es anderswo besser! Und wo am besten? Ei, das Leben als Knecht ist widerlich! Die Herrenträume steckten ihn ihm, und da erinnerte er sich an Amerika. Dort drüben, gedachte er, kann Einer leicht selbstständig Bauer auf Eigenem werden. Er gehöre zu Jenen, die mehr als zehn Jahre im Hause waren, darüber ist im Testamente zwischen ihm und Andern kein Unterschied gemacht worden, also das Lohn-Erbe habe er zu fordern, erliege auch für ihn, er kann's beheben. Und soll er sein Geding, sein Überlehn verkaufen? Das kann er nicht. Sie wird es auch nicht thun, sie darf nicht einmal. Also das Bündlein geschnürt, sein Letztes gefordert und fort von da . . . weit in die Welt . . . über's große Wasser nach Amerika!

Bertl war vom Hause weg, zeitweilig unsichtbar geworden; man war es schier gewöhnt und kümmerte sich nicht darum; man wußte, die Gutmütigkeit der Herrin, welche hier so eigentümlich zum Recht gelangte, gehe vorläufig noch so weit, das Ungerade gerade sein zu lassen.

Eines Tages kam Bertl zurück, aus dem Markte, in welchem die Bezirksämter sich befinden, verschwand auf eine Weile in seine Stube, und mit einemmale stand er da, in seinem besten Sonntagsstaate, ein Bündel in einem bunten Tuche auf dem Stock über den Rücken gehängt, und wollte in die Stube zur „Jungfer Mutter", „Fräula Hausfrau", „Stefferl-Bäuerin!" Er schwätzte allerlei Zeugs und man merkte, er habe keine trockene Courage, sondern sie flüssig eingegossen, mindestens ein wenig.

Die Angerufene stand bald im Hofe, nächst der Thür, vor ihm. Sie hatte die Gewohnheit, mit den ledigen, jüngeren Mannsleuten nie allein in der Stube zu sprechen. Sie ging immer in den allgemeinen Raum, die Gesindestube, oder wo Leute versammelt waren. Kein Geheimnis, Alles offen vor Anderen!

„Also, was willst du?“

Der Bertl brachte sein Anliegen vor: „Er wollt' ... er bitte ...“ sagte er sogar höflich, „um sein letztes Rückständiges, und nun wolle er fort . . . fort!“

„Fort?“ sagte sie mit einem lange auf ihm ruhenden, festen Blick. Dieser glich wieder jenem, den er schon bei besonderem Anlasse gesehen. Er wurde davon wie gebannt, wie durchzuckt, und schlug die Augen nieder. Es ging eine eigentümliche Ernüchterung durch ihn.

Nach einem Weilchen des Schweigens, in welchem förmlich das eine einzige gesprochene Wort aushallte, sagte sie: „Und wohin?“

Er entgegnete langsam und mit einem ganz eigentümlichen Ton in der Stimme: „Nach Amerika!“

Sie schwieg. Er stammelte in der Verlegenheit noch Allerlei von „Über's Meer“ und „Ansiedeln“ . . .

„Das Geld kannst jeden Augenblick haben . . .“

„Gelt's Gott!“ fuhr es aus ihm heraus.

„Das ist der erste Gelt's Gott, den ich von dir bekomm'! Bedank' mich schön . . .!“

„Nein, ich dank' dir,“ sagte er kleinlaut unter diesem eigentümlichen Ton und Blick.

„Aber, das Alles kommt doch zu früh. Du sagst es . . . erst dem Kornhäuser! Dort gehst du hin, dort gehst du zu meinem Göd, dem Martin, und sagst ihm, er soll für dich herkommen in Arbeit. Den Kornhäuser hab' ich schon gesprochen über dich, du weißt, der Alte ist ein treuer, befreundeter Mann . . . beim Kornhäuser

ist dein Amerika . . . und jetzt bfhüt dih Gott . . . und grüß' mir alle braven Leut' drüben!"

Der Bertl stand wie angewurzelt.

Der Kornhäuser . . . sein Amerika . . . dort drüben . . .

Er lehnte sich an die Wand. Es wurde ihm schier schwach. Er ließ Stock und Bündel hinab, neben sich auf die Erde. Er war allein. Die Steffi-Bäuerin hatte sich zurückgezogen, und die Weibsleute in der Küche traten auch zurück, obschon sie ihn, halb verborgen lauernd, beobachteten.

Der Eindruck auf ihn war unsagbar. Er stand und summinirte, jedes Wort schallte ihm nochmals und immer wieder, wie auf's neue gesagt, in's Gehör. Er wirbelte in ihm, seine Augen gingen nach den Fenstern und wieder zu Boden und in die Luft.

Endlich nahm er sein Bündel mit dem Stocke wieder auf, ging zur Hauseinfriedung vorwärts, hinaus, wendete sich noch einmal um, und wie gebannt murmelte er „Bfhüt dih Gott!" und ging die Straße . . . nach Amerika . . . zum Kornhäuser.

VII.

Das Überlehen.

Drei Jahre waren vergangen. Im Hofe war noch immer eine ledige Hausfrau. Mancher nannte ihn den „ledigen Hof", Mancher spöttisch den „Stroh-Jungfern-Hof" und meinte dabei, zum Gegensatze von einer Strohwitwe, die einsame Wirtschaftende, vielleicht auch wegen des einstigen unvergessenen Strohkranzes.

Ja, es gab Bursche und Witwer im weit verstreuten Dorfgebiete, welche sich ärgerten, daß die Dirn . . . jetzt

hieß sie oft die Walmoser-Steffi, nach dem Namen, der am Hause haftete . . . noch keine Wahl getroffen und gerade so einsam blieb, wie zur Zeit, als die alte Frau und Besitzerin noch gelebt.

Im Besitze wirtschaftete die Ledige mit ihrem Göd und dem Meier und fast allen Leuten, wie zuvor, das will sagen mit der tüchtigen rührigen Kraft, die einer guten Wirtschaft nötig ist, und es sehnte sich Niemand daraus weg, der nicht zwingende Ursachen hatte, die außer derselben gelegen. So ein Hof ist ein Bleibendes im Wechsel, ein Ständiges im Vergehenden; er ist ein Staat, ein Familiengut auch für die Unteren, darin Beschäftigten, so weit es immer möglich; er ist ein Bienenstock am alten Platze; — nur die nicht zu ernährenden Jüngsten müssen endlich ausschwärmen und anderswo Ansiedelung suchen.

In den rasch wechselnden Wohnungen und Behausungen der Stadt giebt es blos Gebieter, „Herr" und „Frau"; hier aber im Standhaftigkeitsvollen, stets sichtlich erzeugenden, fürsorglich schaffenden und nährenden Hofe, ist die Würde der Befehlenden bedeutsam „Vater und Mutter" für Alle unter dem Dache Lebende.

Das Wort Mutter wird der Jugendlichen von dem greisen Knechte ohne weiteres Bedenken, und es kommt nur darauf an, ob er's inniger oder weniger empfindet, je nach der Güte, die ihm zu Teil wird.

So war's auch da. Und drei Jahre waren so vergangen zum Gewohntwerden des Bestehenden.

Die einstmalige bescheidene Dirn war nicht herrisch, vorlaut und überlaut geworden. Sie war stets gedenk, wie gut ihr ein unherrisch Wort beim Dienen gethan. Sie war nur stärker gewachsen, etwas zierlicher im Kleiden als vorher, und der breite Schlüsselbund fehlte der Schlanken, Starken nie an der weißen Schürze. Was und wie die Leute über ihr ganzes Wesen und Sein dachten, das

machte keinen sichtlichen Eindruck auf Steffi, sie verlangte es auch nie zu wissen, sie frug nie darnach. Aber das Ende der drei Jahre hatte seine besondere Bedeutung.

Wie hieß es doch im Testamente?

„Bleibt sie ledig . . . so kann sie nach drei Jahren die Überlehen ablösen . . . heiratet sie, so bleibt Alles fest.“

War sie ledig geblieben, um sich jetzt von jeglicher alter Zusammengehörigkeit und Bürde zu befreien?

So frug im Stillen Mancher. Dem Meier zitterte zuweilen in besonderer Besorgnis das Herz, denn er blieb, immer älter und fühlbar schwächer werdend, gerne. Er faßte das Vertrauen zur Herrin, und sie ließ ihm nie die Anwesenheit ihres Pathen im Hause merklich spüren, es ließ sich leben da. Doch jetzt? Es war die Walmoserin einstmals verschwiegen und es kam anders, als man vermutete. Die Steffi war ein besonders schweigsames Frauenzimmer . . . wer mochte wissen . . .?

Zur Zeit kam der Kornhäuser einmal wieder. Er war sehr selten geworden, und er wußte es wohl: auch nicht bedurft.

Ehrerbietig war er begrüßt von seinem ehemaligen Arbeiter, freudig von Steffi.

„Gott sei Dank!“ rief diese. „Einmal wieder!“

„Recht hast“, sagte der Alte, „daß du Gott sei Dank sagst. Denn ich weiß nicht, zu was ich noch bestimmt bin und aufgehoben. Ich bin dir auch damals auf eine Weil’ beigerufen worden, weil man gemeint, ich werd’ dich nit lang’ geniren.“

„Aber!“ rief Steffi.

„Hätt’s nit gemeint, so alte Täg zu verleben. Und mich g’freut’s, daß ich leben kann, leben mag . . . ja noch tapfer . . . so lang’s halt der Oeberste will und gelten laßt. Aber es kann jedesmal mein Kommen das letzte sein!“

„Denk' nit d'ran!" rief Steffi und nannte ihn dazu „Vater!"

Das Wort vergalt er der Herrin mit dankendem Blick.

„Aber, 'kommen bin ich nit so blos zum Zeitvertreib", sagte der Alte; „hab' noch immer zum Nötigen nit genug Zeit. Ich hab' mit dir zu reden", sagte er in der Stube drin, „und zwar, weißt, wegen . . ."

Sie öffnete die großen grauen Augen weit und meinte einen Namen hören zu sollen.

„Na wegen den drei Jahren!"

Sie schwieg einen Augenblick. „Da denk' wieder ich nit d'ran!" rief sie dann aus. „Meinst du, daß ich Jemand, der irgend ein Recht da hat, und dem ich die geringste Verstörung machen könnt', das anthun werde . . . ich?"

„Ich mein'", sagte der Kornhäuser, „ob's dir nit zuwider . . ."

„Mir? Ist's aber wem Andern zuwider . . .?"

„Meinst, den Bertl?"

„Ja!"

„Dem könnt's am End' nit zuwider sein, denn schau, liebes Kind, dem könnt's gerad' zurecht kommen."

„Wieso?"

„Mir thut's leid, daß ich dir's sagen muß, dem Burschen geht's schlecht."

„Schlecht?" rief sie auf. „Ist er nimmer in deinem Dienst? Entlassen? Streift er herum?

„Nein, gewiß nit. Er ist brav und ich könnt' nit klagen. Noch immer nit. Es ist mir sogar leid um ihn. Schau, hat mir der Bursch vor Monaten einen Wagen voll Klee heimgeführt. Hoch aufgeladen war's und der Wiesbaum hat müssen scharf mit der Ketten gerodelt werden. Er hat's gethan und dieselbe noch mit einem Prügel angespannt, ihn eingedreht zum rechten Verfestigen; und wie er

diesen nach dem Eindrehen der Kette zum letztenmal mit aller Kraft hebt, da bricht das Holz, einen Stumpen hat er in der Hand, der andere Stumpen windet mächtig heraus, schlagt ihm blitzschnell auf die Brust, schlagt ihn schwer mit aller Gewalt wie bei solchem Losdrehen, und seit jener Zeit hat er da . . . ein Etwas . . . er ist krank . . ."

„Krank? Und du meinst . . ."

„Daß er in ein Spital muß, wenigstens in eine lange Pfleg'. Weißt, ich thu' was ich soll und muß . . . aber . . . er hat sein eigen Unterdach . . ."

„Und sein eigen Unterdach kann er jeden Tag haben!"

„Hast du eins schon gestiftet?"

„Gestiftet hat die Walmoserin, gottselig. Und was sie gestiftet, bleibt; ob ich ledig oder verheiratet! Sie hat mir's gut gemeint in ihrer Liebherzigkeit und mir die ganze Befreiung im Hause geben wollen. Aber, wer hier sein Heim gehabt und haben soll und mag, dem wehr' ich's nit ab, dem ist's ganz und eigen, wie mir das meine, es steht ihm, so lang ich leb', offen zu jeder Stund', Tag und Nacht, wenn er's sittig begehrt!"

Sie stand aufrecht und sagte das dem Kornhäuser so fest in's Gesicht hinein, daß er fast die Augen nicht wenden konnte, obwohl er dies gern gethan hätte. Ihre Stirn hatte so etwas Trotziges und ihre Augen hatten doch etwas eigenartig Gutes.

Er zog sich wieder einmal, wie zuweilen, die Lippen und sagte langsam: „Ja, der Bertl hat gemeint, du wirst schon eine Ordnung getroffen haben . . . für anderswo . . . und das wär' ihm am liebsten."

„So?" stieß sie heraus.

„Da im Haus' möcht' er nit . . ."

„Warum?" war ihre rasche Frage.

„Weißt, es ist ihm, daß er dir lästig wird und er mag nit lästig sein, und ich begreif' auch . . ."

„Was?"

„Daß ihm da nit hausig . . . oder, mir scheint auch, er will dir kein Leid anthun, denn seitdem du ihn zu mir gewiesen . . . er ist freilich ein Anderer geworden. Aber weißt, an deiner Stell' thät' ich die Gelegenheit nutzen und eine Ordnung machen."

„Die Ordnung ist gemacht!"

„Wie du willst!" sagte der Kornhäuser und griff nach dem Stocke, der zwischen seinen Füßen lehnte. „Ob's ihm bald schlechter oder besser geh'n wird", sagte er noch, „wer kann's bei einem solchen Uebel wissen! Wann er kommt, wie er kommt, ich weiß es noch nit. Ausgemacht ist daß du bleibst wie du warst, ich mein', Alles so halt'st wie es sein soll und du magst nach deiner Weis'!"

Dann frug er noch Allerlei über die Wirtschaft, redete mit Martin eine Weile, den er von Daheim und den Leuten dort erzählen mußte. Und ehrerbietig ausgeleitet, nahm er wieder seinen Heimweg.

Wie das Alles anders gekommen wär', wenn er die Walmoserin geheiratet? Was aus all' den Leuten geworden und wie sie geworden? dachte er. Und er selbst und die Seinen?

Das war ein wirres Durcheinander von Grübeleien, bis er sich sagte: „Ja, darum ist all' unser Verstand zu schwach und darum nur Einer!" . . .

Dann blickte er zum Himmel, es fiel ihm das Wetter ein und er eilte, um heimzukommen.

Aber beim Wirte auf der Straße draußen hielt er doch an und konnte nicht weiter, denn er wollte ein Bischen was von dem Gerede der Leute über den Hof da hören.

VIII.

Heimgekommen.

Nach acht Tagen, in der Stunde der sinkenden Sonne, war ein Wägelchen vor dem Walmoser-Hause und darauf, nebst dem Kutscher, ein Mensch in dicken Loden gehüllt und mit einem schweren Wolltuch um den Hals, trotzdem es gar nicht kühl war. Er lag wehr als er saß, zur Seite gestützt, und die Augen und das Gesicht konnte man unter dem Krempenhute kaum sehen.

Als der Martin, der den kutschirenden Knecht kannte, hinzuging und wenige Worte wechselte und die Krempe des Hutes hob, war's der Bertl, der da fahl und krank angefahren gekommen.

Die ledige Hausmutter, Steffi, eilte bald herbei. Es zuckte ihr durch's Herz und alle Glieder, als sie den Angekommenen sah. Sie ließ nicht das Geringste des Erschüttertseins merken.

„Flink!" rief sie in's Haus. „Der Moar und der Göd und Alle helft!"

„Halt!" rief sie bald wieder. „Nehmt den großen Lehnstuhl von meiner Stuben und setzt den Kranken hinein, und so tragt ihr den Bertl in seine Stube . . . er muß wol gleich in's Bett. Und laßt den Stuhl dort."

Der Knecht des Kornhäuser kam noch höflich zu ihr heran und gab ein Geldbeutelchen, indem er sagte: „Da ist dem Bertl sein' Baarschaft, wenn er was brauchen sollt', für alle Fälle."

„So! Sag' dem Kornhäuser . . . sag' ihm schön' Gruß. Er ist des Bertl's Herr, er soll's behalten, er hat's zu verrechnen, wenn die rechte Zeit ist. Da haus' ich ohne fremd's Geld!"

„Und du fahrst ja vor dem Postboten vorbei", sagte

sie ihm, als er noch verblüfft stand. „Sag' ihm, er soll morgen in aller Früh' den Arzt da herbei schicken, in aller Früh', für mich!"

Was es da noch Alles zu thun gab! In einem solchen Hause und in jedem guten erhält der Bote sein Labsal und das Pferd auch. Auf dem Herde prasselte das erloschene Feuer. Die Mägde hatten Bereitung für Gesund' und Krank'.

Der Meier holte sich eine Glühkohle für seine Pfeife. Seine Augen gingen überall, er lauschte, er wollte hören.

Er sah nichts Seltsames. Steffi war überall, nur nicht in des Kranken Stube; aber was für ihn zu thun war, ordnete sie, und sie war so rasch, so ruhig wie je.

„Seltsam's Dirnl, die Jungfer, Frau Mutter!" sagte er sich.

Der Arzt war richtig in aller Frühe da.

Er war wol zuvor unterrichtet, wer der Kranke; aber er dachte, da mußt du rasch kommen, um gefällig zu sein, denn man will in einem solchen Hause den unter Umständen doppelt lästigen Kranken los sein, und du wirst ihm den Spitalzettel schreiben.

Steffi ließ vorerst, ohne ein Wort mit dem Helfer für Leidende zu sprechen, ihn nach der Stube des Bedürftigen weisen. Und hier untersuchte er, frug er lange und genau.

Endlich kam er wieder in den Hof zurück und da stand Steffi an der Hausthür und lud ihn zum Eintreten ein.

Sie ließ nicht erst viel unnütze Fragen an sich richten, sondern sagte gleich kurzweg: „Nun, wie steht's mit dem Bertl?"

„Hm!" sagte der Arzt mit lauerndem Blick. „Es kann sein, es kann auch nit sein!"

„Wie ist das gemeint, Herr Doktor?"

„Er kann lang' leben . . .“

„Das soll er!“

Das war so fest gesagt, daß der Arzt schier einen erschrockenen Blick aufzucken ließ.

„Er kann sterben . . .“

„Sterben? Hm, so jung!“

„Und Beides, das Sterben oder das längere Leben, oder besser . . . will ich sagen schlechter . . . Kranksein ist für ein Haus . . .“ Sein Blick suchte im Gesichte Steffi's.

„. . . Eine Sach', die sein muß, so oder so! Der Herr denkt doch nicht an ein Spital?“ Sie hatte ihm das Wort erratend weggenommen und es war heraus.

Er hatte kaum Zeit, auf ihre Worte seine Neugier zu spannen, denn sie fuhr noch, ehe er stumm genickt, heraus: „Hat's nit nötig! Mir kommt's nit hart, zu zahlen, was sein muß, und dafür bin ich Gott sei Dank da!“

„O!“ . . . sagte der Arzt, sich ehrerbietig verneigend, „wer's leiden mag . . .“

„Mein lieber Doktor“, sagte Steffi gefaßt, „leid't mich die Welt in dem Haus da, so werd' ich doch Eins, das vor mir da gewesen, auch erleiden können!“

Das war so schlicht, so fest gesagt, daß der Arzt über diesen einfachen Verstand, über diese helle Erklärung schier verblüfft, erstaunt war. Doch hatte dieselbe ja nur das Natürlichste an sich. Aber gerade dies ist in der verunstalteten Welt das Seltsamste.

„Wie die Hausfrau meint!“ sagte er sanft. Und es kam ihm kein Nebengedanke über Interesse oder Liebe, denn die beiden Leute waren sich ja einerseits feind, beiderseits ferne gewesen, und nur das reinste Menschenwohlwollen konnte da wirken.

„Und also . . . was ist's denn eigentlich?“ frug Steffi wieder.

„Weißt . . . wissen Sie . . . weiß die junge Bäuerin . . . von dem gewaltigen Schlag auf der linken Seite kann etwas an der Rippe gesplittert, gerissen sein . . . jedenfalls Beinhautentzündung . . . es hat sich ein Exsudat, eine Ausschwitzung, vielleicht auch innerliche Eiterung gebildet, und das ganze Gebeule ist nächst dem Herzen . . . es kann also nach außen . . . es kann nach innen . . . es kann ein langsamer Tod, auch ein rascher . . . es kann ein Nachundnachgesunden . . . ein Aufsaugen . . . es gibt viele Wege . . .“

„Und Mittel! Also, laß der Herr kein Mittel unversucht, und wir wollen auf Den vertrauen, der Alles besser ausrichtet, denn ich weiß, gegen den Tod ist kein Kräutl' gewachsen, Herr Doktor!“

Dieser sah auf und wieder nieder. Die Worte hat es ihm völlig verschlagen. Er fand nicht viel zu sagen und dachte nur: Da hat einmal das blinde Glück die Augen offen gehabt. Sapperment, das ist ein rechtschaffen Weib, die Dirn! Wenn ich ein Lediger wär' . . . und heiraten mag sie nit!

Das Haus könnte man eigentlich das kuriose Haus nennen! Mir kann's recht sein, sann der Arzt weiter, als er schon auf seinem Wägelchen saß und die Straße wieder befuhr; ja, recht sein, wenn sie bezahlt, mehr als ich geglaubt. Und zu erzählen hab' ich etwas ringsum, man wird staunen!

Der Arzt hatte über das Leiden des Bertl nicht zu viel gesagt und geradezu auch nicht ungenaue Auskunft gegeben.

Es war so selbstverständlich, was nach dem Geschehenen sich zeigte, daß nur offenbar blieb, der arme Betroffene leide und leide schwer. Abgezehrt war er, kraftlos, blaß, die Augen funkelten und vielleicht noch stärker, als zur Zeit, in welcher er da gesund gewesen.

Alles kam ihm in den Sinn, was vormals mit ihm hier vorgegangen, oder was er selbst da gethan. Manches Vergessene aus der Jugendzeit stieg wieder vor ihm auf und lächelte ihn an, manches Böse grinste ihm mehr entgegen, als er je geahnt hätte. Er hatte sich da auch vormals mutwilligerweise krank gestellt. — Einsamkeit macht Einkehr!

Und an Tagen, in denen es ihm besser ging, als in solchen, in welchen gerade das Liegen schwer auf sein Herz drückte, saß er in dem Lehnstuhle, in demselben, in welchem die Walmoserin ihre Leid- und Ruhetage zugebracht.

Da gab's ein Sinniren.

Wie gut Steffi war! Ihm mangelte es an nichts. Den Meier wollte sie aus der Nebenstube entfernen, falls er sich wie früher nicht gut vertragen thäte.

Aber dieser sagte: „Beilei', tausendmal nein! Sehe ich doch, wie gut du bist, Jungfer Mutter, bei Einem, wo du nit mußt; und ich denk' mir, wenn mich ein Leid trifft, wirst mich auch nit und noch weniger verlassen, und so pflegen; gelt' dir's tausendmal Gott, jetzt bin ich der Krankenpfleger Bertl's selbst bei Nacht, wenn's not thut, und darfst dich nit sorgen, es ist Alles in der schönsten Ordnung, Jungfer Mutter!“

Mit dem Bertl redete er noch manchesmal bis spät in die Nacht, wenn der Schlaf nicht kommen wollte, und Beiden stand es vor Sinnen, wie sie doch einst gerauft und sich schier erschlagen hätten.

Sie redeten einmal darüber, sie konnten sich's kaum glauben. Und doch war es so. Es tauchte ja ganz deutlich vor Bertl auch die Hand auf, die Beide rettete und auseinanderwies, die blutige Hand Steffi's!

Hatte er etwas vergolten? That er während der Jahre etwas, um das zu verdienen, was sie ihm jetzt zu Teil werden ließ? Und nach Amerika hat er gewollt.

Nie wieder hätte er das Heim und die alten Gesichter gesehen. Wenn er dort verkommen, in Not und Leid geraten wäre, wo thäte die Hand denn sein, die ihm so Liebes erwiese, der Mund, der zugleich zu ihm spräch' in seiner Muttersprach'? Daß für ihn all' die Thüren, Augen und Herzen offen; nur die Steffi war die Ursach'. Und er hatte ihr den Strohkranz auf das Haupt gesetzt . . .!

Wenn er jetzt auf hartem nackten Stroh läge, er müßte es leiden und es geschehe ihm recht! — Er hätte sich nun in Zerknirschung aus seinem eigenen Bettstroh einen Kranz drehen und auf's Haupt drücken mögen, zur Buße. Aber das wäre eine zum Lachen erregende, nutzlose Selbstpein.

Wenn er sich einen Strohkranz aufsetzen thäte, was da bedeutet: fort damit, zu verkaufen für Jedermann; wer würde einen roten Kupferkreuzer für ihn geben? — Und wer möchte für Steffi unter dem Strohkranz nicht doch einen schönen, sogar hohen Kaufpreis bieten, in allen Ehren?

Da kam's ihm trübe auch zu Sinn . . . wie würde es denn sein, wenn sie einen Junggesellen von da hinaustrügen vom Stroh auf die letzte Heimatsstätte, den Ortsfriedhof . . . werden sie ihm da Blumen, einen Kranz widmen, ihm, dem einstigen Kranzspender?

Ihm vielleicht gerade deswegen nicht! — Da gab's in seinem Innern noch einen besonderen Punkt. —

Er ließ eines Tages die Hausfrau durch den Meier inständig bitten, er schärfte ihm ein, die besten, sanftesten Worte dafür zu gebrauchen, die er nur habe, daß sie, die Steffi, ihm, den Bertl, wenn er stirbt, einen Kranz soll in den Sarg legen mit eigener Hand! Es werde selbst sein totes Herz noch erleichtern!

Der Meier brachte es richtig vor.

„Wenn's sein muß," sagte sie, „soll er ihn haben! Aber ich glaub's nit, und will's nit glauben!" — Dabei hielt sie inne. „Weißt du was?" sagte sie wieder, „bring' ihm noch keine Antwort. Wart' eine Weil' . . . eine Stund' . . . komm' dann wieder!"

Der Meier, schon gewohnt sich zu fügen, in der Voraussetzung, es könne nur zum Guten gemeint sein, war neugierig auf ihren Beschluß und kam pünktlich zur Stube.

Da lag ein wunderschöner frischer Kranz auf dem Tisch.

„So, da nimm!" sagte sie zu dem Erstaunten. „Ich laß' den Bertl grüßen und ihm sagen, so thät' der Kranz sicher ausschauen und noch schöner auch! Er soll ihn aber lebendigerweis' haben!"

Dem Meier verschlug's die Rede. So klug und wortgeschärft war er nicht, um hierauf eine Antwort zu finden.

Er nahm stumm, mit unruhig irrenden Blicken, den Blumenkranz und ging.

In der Stube schrie der Bursch vor Freud und Leid auf, als er den Kranz bekam.

Er sah ein, wie groß Steffi vor ihm stand, wie edel vor ihm, der ihr den Strohkranz aufgesetzt. Und in aller Freude pochte es ihm wieder in's Gehirn und auf's bedrückte Herz, daß eigentlich sie fein an ihm gerächt sei, denn sie gab Blumen für Stroh . . . und er hatte kein Verdienst daran!

Es hob ihn bei dem Aufschrei schier empor, er griff sich an die Brust, als wollte daselbst etwas zerspringen oder wäre gerissen. Er hielt krampfhaft die Hand an der bösen Stelle.

Dann zerdrückte er schier den Kranz zwischen den Händen, preßte ihn an sich und wies ihn wieder wie

schreckhaft von sich; dann bat er: „Trag' ihn wieder zurück, trag' ihn wieder zu ihr und bitt', sie soll ihn nehmen . . . ich kann nicht kommen . . . ich möcht' ihr ihn wieder selbst aufsetzen."

Der Meier ging, aber kam nicht bald zurück, die Hausfrau lehnte ihn stolz ab und sagte: „Ich nehm' keinen Kranz wieder, den ich verschenkt hab'!"

IX.

Blumen im Schnee.

Zur Winterszeit war's undFaschingszeit dazu. Hoch aufgeschüttet lag der Schnee draußen, in diesem Jahre fiel er reichlicher als je, und dem Landmann ist er nie zu viel auf der Erde, nur manchesmal auf den Bäumen. Er ist die gleichmäßigste, schönste Kräftigung des Bodens und üppig schießt Alles aus dem locker geworden Grunde nach ihm empor, sobald die Sonne wieder aus den Wolken dringt.

Aber der Schnee macht noch besondere Freuden im Wald, denn darauf gleiten die schwersten, lange gefällt gelegenen Baumblöcke nach einigem Gezogenwerden so leicht über weite Grundstrecken, als hätten sie selbst im Innern eine Maschine zum Vorwärtseilen. Und der Bauer holt seine Schlitten und die hellklingenden Schellen für die Pferde hervor und es wird eigenthümlich lebendig in der nun stiller sich zeigenden Natur.

Das Schlittenfahren hat seine besonderen Freuden, schon wegen der Zeit, die man ihm widmen kann, wegen der Schnelligkeit, mit welcher man dahinsaust, mit der das Pferd seine Laufkraft endlich stolzer als je zeigen mag, da es kaum die Last des Ziehens spürt. Und zu

dem Schellenklingeln gesellt sich das „Goaßeln,“ das Geißelknallen, das wie Kanonenschüsse aushallt, wenn es Einer recht versteht und das er stolzprächtig zeigen und hören lassen kann, vom zierlichen, mit bunten Farben umgebenen Schlittensitze.

Und im Lande kommt es nicht wenig vor, daß sich ganze Dörfer Besuch abstatten, im lustigen Fasching und zu Schlitten. Die Schneebahn ist gefügiger noch als die Eisenbahn und man ist herrisch darauf.

Das hatte der Kornhäuser veranlaßt, daß sein Dorf Siring sich nach Heimbuchen, also in jenes begab, wo das Walmoserhaus stand. „Sapperment,“ sagte er, „jetzt bin ich so alt und gerade im Mittfasching geboren, und da soll ich's noch immer nit erleben, daß sich für die Walmoser-Steffi ein Mann findet? Meine Enigl (Enkel) sind lauter Weibsleut' und noch dazu in der Stadt; sonst, wenn ich einen Buben hätt', sapperment, er müßt' mir mit Stolz und Ehr' dran! Wüßt' mir keine Bessere! Und Buben, seid's munter, machen wir heuer wieder einmal eine Schlittenfahrt. Machen wir sie diesmal nach Heinbuchen hinüber. Schauts euch Alle die Mädl drüben und besonders die Steffi-Jungfer-Bäuerin an. Gefallt sie Einem und er ist Wer und hat was, so kann's ja werden. Endlich amal, daß ich's doch noch erleb'. Es soll und muß zuletzt sein, ich will Alles dafür thun. Und gefallt ihr vielleicht Einer, bandelt sie an, so kann sie's ja thun, auch wenn er nichts hat, denn sie braucht nix und hat ihre Wirtschaft.

Buben, seids munter
Und rührts enk vom Fleck,
A rechter, der nimmt gleih
Ein' Andern 's Dirnl weg!

„Haha!“ rief er auf, „die Alten müssen euch die

Lustigkeit zeigen. Ja, wie ich jung war! Aber weiß ich, ob ich noch einen Fasching erleb'? Und der Most ist geraten und der Faschingsschnee; auf, machen wir ein Goaßlfahren hinüber! Und den Bertl, mein' Knecht, seht ihr auch wieder, er ist schier gesund und er soll mit heim zu mir, ich brauch' ihn wohl! Das geht Alles in Einem! Also?"

Die Alten und die Burschen berieten. Zur Lustigkeit fordern, hat immer mehr Erfolg als zum Geben oder gar zur Traurigkeit; und so ward gar nicht lange überlegt, es galt für nächsten Faschingssonntag auszurüsten und an demselben hinüberzufahren, den hübsch weiten Weg.

Dem Wirt ward's vorerst gesagt, daß er sicher sorge für einen guten Trunk und 'was Rechtschaffenes zum Verbeißen. Und daß er nit vergesse; die Schellen thun's allein nit für den Fasching, eine Musik soll da sein und fröhlich soll getanzt werden!

Es soll eingeladen werden für die Siringdorfer, und die Heinbuchner müßten Alle kommen. Daß die Walmoser-Stefferl kommen werde, das setze er sicher voraus, denn er, der Kornhäuser, ist der Bittelmann im Schnee für die Faschinglustigkeit, und da bleibt vom Walmoserhaus Niemand daheim, darauf verlasse er sich wohl. Krapfen und Guglhupf mag Jedes mitbringen, so viel es nur will!

Die freudige Botschaft ging rasch von Haus zu Haus, von Mund zu Mund, Fasching war's und genehm lustige Zeit. Also ein Sonntag sollt's sein, wie er schon lange nicht gewesen, und manches Dirnl machte besondere Zurüstungen, nicht ohne außergewöhnliches Herzklopfen, denn auf jedem Tanzboden ist jedes Dirnl wie auf dem Kriegsplatz und Kriegszug; wer weiß was sich da ereignen kann, daß man hoch auf avancirt? Getreue

Verliebte, nun, die sind schon im Voraus eine Ausnahme und gehören zum gefestigten Generalstab.

Also, es sprach sich herum und war frohe Botschoft,

Das wäre so leicht, ohne Ausnahme gesagt, gäb' es nicht auch Eifersüchtige und Verdachtschöpfende und Lauernde. Hm, Einer oder der Andere hatte seine Bedenken, vorerst stille oder leise hingeworfene, bei aller Freude hieß es also auch „auf der Paß sein".

Und von Weitem hörte man es endlich Nachmittags durch die Stille der Schneelandschaft knallen. Waren's Schüsse, waren es nur die schallenden Schläge der Goaßeln? Von den eingeschneiten Waldbäumen, den tiefgrünen Tannen, zur Seite, fiel nur manchmal der Schnee nieder, wie losgelöst durch die Lufterschütterung, und die kreisenden Dohlen erhoben ein Gekreisch und Geschwätz unter sich, als hätten sie sich gegenseitig zu erzählen, was sie schon von weitaus über Thurmhöhe sähen, wovon noch kein Mensch im Dorfe weiß.

Die Musikanten, vier Mann, mit rastlos bearbeiteten Klanglärmwerkzeugen, eilten hinaus, um voran das Ihre beizutragen zum pompösen Empfang und „Aufwichsen" der ganzen außerordentlichen Herrlichkeit.

Jauchzen und Schreien und Knallen hallten endlich von der Landstraße daher und die Heimischen ließen es nicht an Lärm fehlen, welcher den angestrengten musikalischen noch weit übertraf.

Zu Haufen, sagen wir zu einer ansehnlichen Gemeinschaft, waren sie da versammelt, die Heimischen, die Heinbuchner, und es drängten sich fast Jung und Alt, Burschen und Dirnl, um die kommende Herrlichkeit, Freundschaft und Neulinge zu sehen.

Der Kornhäuser war von Allen gekannt. Er schälte sich aus einem alten Wolfspelzgehäuse los und stand da mit seinen krumm gewordenen Knien, seinen schneeweißen

glitzernden hängenden Haaren, und über den schmalen Wangen aus den Augen lachend, als hätte er heute sein, einzig sein, Jubelfest. Und im Grunde war er ja der Veranlasser, der geistige Führer und ihm ward der erste Trunk aus dem großen Humpen sogleich da auf der Straße gereicht.

Alles eilte allmälig in die Stube. Man erkannte sich, man rief sich beim Namen an, sah erstaunt Diesen oder Jenen, und Unbekannte gaben rings ihre „Grüß-gott-Rufe“ aus, wie eine aufklingende Münze zum Fangen oder Wechseln, viele kleine Münzen machten dann doch auch dasselbe.

Und drinnen war die große Stube sogar besonders geziert. Der Wirt wollte sich zeigen. Tannenreisig war vom Wald geholt worden, grüne Gewinde zogen sich rings dahin und dazwischen hingen grüne Kränze. Diese zeigten sich sogar mit roten und rosigen und weißen Papierblumen geziert, obenan an der Mittelwand war sogar eine grüne Krone befestigt und weiße Schneerosen waren vom Wald geholt, bunte Hyacinthen, die der Wirt selbst züchtete, prangten darin, daß es gar stolz und aufmunternd aussah.

Und unter den Heimischen fehlte, gleich mancher hübschen, hervorleuchtenden oder frischen Dirn, auch jungen Frau, richtig die ledige Walmoser-Bäuerin nicht. Sie war da, schlicht und doch nett, mit ihrem bunten Tüchlein und ihrer Halskette herausgeputzt, und ihr tief nußbraunes Haar glänzte, ihr Mieder war nicht mehr so dünn, das heißt so leicht zu umspannen wie einst und sie lachte mit hellen Zähnen den Kornhäuser an.

Er nahm ihre beiden Hände und hielt die Stefferl gerade gegenüber vor sich hin, daß er sie ganz und gar übersehen konnte. Schön war sie nicht, aber schmuck.

„Ein tüchtig Weib wärst, Jungfer Bäuerin!“ sagte

er zu ihr. „Siehst, um ein fünfzig Jahr bist zu spät auf die Welt gekommen! Sonst . . . wir Zwei! Aber weißt, einen Tanz machen wir heute doch noch mitsammen, und es wird schon gehen, es muß gehen!“

Und nun rief er: „Da geht her, Toni und Peppi und Seppi und Rudl und Franzl und wie ihr heißt, seht euch mein Herzenskind an . . . Wer mir Haus und Hof dafür gibt, der soll's haben!“

„Halt ein Wenigl, Vater“ sagte sie lachend, „ich bin ja schon großjährig, mich mußt auch voreh' fragen!“

„Wohl, wohl,“ sagte er, „hast Recht, das will ich schon dazu!“

Und da kam Einer, ein hübscher, baumhoher Bursch mit gelbledernen Hosen und einem kaiserblauen Kurzrock heran und einen schneeweißen Kragen über das rothe Halstuch umgeschlagen, daß gar nichts an ihm auszusetzen war, und reichte ihr helläugig dreinsehend sein Glas.

Sie trank bescheiden und dankte so.

Ein Anderer hob ihr's entgegen und da die Musik spielte, sang er:

Mein Herz is' ein Taubenschlag
Da fliegt's aus und fliegt ein;
Und wenn a Schaar fliegen mag,
Die Eine bleibt drein!

Die Musik stimmte die Melodie recht fein sorglich dazu und ließ es nachsprudeln, nachwirbeln und nachjauchzen aus ihren Instrumenten.

Mittlerweile war der Bertl zum Kornhäuser getreten. „Was tausig! Kruzimuzimäuserl, du auch schon so fest da!“ rief der Kornhäuser. „Das is' recht und gescheid! Zusammengeräumt hat's dich, die lange Zeit, freilich, aber die Augen gehen frisch und du stehst gerad aufrecht. Das laß' ich mir gefallen! Und nun sag' mir All's.“

Da erzählte der Bertl, daß er eines Tages, es war so eine seltsame Geschicht' . . . und er habe gerad' geglaubt, er müßt für's Sterben vorsorgen . . . ihm so einen rechten Rucker und Drucker auf's Herz gegeben, und von jener Zeit ab war's, als wäre innen etwas vorgegangen und hätte sich gewendet oder gelöst, kurz, von da ab ist ihm leichter und besser geworden, er habe Schlaf bekommen und immer mehr Essenslust, und schmieren und salben thut er auch, und so geht's . . .

„Ja, Schmieren und Salben, hilft allenthalben!" rief der Kornhäuser fröhlich auf. „Seh', schmier' deine Kehle!" Er reichte ihm Trunk. „Und hast du deine Schuh schon recht geschmiert, so magst auch zum Tanz angehen!"

Da schüttelte Bertl leise den Kopf. Aber dem Glase that er besten Bescheid zur Freude des Alten.

Und es wurde wieder gesungen, aus dem dichten Kreise der bunten Menge heraus:

Und thalauf und thalab
Sind die saftigsten Gründ',
Und ih such' die schön Dirnl,
Wo ih ein's find!

„Hoho!" rief es, „wie meinst? Hast ein's schon da gefunden, hast kein's gefunden, oder nimmst du's nur wo du's find'st?" Das war ein Heimischer, der so aufbegehrend frug.

„Nur keine Spintisirereien!" rief der große starke Rundkopf, der Rudl, mit der gelben Ledernen:

Wann's nur a Dirnl
Mit mir thät' grad' wagen —
Ih möcht's ja so gern
Auf Händen umtragen!

„Das laß' ich mir gefallen!" rief wieder Einer auf, ein Heimischer. „Aber magst suchen!"

Da stellte sich ein kleiner, draller und rotwangiger Bursch gerad der Steffl gegenüber und sang:

Ih bin klein, ih bin gestatzt,
Mich hat's dunket z'samtratzt,
Aber im Innern da drein,
Schlagt a Herzl gar fein!

„So, so, wer's probiren mag!" rief eine Stimme aus der Menge, sie wird wol auch einem Heimischen angehört haben.

Der Bertl saß in einem Winkel hinter dem Kornhäuser, in bescheidener Entfernung von der Steffi-Bäuerin, da sie zusammen an dem Haupt- und Ehrentische waren, und er sah und hörte, er kannte ja die Einzelnen besser als jeder Andere.

Der Rudl trat jetzt gerade in die Mitte vor und stellte sich, daß er frei, auch besonders von Steffi gesehen werden konnte:

Jetzt, Musikanten, machts auf
Mit der Zither, mit der Geigen!
Ih will enk amal
A sakrisch Tanzen da zeigen!

Und schauts nur a mal her
Und schauts nur a mal an,
Weil ih die säuberste
Tänzerin da han!

Er schnalzte und wiegte sich abwechselnd auf dem einen und andern Fuße, tanzfordernd zu Steffi so hin; sie stand auf, er konnte sie bald in seinem Arm halten, und das Paar machte seine Runde und seine Figuren, daß es eine Pracht war!

Und es weideten sich manche Augen, aber es neideten auch. Man konnte eine Stimmung bemerken, welche nicht die allseits fröhlichste war; ein sorglicher Beobachter hätte gesehen, daß da und dort gemunkelt, heimlich ge-

plaudert wurde, und wenn's ein allgemein nützlich und fröhlich Wort gewesen wäre, so hätte man's ja laut sagen können.

Aber ein erst still verhaltener oder nur leise von Mund zu Mund gehender Einwand gewann nun an Stärke. Die Heinbucher sahen, daß die Siringdorfer sich da geberdeten, als wären sie die Herren im Hause. Vom Gastrecht machten sie den weitesten Gebrauch und Mädchen nach Mädchen nahmen sie in den Arm zum Tanz, ohne Rücksicht auf die Bursche, als wäre das ihr eigen Fest und wären alle Andern nur zum Zuschauen oder aus Gnade da.

Man bemerkte auch sehr wohl, wie das Werben sich besonders um die Jungfer-Bäuerin, um die Walmoser-Steffi drehete, und es ärgerte so Manchen still, daß dieses Dorf den Vorrang verlieren und etwa die begehrenswerte Hausfrau von einem andern Dorfe besiegt oder heimgeführt werden sollte.

Echtes, rechtes Dorf-Heimrecht ist keine so leichte Sache; jeder nicht im Dorf Geborene, und wäre er vom nächsten, bleibt lange nach seiner Sessigkeit noch ein „Fremdling", oder „Fremder."

Es ist schon vorgekommen, daß Dörfer förmlich in einem Krieg gegen einander lagen, wegen Wegfangen und Wegführen der begehrenswerten, heiratsfähigen Dirnl. Und ein solcher Krieg fing beinahe an, nicht von Dorf zu Dorf, aber in dieser Versammlung zwischen den Parteien aufzulodern.

Hie und da verweigerte eine Dirn bereits das Tanzen, oder ihr Bursche duldete es nicht und sagte vorerst, sie sei schon zu müd und müßt ein Weilchen rasten. Und endlich wurde es murriger und murriger.

Die Steffi, so müde sie war, schlug Keinem die Aufforderung ab und that zur Ehre das Beste.

Jedoch im Hintergrunde, an einem der letzten Tische, da nahm ein heimischer Bursche das Glas des kleinen Dicken und trank daraus. Dieser sah still zur Seite dahin, prüfend ob das ein Irrtum, und zog das abgesetzte Glas wieder näher zu sich. Der Erste griff aber bald nochmals nach dem Glas und trank wieder.

„Ho!“ sagte der Gestatzte, röter werdend, „seit wann zehren wir aus einer Tasche!“

„Ist die deine so notig; ich zahl’ eine Maaß für deinen Schluck!“

„Die Gimpel aus Einer Lacke und die Schwein’ aus Einem Nursch!“

Die Beleidigung war heraußen.

„Und die Siringdorfer auf Einem Dunger!“ war die allgröbste Antwort.

„Siringdorfer herbei!“ schrie der Kurze, G’statzte, und im Nu stockte der Tanz. Ein Vorstürzen und ein Zusammenlaufen, ein Ballen der Leute und ein Schreien gab’s, daß man kein Wort mehr verstand.

Die Musikanten müheten sich die Tanzweise fortzusetzen, sie kannten die Art und Weise des Raufens, es durfte ihrerseits nicht die lustige Musik unterbrochen werden, nur so war ein Wiederordnen und entsprechendes Einigen möglich.

Aber der Lärm wurde immer wüster. Die Worte waren unverständlich.

Der alte Kornhäuser gebot mit funkelnden Augen und so laut wie möglich, von seinem Platze neben Steffi, vergeblich Ruhe. Er wußte, seinen Leib dürfe er nicht in den Knäuel hineinwerfen; ein unversehen Gedränge, ein Stoß genügete, und der greise Körper könnte für immer seinen Teil haben.

„Still! Ruhig!“ Und weit Gröberes für Ruhe war zu hören, wirr durcheinander.

Da hob sich die Stimme des Burschen, welcher den Unfrieden mittels des Glases absichtlich begonnen, aus Allen heraus: „Da kommen sie daher, die Fremdling', die Siringdorfer und glauben, sie sind Herren! Weil sie zuhaus kein ordentliches Dirnl haben, wollen s' die unsern wegschnappen!"

„Ho!" rief der kleine Siringdorfer. „Hört! Ja, wir sind die Herren und was uns g'freut, thun wir, dazu sind wir da! Halloh!"

„Die Fremdling' hinaus!" schrie es schon aus der Meisten Munde.

„Siringdorfer, her da, Alle!" rief der große Rudl, und sie schaarten sich, umringten den kleinen Seph, und der Rudl hob ihn. Ein anderer Siringdorfer Bursch merkte das sogleich und sie hoben vereint den Seph auf die Schultern empor und hielten ihn trutzhaft umrungen.

„Ihr Heinbuchner!" schrie der Kleine jetzt keck in Aller Namen da droben. „Ihr glaubt, Ihr habt die schön' Madl, und die besseren; die unserigen zuhaus sein's noch zehntausendmal mehr.

Jetzt sing ih und sag' ih
Freiaus und enk trutzend,
Von enkern Allen
Gehn dreizehn auf ein Dutzend!"

Das Letzte kreischte er gewaltsam durch den Lärm.

Jetzt ging das Balgen los, der Kleine verschwand mitten in den Seinen, und Alle hatten sie die Pflicht der Ehre, auch der große Rudl mit ihnen, sich, das Dorf gemeinsam zu verteidigen, ohne weiteres Bedenken.

Der Kornhäuser schrie von seinem Platze: „Ruh'! bei mein' grauen Kopf . . . für mich . . . Ruhe!"

Der Wirt warf sich hinzu, und einen Augenblick stockte der Knäuel, von diesem grellen Anrufe des Greises bewältigt.

Da sprang der Bertl auf, empor zum Stuhl nächst Steffi, und rief: „Musikanten, Tusch!"

Er griff empor nach dem großen Blumenkranze an der Wand, hielt ihn über dem Kopfe Steffi's, die bebend stand und er rief: „Eine Bessere habt Ihr nit und gibt's nit in der ganzen Welt! Musikanten, Tusch und dreimal Tusch!"

Die Musikanten schmetterten wahrhaftig drein und das seltsam Anzusehende hielt die Augen so gefesselt, wie die Stimmen, es stockte der Lärm, die Bewegung.

„Recht hast! Und tausendmal Recht!" rief der Kornhäuser. „Du Bertl weißt's am besten, ihr gebührt der Preiskranz, die Krone aller Jungfern!"

Das ganze heimische Dorf lärmte jubelnd.

Steffi stand mit wogendem Busen, mit flammenden Augen. Das war so rasch, so sinnverwirrend, so unvermutet gekommen, wie einst der Strohkranz.

Auch damals hatte sie nicht gleich Wort und es stockte in ihrer Brust. Sie legte die Hände daran.

Sie sah empor . . . es war Bertl, der sie krönte, wie damals, krönte jetzt vor Aller Augen und trotz Gefahr, mit Kranz und Krone. Ihr Auge wurde recht feucht.

Die Musik benützte die Gelegenheit und spielte fort.

Der Kornhäuser trat jetzt mitten in die Stube, wo der Platz frei war!

„Burschen, Manner!" sagte er. „Zwischen Siringdorf und Heinbuchen hat's nie Feindschaft gegeben, so lang' ich Alter denk'. Seid gescheit. Wir wollen jetzt scheiden in Ruh und Frieden. Machts uns keine Schand' und wir geben Allen die Ehr' . . . aus ist's und vorbei ist's . . . wer jetzt keinen Fried' halt', hat's mit der Gemeinschaft zu thun!"

„Zurück!" rief er, als es sich im Hintergrund rührte, „die Siringdorfer auf der einen und die Heinbucher auf

der andern Seite! Wirt, deine Rechnung ist beglichen und hast von mir zu fordern!"

Der Kornhäuser hatte seinen Stock zur Hand und hob ihn.

Die Siringdorfer folgten seinen Befehlen.

Es waren wahrhaftig bald zwei Teile gebildet von den streitenden Parteien, Mädchen schmiegten sich ängstlich an ihre Bursche oder Alten. In der Mitte war nächst der Wand der Tisch frei, an welchem die Honorigsten gesessen hatten, und vor Steffi stand jetzt der frische duftige Ehrenschmuck.

„Da!" rief der Kornhäuser und warf den Musikanten ein großes Silberstück zu. „Den Ausmarsch! Meinen versprochenen Ehrentanz werd' ich mir noch zu holen wissen!"

Die Musikanten spielten den Marsch fest darauf los.

Die Siringdorfer verließen hinter ihrem greisen Führer den Platz.

Mit rasender Eile ward angeschirrt, klirrten die Schellen . . . es knallten die Geißeln und dahinsausten die Schlitten in der Nacht.

Die Sterne aus hellem Himmel blinzelten auf Heinbuchen und die Musikanten, welche, die Einzigen im Freien, bliesen, bis es nach ihrer erfahrenen Meinung langaus genug war.

X.

Der Alte will justament tanzen.

Sollte denn nun erst, nach dem Abschlagen des überrumpelnden Sturmes, ein Krieg der Feindlichen folgen?

Stille lag wieder über den Dörfern, nach dem aufregungsvollen Zuge und Begebnisse.

Jeder Teil hatte seine wichtige Menge des zu Beredenden. Drüben waren die Mädchen und Weiber stolz auf das über ihre Vertheidigung Gehörte und mancher süße Lohn erfolgte auf die erzählenden Lippen. Der kleine Gestatzte war sogar ein Held und trug stolz seine Hahnfeder.

Herüben war man einig, daß die ganze Sache nicht sinniger und besser hätte beendet werden können; es war der Einfall Bertl's ein prächtiger, schier dankenswerter.

Man erinnerte sich wol auch, daß freilich der Bertl besondere Ursache hatte, auf derlei zu sinnen. Und zu allem in letzter Zeit Vorgekommenen tauchte auch das Gedenken auf, wie einst derselbe der armen Stefferl den Strohkranz auf das gedemütigte Haupt gesetzt.

Jetzt war's gut! lautete die gemeinsame Stimme. Und wie Alle in der plötzlichen Aufregung jenes Abends gejubelt, so waren sie auch nach stiller Überlegung erfreut, daß die kreuzbrave, überall wohlthätige, helfende, musterhafte Jungfer-Bäuerin förmlich ein Ehrenfest hatte vor Vielen, sogar Fremden, neben Heimischen.

Und sapperment! wie schön die Nichtschöne da war! Wie schmuckig und schmackig! Darüber war auch nur eine Stimme.

Ja, ein Ehrenfest hatte sie wol; wann aber kommt der „Ehrentag"? Darunter versteht man im Allgemeinen nur jenen der Hochzeit, und das Denken daran war nun zu sehr angeregt.

Sollte jetzt der Bertl . . .?

Ehe derlei Fragen die sehr damit beschäftigten Köpfe noch zur Ruhe kommen ließen, noch weniger zur beruhigenden Lösung kamen, fuhr der Bertl sammt dem Martin auf dem Hausschlitten davon. Es war sogar bereits am Morgen des zweitnächsten Tages. Und der Bertl saß mit seinem Bündlein und es galt für ihn einen Auszug und Heimzug nach Siring, denn dort war er beim Kornhäuser daheim und hatte seine Baarschaft gewahrt.

Es war ein kurzer, rascher Abschied im Walmoser-hause. Die Steffi litt nicht, daß viele Worte gemacht würden. Alles Geschehene war ja Allen klar. Und wenn der Bertl zu reden anfangen wollte, so entgegnete sie rasch: „Ih bitt dih, laß Alles gehn; wir zwei sind recht quitt. Und bleib nur recht gesund und grüß' mir den Kornhäuser; bſhüt Gott!“

Darüber hinaus war nichts zu reden. Der Meier rollte seine Augen nach allen Seiten und die alten Dienst-leute thaten es auch, aber sie bemerkten nichts, was ihnen auf ihre Frage hätte Antwort geben können, ob jetzt etwa gar der Bertl der Hahn im Korbe und künftige Bauer und Hochzeiter wäre.

Mit dem festen, glatten, einfachen „bſhüt Gott!“ war wieder Alles zu Ende und ließ sich nichts deuten.

Der Kornhäuser erschien auch bald wieder in Hein-buchen. Der Wirt hatte ihm die Ehre gelassen, die Zeche nicht zu fordern und deshalb nicht etwa nach Siring hin-über zu kommen.

Er sagte: „Das ist gutes Geld, ich wollt', es wäre zehnfach mehr!“

Der alte Führer erkannte die Ehr' und legte ohne ein Wort Widerrede die Gebührlichkeit nieder. „Wir Siringer verrechnen uns schon mit einander! Du hast das Deine recht brav gemacht, Wirt. Ich wollt', ich hätt' bald eine schöne Hochzeit bei dir!“

„Mach's!“ rief der Wirt fröhlich und doppelsinnig.

„Ja, ich werd' heiraten! Eine von den elftausend heiligen Jungfrauen in der Ewigkeit, sobald ich hinkomme und das wird nimmer lang dauern!“

Im Walmoserhaus sagte der Alte: „Schau, Steffi, ich hab' die Nächte sinnirt und mir ist eingefallen, der Rudl, der große schöne Rudl ist ein zweiter Sohn von einem guten Haus . . . möchtest du ihn nit?“

„Nein!“ sagte Steffi.

„Ein Schöner, ein Braver! Ich sag’ dir noch ’was. Er soll nicht herüberziehen zu dir. Ich bin eigentlich ja doch ein armer, verlassener Mann. Schau, mein Schwiegersohn ist als Förster in’s Schreibamt gekommen und wie du weißt, lange verstorben, meine Enigl sind dadurch Stadtkinder geworden, meine Tochter und ihre Töchter kommen nur alle heiligen Zeiten einmal den Alten im Dorf heimsuchen; herziehen mag doch nimmer Keines, nimmer ...“ sagte er betrübt, „und der Hof wird verkauft nach meinem Ableben. Ich geb’ ihn dem Rudl billig, deinetwegen, heirat’ und zieh’ hinüber, verkauf’ dies kleinere Anwesen und seid glücklich!“

„Nein!“

„Ich sähet’s so gern! Und ich thät lustig noch den letzten Ehrentanz auf deiner Hochzeit!“

„Sag’ mir, müßtest du das Geld gleich haben, oder wolltest erst nach und nach . . .?“

„Wie du magst!“

„So übergeb’ mir den Hof.“

„Wie willst das bewirtschaften?“

„Nit für mich selbst!“

„Für . . .?“

„Für den Bertl . . .“

„Den Bertl heirat’st?“ schrie der Bauer auf.

„Das hab’ ich nit gesagt! Gib dem Bertl den Bestand (Pacht); ich steh’ ein für Alles. Haust er rechtschaffen, und er hat seither recht gespart, so kann er bleiben, als Meier, als Wirtschafter, er kann, wenn er alle Gebühr’ leistet, herauszahlen nach Möglichkeit, und zuletzt zu etwas kommen. Es giebt sich so auf diese Weis’, daß er nit sagen kann, er ist enterbt durch mich. Und kommt er zu ’was, so kann er . . .“

„Heiraten?“

„Ja, Wen er mag, das geht mich weiter nix an!"

„Und der Rudl?"

„Auch!"

„Und mein Ehrentanz?"

„Leb' nur, mein lieber Herr Vater; wer lang' lebt, erlebt viel!"

„Sakrische Dirn! Jetzt fahr' ih gleih heim, sonst müßtest noh mih heiraten!"

Damit fuhr er heim.

Es vergingen Jahre um Jahre. Der alte Kornhäuser lebte noch. Der ehemals Lange wurde kürzer und kleiner. Wie es doch kam, daß der Achtziger nimmer zu den hohen Gestalten zählte, und er wandelte ja wie einst noch aufrecht?

Der Bertl war sein Bestandhaber. Er selbst war in einer Art Ausgeding, und mit der Steffi gab's fortwährend Verrechnungen. Er hatte Wort gehalten und das Walmoserhaus nicht verlassen, wie er einst der Alten versprochen.

Das junge, das gar nicht mehr so junge Volk war noch immer ledig.

Bertl wollte nicht heiraten. Und er sparte um jeden Kreuzer, um jeden Strohhalm. Er wollte dankbar und er wollte frei sein. Und jetzt, nach glücklichen und besonders gottgesegneten Jahren, hatte er so viel errungen, daß er den Rest hätte ringsum und auch von der Sparkasse des nächsten Marktes auf Haus und Gut zu leihen bekommen.

„Das sind zwei Trotzköpfe!" sagte sich der Kornhäuser, „ich wett' und gäb' meine letzten Stunden zum Einsatz, daß die Zwei sich zum Fressen gern haben und Keins mag vor dem Andern jetzt niedriger sein und habsüchtig scheinen, und die zwei Leut', der Bertl und die Steffi sterben ... aber das rechte gute Wort geben sich die Trotzigen nit! Keines vorerst."

„Wart' ein wenig . . Wie war das damals . . . bei der Geschichte . . ." sagte er, sich an alte Zeiten und Vorfälle besinnend.

„Wartet nur!" wiederholte er nach einigem Sinnen, mit Festigkeit, als hätte er einen Entschluß gefaßt.

Eines schönen Tages blieb er gegen alle Gewohnheit im Bette liegen und meldete, daß er sich recht schwach und gar unwohl fühle. Es mußte ja bei ihm immer bedenklich erscheinen!

„Laßt mir die Walmoser-Steffi herbeikommen, ich will vor meinem letzten End' noch einmal mit ihr reden!" „Ich glaube jetzt ist's das End'!" seufzte er.

Sie kam auf die traurige Botschaft noch am selben Tage.

„Laßt den Bertl auch hereinkommen!" sagte der Endende, der heute nur recht schwach zu hören war.

Bertl kam und die Drei waren still und betrübt allein.

Der Kornhäuser lag bis unter's Kinn warm verdeckt. „Du hast . . ." flüsterte er zu Bertl mit recht schwacher Stimme, „einen Hof schier erwirtschaftet und erarbeitet. Du," hauchte er zu Steffi, „hast auch einen . . . ich thät' gleich ruhiger sterben, wüßt ich, die Wirtschaften kommen zusammen. Mit Roß und Wagen richtet man's leicht bei beiden. Ihr seid an Ehr' und Kraft und Jahr' euch rechtmäßig gleich . . . es wär' für ein Jed's ein rechtschaffen Glück . . . Keins kann sagen bei wem mehr die Ehr'. — Sagt am End', wenn ich ausgeredet hab', Ja . . . Keins eher als das Andere . . . und bedenkt, mit Rüstigkeit fahrt man her und hin zwischen den Höfen, ich begehr' nirgends einen Auszug . . . und kommt aus der ehrenständigen Ehe ein Kind, ein Bub', so kriegt er eine Wirtschaft . . . sagt . . . Ja, Beide zugleich!"

Eine kurze Weile, nur eine kurze, sahen sich Beide tief in die Augen.

„Ja!" tönte es, wie aus einem Munde.

„Steffi!" rief Bertl und wollte ihr an den Hals stürzen.

Da warf der Kornhäuser die Decke weg und mit einer plötzlichen Wendung war er, schier ganz angekleidet, aus dem Bette ... und stand zwischen den Beiden. Hin und her äugelte er.

„So, jetzt bin ich gesund!"

Sie starrten.

„Was, dir fehlt nix?" rief Stefferl.

„Nix?" rief Bertl.

Beide mußten lachen.

„Ja," sagte der Kornhäuser, „die Hochzeit von Euch Beiden! Man soll den Herrgott nit versuchen in meinem Alter," fuhr er fort, „aber er hat mich nach seinem Willen doch aufgehoben und ihr Trotzköpfe habt ... einen Schlaukopf gefunden!"

„Jetzt krieg ich mein' Ehrentanz! Justament!" rief er.

Es lag ein Etwas in Allem — das doch ernst gemahnte.

Die Beiden reichten sich die Hände.

Ein Kuß.

Sie waren die Vormaligen und doch nimmer Dieselben. In der Vereinigung lösen sich alle Widersprüche.

Die Braut im Strohkranz wurde die Braut im Ehren-Blumenkranz.

Die beiden Dörfer waren friedlich und heiter vereint.

Der im Silberhaar schimmernde Kornhäuser fuhr mit dem Wägelchen, das er vor zehn Jahren gekauft ... zum „Kranzl-Abtanzen," zum Hochzeits- und Ehrentanz!

7.

Das Bürgermeisterhaus.

Dorf-Geschichte.

Mit hochgerötetem Gesichte stand der Dobinger vor seinem stattlichen Hause. Das breite Überdach mit Schnitzwerk am Rande ragte weitaus über manche kleine Nachbarhäuser und verkündete die Wohlhabenheit. Ein Birnbaum an der Vorderwand, dessen Zweige flach an die Mauer gelegt waren, vermehrte mit seinem glänzenden Grün die Schönheit und ließ die Fenster, an denen auch bunte Blumen in Töpfen blüheten, desto zierlicher bemerkbar werden.

Der Bauer sah in die Dorfgasse entlang.

Mehrere Männer waren eben darin gegangen und verschwanden einzeln in die Nebensteige oder Hausthüren.

Er rückte an seiner grünsammtenen Hausmütze, deren Lappen rundum an die Kappe hinaufgeschlagen und da anliegend waren, einem sogenannten „Weinkopf" nach alter Art, zog fest an der silberbeschlagenen Pfeife im Munde und lächelte so in sich hinein, indem er zu sich selbst redete:

„Spotten hab' ich mich nit lassen! Es war ein Trunk und ein Bissen, wie sie wol kein Anderer giebt. Aber es kann's auch kein Anderer so thun. Und sie sollen was haben dafür, daß sie so treu zu mir halten. Jetzt haben sie mich wieder gewählt, und Bürgermeister heißt wol Keiner als der Caspar Dobinger, so lang' ich leb'! Das heißt, so lang' ich kann und mag. Sie wissen auch schon, auf was sie bei mir zählen können. Und ich lass'

mich nit spotten. Ei ja, die jungen Stänkerer und Neuerer, die möchten wol Änderungen und sie stecken die Köpf' zusammen und haben allerlei Spintisirereien. Es wird aber wol noch lang' dauern, bis sie Einen von den Ihrigen durchsetzen, sie erleben's schier nit! Der schöne Hof und das gute Haben, die müssen's ausmachen, immer obenaus! Das wären Zeiten, in denen es anders kommen könnt'! Und der Weidner, der Schlucker, der ist voran . . . wenn er auch gar nit so thut . . . o, der soll mir noch oft so verdächtig um's Haus herumschleichen und auf die Fenster sehen!"

Der Dobinger sah sogleich zu den Fenstern hinauf. Ihm war's, als rühre sich dort etwas.

Und richtig erschien zwischen den weißen Vorhängen und Blumen die Everl, seine Tochter, um die Fenster gegen die Abendluft zu schließen.

Mit rechtem Behagen guckte er auf das ganze Bild. Aber mit vollem, rechten Stolz wendete er den Kopf dann zur schwarzen Tafel mit den angenagelten weißen Papierbogen, welche die Kundmachungen aufwiesen. Diese waren vor seiner, des Dobinger Thür, des Vordermannes Aller, des Bürgermeisters!

In der Hausthür verschwand er und in der Dorfgasse ward's schier mäuschenstille. Das Abendrot glühte seinen grellen Schein nur mehr im Knauf und Kreuze des Kirchturmes aus. Selbst die letzte muntere Amsel huschte still in ihren Wipfelversteck, die langhingestreckten Schatten wurden unmerkbarer und die Dämmerung lag über Allem ausgebreitet.

Noch im Bette sinnirte und raisonnirte der Bauer.

Daß doch naseweise Leute jetzt gar keinen rechten Respekt haben und meinen, daß geläufige Zunge, oder noch mehr das bißl Schreiben und Federfuchserei, den Ausschlag geben könnten! Oho, das Angeschriebene, Kisten

und Kasten voll, das ist das Erste . . . daß man seinen Mann groß und breit und stark stellt, mit Ansehen vor Allen!

Und er sah sich wie im Spiegel mit seinen stattlichen Reihen von Silberknöpfen an Rock und Weste Sonntags auf dem Kirchenwege, gegenüber den Schmucklosen, den Mageren, den Kleinen, den Halb- und Viertelhubnern, den Kleinhäuslern und gar erst Hüttlern und Keischlern!

Sein selbstzufriedenes Schmunzeln, das Wirre der bunterlei Gestalten und auch der gute, spottlose Trunk, an den er gedachte, lullten ihn allmälich ein. Mit der Hand machte er noch einmal eine abwehrende Bewegung, weil's ihm so vorschwebte, als träte Einer der nebelhaft Gesehenen zu seiner Tochter; die Hand fiel und er war im Bereich der Erquickung für Arm und Reich, Hoch und Niedrig, das aber doch auch für jedes Gewissen seine unterschiedlichen Träume hat.

So dunkel der Weg und so vielfach das Gesträuch und Gezäun' des Dorfes auch; es fand doch Einer zur rechten Wand und zum rechten Fenster und er warf, als es offen war, ein um einen Strohball gewickeltes Papier hinauf, in dem bei der frühesten Morgendämmerung zu lesen war:

Du bist mein Schatz,
Und dih hab' ih gern,
Du bist mein Himmel,
Mei' Sunn' und mein Stern!

Du därfst dih nit kränken,
Du därfst nit verzag'n,
Für dih will ih all's,
Mein Leben selbst wag'n!

Sei nur getreu
Und acht nur kein G'fahr,
Zwei treue Herzen
Werd'n doh noh ein Paar!

Ih glaub' nit, mih irrt's nit,
Daß 's anders kunnt sein —
So lang die Welt steht,
Bist du die Mein'
Und ih bin der Dein'!

Darunter war ein F und ein W zu lesen.

Everl, die in der saubern Schrift recht fein lesen konnte, hat nicht erst zu raten gebraucht, ob das etwa, wie bei jeder Lieb', „Freud und Weh", oder „Finden und Wiedersehen", und all derlei andeuten sollte; sie wußte ganz gut, daß das so viel wie Florian Weidner bedeute.

Sie küßte das Brieferl, denn sie hat ja auch gewußt, daß der Florian all das selbst zusammen sinnirt, und hat es dann in ihrem Brustlatz verborgen.

Am andern hellen, sonnenscheinvollen Vormittag klappert es aus aller Stille der Dorfgasse plötzlich auf, als wäre die ganze auf der Weide befindliche Dorf-Heerde mit einemmale scheu und wild zurückgekehrt.

Einige Leute und namentlich Weiber stecken die Köpfe zum Fenster hinaus, und nichts Anderes sehen sie da, erstaunt und erschreckt zugleich, als mehrere Dragoner mit blitzenden Helmen und bunten Farben hoch zu Roß.

Voran ein recht kräftiger Offizier, dessen Goldkragen und silbern schillerndes Haar schier um die Wette blitzten. Er strich sich den weißen, großen Schnurbart und sagte hellauf zu seinem neben ihm reitenden Adjutanten, einem jungen, besonnen drein sehenden Oberlieutenant: „Nun endlich wird doch einmal das Bürgermeister-Haus sichtbar sein! Da ist ein stattliches Gebäu . . . richtig, dort unter'm Baum ist die schwarze Tafel . . . der Unter-Offizier soll absteigen und den Herrn Bürgermeister rufen!"

Kaum waren die Worte gehört, so klirrten schon ein Säbel und die Sporen, denn der Unter-Offizier sprang vom Pferde und eilte an die Thüre des Hauses.

Nach einigem Hineinrufen und erstaunten Herbeieilen von Magd und Knecht, auch Everl's, die sich hinter der Thür hielt, ward der Bauer herbeigeholt, welcher zufällig nahe, im langgestreckten Obstgarten hinter dem Hause gewesen war.

Der Dobinger nahm die grünsammtene Mütze ab, drehte sie in der Hand verlegen herum und fragte halb erstaunt: „Was verschafft mir die Ehr' . . . mit wem . . . was . . . was steht zu Diensten?"

„Herr Bürgermeister! Unser Regiment ist vom Landeskommandirenden in die Gegend befohlen, und die nächsten Dörfer sollen Quartier schaffen, kurz, es soll Alles in die rascheste Ordnung kommen. Hier die Papiere. Freilich sollten die Manöver erst drei Wochen später beginnen. Aber höchsten Orts ist plötzlich anders befohlen worden. Ihre Civil-Behörden werden wol auch schleunigst das Rechte thun. Aber es soll sich dabei doch auch zeigen, wie Alles in den Dörfern gehalten ist, Vorspann in Ordnung, die Listen der Häuser mit der Pflichtigkeit und den Belegräumen, Stallungen, u. s. w. Herr Bürgermeister, ich hoffe, Sie stellen ihren Mann und Alles kommt in schleunigste Ordnung. Es soll sich im Frieden zeigen, ob in Notfällen auf die Einrichtungen zu zählen, und Sie müssen unsere Anwesenheit nehmen, als wäre meinetwegen Krieg, oder nur große Landesbesetzung. Wir wollen gute Freundschaft halten; aber Alles in Ordnung! Lassen Sie uns Einsicht in die Bücher, alle Listen nehmen, schreiben und rechnen Sie mit meinem Unteroffizier, setzen Sie sogleich die Ausschreiben auf, denn wir haben Eile und es muß Alles schleunig gehen."

Der Dobinger drehte und wendete das Papier in seiner Hand, ohne es recht zu öffnen: „Bücher . . . Listen . . . ja . . . das liegt Alles in einer Stuben... ja," stammelte der Dobinger; „aber Ausschreiben . . . und die Zusammrechnerei . . . das Alles . . . das Alles macht der Gemein'schreiber."

„Der Gemein'schreiber, einerlei," sagte der Oberst, „er soll herbei."

„Ja, der Gemein'schreiber, der ist jetzt drei Stunden von da, in Obermeisdorf, er kann auch weiter in Titmering sein, denn wir haben den Gemein'schreiber zusammen und imerigsmal hilft er in dem und imerigsmal in einem anderen Dorf! Und weil drei Wochen . . ."

„Was? Sie haben die notwendige Kraft . . . mehrere weit auseinander liegende Dörfer . . . zusammen? Und wenn der Schreiber wo dringlich bedurft wird . . ."

„Dringlich? . . . Wir lassen uns schon Zeit . . . denn wissen Sie . . ." sagte Dobinger schon zutraulicher.

„Ich weiß nichts jetzt besser als meine Pflicht, Herr Bürgermeister!" warf der Oberst strenge ein. „Und meine Pflicht ist, so zu thun, wie ich gesagt. Sollen wir etwa einige Stunden umherreiten und suchen? Und wenn irgend eine Gefahr ausbricht, oder irgend Ueberraschendes in der Bewohnerschaft vorkommt, müssen Sie auch nach dem Schreiber suchen? — Helf uns Gott! — Ich bin Soldat und meine Sache ist es nicht, mich in eure bürgerlichen Dinge zu mischen. Aber jetzt ist es an uns und wesentlich an mir, Pflicht zu thun. Höhere Befehle müssen durch alle Glieder und bis zu dem letzten mithelfenden. Also, wenn ihr, Herr Bürgermeister, nur so äußerlich mitthut, sagt mir doch, habt ihr denn Niemand im Dorf, der mit Schreiben und selbst mit den nötigen Militär-Dingen umgehen kann?"

„Jemand . . . Jemand . . . ja," sagte der Bürger-

meister, über diese feste Einrede, und noch einer anderen Ursache wegen, in Verwirrung. „Wir hätten schon ... wir haben schon einen Jemand ... aber der taugt nit.“

„Weshalb?“ frug der Oberst.

„Er war auch Feldwebel ...“

„Der taugt nicht? Gerade deswegen!“

„Nein,“ stammelte tief errötend und ganz außer Rand gebracht der Dobinger, „er taugt, mein' ich, deswegen ... der Weidner, der Florian Weidner ... aber ... wenn ... wenn ... wenn er nur zu Haus ist.“

„Also schickt nach dem Mann, rasch!“ rief der hohe Offizier auf dem Pferde.

Der Dobinger wünschte im Herzen den Weidner jetzt drei Meilen unter die Hölle. Aber doch mußte er den Namen laut in alle Umgebung und ins Haus hineinrufen.

Im Haus, nahe der Thür, fand dieser ein ganz besonders freudiges Echo in einem weiblichen Herzen. Die Stimme Everl's rief ihn nach. Aber sie ward nicht besonders vom Vater gehört, denn die Stimmen aller derjenigen Männer, Weiber und Kinder vom Dorfe, die sich ringsum angesammelt hatten, riefen den Namen zugleich und es begann ein Rennen nach dem Gesuchten und Gerufenen, als wäre er ein erlesener Hexenmeister, der alle Gebannten hier mit einemmale befreien könnte.

Der Bürgermeister gewann indessen mehr Mut und suchte die Angelegenheit nach einer anderen Seite hinüberzuspielen: „Ich bin,“ sagte er, mit der Mütze freundlich in der Hand, „der Dobinger. Sie haben wol schon in der Gegend gehört, vom Dobinger-Hof. Alle Felder draußen bei der Straßen und die Waldleiten ...“

„Ja, das ist recht schön,“ sagte der Oberst, „aber damit können wir nichts machen.“

„Auch das Haus g'hört schuldenfrei mein,“ sagte

der Dobinger weiter, „und da möcht' ich halt die Herren einladen, wenn sie in die Bürgermeisterei herein spaziren wollten . . . ich hab' schon ein' ordentlichen Wein . . . . und wenn die Herren . . . ich lass' mich nit spotten!" . .

„Wenn Sie uns freundlich einladen, Bürgermeister, treten wir schon in ihr Haus. Die Kanzlei ist ja auch darin. Indeß wird der . . . wie heißt er . . . der Wundermann, der Weidhofer . . ."

„Nein Weidner, nix Hofer . . . ja, wenn der Weidner einen Hof hätt', dann . . ."

Der Oberst unterbrach zum Glück und mit Verständnis, indem er des Dobinger's Wortbeginn weiter fortsetzte: „Dann wäre er vielleicht ein reicher Mann. Aber selbst mit einem Weidhof wüßten wir jetzt nichts anzufangen, nur mit einem Bürgermeister, das heißt, will ich sagen, mit einem sachkundigen, schreibverständigen Mann. Ihr seid noch von der alten Schule, Vetter Dobinger," sagte der Oberst gemütlich.

„Ja, Gott sei Dank, der alten!" seufzte der Dobinger fröhlich auf. „Und auch mein Wein ist von den Alten . . . Everl!" rief er, und die Tochter war schon mit hausklugem Sinn und dem Kellerschlüssel an das rechte Faß geeilt und rasch für alles Nötige besorgt, denn sie war des verwitweten Vaters Hauserin.

Mit solchen Worten waren die Herren in das Haus und in die schöne Stube gelangt, und machten sich's auf Einladung bequem, während die Mannschaft draußen absaß.

Die alte Köchin brachte rasch Flasche und Gläser und wollte Alles zurecht richten. Während sie noch beschäftigt war, klopfte es mannhaft an die Thüre.

„Herein!" rief der Oberst in seiner lebhaften Erwartung.

Und herein trat ein schlichter, stattlicher Mann,

seines Alters im Beginne der Dreißiger und stellte sich aufrecht, kerzengerade, wie ein geschulter Soldat und sagte: „Zu Befehl Herr Oberst . . . Florian Weidner, ehemals Vize-Feldwebel im . . . Regiment, stehe zu Diensten!“

„Setzt euch, alter Kamerad! Setzen Sie sich, mein lieber Weidner, zu uns. Sie sind der Mann, der uns helfen kann. Sie sind aus guter Schule. Herr Bürgermeister, das erste Glas gemeinsam auf unsern Kaiser!“

Die Gläser klirrten an und Alle saßen rasch um den großen Tisch, der Weidner zwischen dem Oberst und dem Oberlieutenant.

Dem Dobinger ward, er wußte nicht recht wie, als er das bemerkte. Er hielt sich nur halb auf dem Sessel, immer bereit zu Diensten empor zu springen oder davonzugehen.

Der Oberst legte freundlich die Hand auf Weidner's Schulter und sagte: „Ei, als Soldat was mitgemacht . . .!“

Da öffnete sich die Thüre und herein trat Everl. In beiden Händen hielt sie Schüsseln mit Schinken, Butter, Käse. Als sie den Weidner so mitten den Herrn und vom Oberst so kameradschaftlich gehalten sah, da hätte sie schier beide Schüsseln fallen lassen mögen. Rechtzeitig war sie aber schon am Tische, und nur eine tiefe Röte übergoß sie, von der Stirne bis unter den Hals.

Florian blickte nach ihr, der Dobinger nach ihm. O hätte er sämmtliche Gemeindebücher und ein Tintenfaß wie die Weinflasche so groß gehabt, um sie dem Frevler in diesem Hause an den Kopf schleudern zu können!

Die Bücher wurden bald gebracht und in kurzer Zeit saß der Weidner mit den Offizieren und dem Feldwebel oder Wachtmeister, und sie schrieben und rubrizirten, als hätten sie allzusammen ihr Lebtag nichts Anderes miteinander gethan.

Der Oberst lobte wol Dobinger's Tochter und hieß sie „scharmant“; aber jetzt hatte er doch andere Gedanken und Anderes zu thun, und bald lobte er weit mehr die Flinkheit und Geschicklichkeit Florians, mit welcher Alles so nett und gut geschah.

„Ja,“ fuhr der Oberst gerad heraus, „warum ist der Weidner nicht Gemeindeschreiber, oder Gemeinderat, oder Bürgermeister! Pardon . . .“ verbesserte er sich.

Aber schon sagte der Bürgermeister: „Zum Gemeinschreiber steht ihm die Nase zu hoch . . . das heißt . . . na, Verzeihung . . . und zur Gemein-Vorsteherschaft . . . wissen Sie, wir Alten . . . die Reichen halt . . . na ja, wir sein die Gemein'!“

„Schön, wenn ihr habt und zahlt und gut thut,“ sagte der Oberst. „Aber viele Mittelleut' und Kleine machen auch 'was aus, und die Landeskinder . . . na, was ist's denn eigentlich mit dem Weidner . . .?“

Der Dobinger wollte reden.

„Ein früh verwittibter Mann bin ich,“ sagte der Weidner, den Kopf vom Schreiben erhebend. „Vor vier Jahren bin ich in's Dorf heimgekommen, nachdem mir mein junges Weib sammt dem erstgeborenen Kind im Wochenbett gestorben war, und hab', weil ich Ort und Grund wechseln gewollt, das Gütl von meiner Mutter Schwester übernommen. Sie lebt noch mit mir, die gute Alte, und führt die kleine Wirtschaft.

„Und warum heiratet ein Mann, wie Sie sind, nicht wieder? Sie schreiben ja tadellos und verstehen wol die Wirtschaft.“

„Ja, es ist mir nach langer Trübnis das Herz wieder auf'gangen; aber die ich krieg', die möcht' ih nit und die ih möcht', die krieg' ih nit!“ sagte Weidner gemütlich.

„Na, so hochaus wird's da doch nit zugehen! Und

wie der Weidner ein Mann ist, so wäre des Bürgermeisters Töchterl . . ."

„Stellen Sie sich vor, Herr Oberst!" rief Dobinger auf, als wollte er die ganze Entrüstung über die Geschlechts- und Sinnesverwirrung hervorbringen, „die ist's . . . so weit . . . !"

„Was, so weit, Dobinger . . . Vetter Dobinger . . . ich hab' auch schon andere Bürgermeister gesehen!"

Dobinger errötete.

„Eure Tochter . . . wie heißt sie . . . Everl . . . ist ein recht gemütliches Frauenzimmer . . . und der Weidner . . . als Feldwebel empfehl' ich ihn gleich einem befreundeten Oberst! Jedoch er will nimmer dienen, im Civil bleiben . . . was Tausend! so etwa zwischen Civil und Militär . . . in der Verpflegsbranche . . ."

„Herr Oberst, zu Gnaden und mit Dank! Aber ich will beim Bauernstand bleiben. Den Farben von Feld und Acker, dem Erdgeruch beim Pflügen kommt mir nix mehr gleich! Wenn ich im Frührot die Vögerl hör' . . . na, Herr Oberst, ein Nest haben die wol auch; aber ich . . ."

„Weidner, laß't gehen, schreibt, schreibt, ich laß' Euch meinen Unteroffizier da und reite mit meinem Adjutanten und der Mannschaft davon. Wir werden kommen, morgen, übermorgen . . . indessen Alles in Ordnung, Herr Bürgermeister, will ich sagen Weidner! Da ist ja die Bürgermeisterei, und wenn nicht der Gemeindeschreiber kommt, so . . . da . . ."

„Der Gemeindeschreiber liegt seit drei Tagen im Bett," sagte Weidner. „Ich weiß es, er hat sich nach der letzten Hauslicitation in Obermeisdorf am Leihkauf so vollgetrunken, daß er beim Heimgehen in den Bach gefallen ist und sich am Kopf . . ."

„Haha! Euer gemeinsamer Kanzellist!“ lachte der Adjutant auf.

„Euer rechter Arm, Herr Bürgermeister!“ sagte boshaft der Unteroffizier.

„Der Teufelshalloder!“ fluchte der Dobinger unbesonnen auf.

„Und er wartet bei dem allgemeinen Drehen in seinem Kopfe wol, bis die Dörfer mit ihren Aktenstücken alle zu ihm herankommen! Lassen wir's für heute gehen . . .“ sagte der Oberst, sich erhebend. „Ihr, Herr Bürgermeister, verderbt mir an den Schriften und nötigen Ausschreibungen und Rechnungen nichts . . . das ist mir sicher . . . und alles Weitere . . . behüt Gott! Auf baldiges Wiedersehen!“

Der Oberst legte die Hand an die Mütze, alle Andern waren aufgestanden und salutirten militärisch.

Der Oberst reichte vorerst dem Dobinger nicht die Hand, so sehr dieser auch neben ihm zum Pferde wackelte. Als aber gerade beim Aufsteigen Everl an der Hausthüre sichtbar ward, grüßte der Reiter noch einmal vom Pferde hinüber, reichte auch dem Dobinger die Hand hinab und sagte: „Nix für ungut . . . schön' Dank . . . es wird schon Alles in Ordnung kommen!“

Ein verständnisvoller Blick flog hinüber nach Everl, während der Vater sich verneigte; und hätte sie nicht schon ihr Herz an Florian gehängt, der alte Oberst hätt's mitnehmen können.

Zwei Tage lang ward im Bürgermeisterhause geschrieben, wurden nebst dem Gemeindeboten noch allerlei Leute mit Briefen ausgesendet, die so zierlich geschrieben und gefaltet und gesiegelt aussahen, als wären sie aus irgend einem hohen Amte. Der Bürgermeister hätte schier auf seine Kanzlei stolz sein mögen, wenn nur nicht der Weidner . . .

Dieser ließ es bei den Gelegenheiten, Everl zu sehen

und zu sprechen, an dem immer bereiten Vorrat an Blicken, Versicherungen und hoffnungsvollen Beteuerungen der Verliebten, nicht fehlen. Der Dobinger merkte wol nur den kleineren Teil; aber doch ein Etwas an seiner Tochter. Dieser konnte er jetzt gar nicht fest entgegentreten, denn die Leute kamen zu oft an's Fenster und sogar in die Stuben, so daß die Bürgermeisterschaft die Vaterschaft ganz in den Hintergrund drängen mußte.

Und der Oberst ritt wieder vor.

Unter den Briefen militärischen Inhaltes von Weidner an ihn, hatte sich auch einer blos mit privaten Angelegenheiten befunden, und der alte Herr hielt tapferes Stillschweigen. Seine Blicke, sein Handschütteln sagten Jedem das Seine.

Er fand Alles in schönster Ordnung und lobte die neue Bürgermeisterei, das heißt, die alte mit neuer Auffrischung, über die Maaßen.

Der wohlhabende Hauswirt ließ sich wieder nicht spotten und wollte sogar noch mehr als zuvor seine Gastbereitschaft zeigen. Everl trug die Hände voll Schüsseln. Der Dobinger selbst setzte die blinken Flaschen und Gläser auf.

„Laßt euch 'was von einem erfahrenen Mann und Offizier sagen, mein lieber Dobinger!" begann, während er mit dem Glase am Tische schier spielte, der Oberst, auf dem Ehrensitze. „In wenigen Tagen tummeln sich da bei euch, um euch, Schaaren von Offizieren, Unteroffizieren und Männer nach Tausenden herum. Es ist eine gefährliche Zeit für Frauenherzen! Euere Everl ist jung, hübsch, frisch; wollt ihr da, bei aller ehrenwerter Tugend . . ." Er unterbrach und begann wieder: „Doch . . . ich denk' mir, der beste Offizier . . . und wenn ihr auch die Kaution ermachen könnt' . . . ist euch weniger lieb, als ein braver Bauersmann! Nicht wahr?"

„Der Bauernstand . . ." sagte Dobinger mit gewissem Stolz, „ja, wir . . ."

„Alles in Ehren!" unterbrach der Oberst. „Aber seht, ein Offizier, und der höchste, steht für den niedersten ein, wir schätzen die Manneswürde, die Ehre bei jedem! Und, Dobinger, bei euch sollte ein so furchtbarer Unterschied bestehen, ob Einer ein Sternlein, eine Auszeichnung im Grundbuche mehr oder weniger hat? Das Avancement in euerem Stande, bei Hab und Gut, geht weit schlechter und langsamer als bei uns. Also die Hand ausgestreckt und jedem tapfern Kameraden von Pflug und Egge und im wirklichen Haus dieselbe wacker geschüttelt!"

Der Dobinger sah ernst zu Boden. Weidner schrieb mit den starken Fingern so fest d'rauf los, daß die Feder kratzte.

Der Oberst setzte nach dem kurzen Einhalte fort: „Ich könnt' euch da viel vorreden, was ich, was Unsereins durch sich und Höhere für einen weniger Bemittelten thun könnten. Aber geradeaus! Euch macht die Bürgermeisterei und dem ganzen Dorfe die Wirtschafterei Schwierigkeiten. Gebt dem Weidner Eure Tochter, und er hat dann so gute Freundschaft und kriegt noch so viel hinzu, daß er Gemeinderat, sagen wir geradeaus Bürgermeister werden kann!"

Der Dobinger kratzte sich am Kinn. Weidner senkte die Nase schier auf's Papier, der Augapfel bekam aber auch eine fast zwanghafte Wendung nach oben.

„Sagen wir anders", sprach der Oberst weiter. „Wollt ihr Bürgermeister bleiben und setzt Stolz darein, wohl, so wird es statt mit einem zweifelhaften Schreiber, doch weit besser mit einem Schwiegersohn sein?"

„Wol, wol! ein Schwiegersohn . . .", sagte der Dobinger mit eigenem Gedankengange.

Aber der Oberst unterbrach: „Die schwarze Tafel

bleibt bei Haus und so lange ihr lebt . . . Kurz, ich wüßt' keine passendere, bessere Garantie als im Weidner . . . Das Können voran, und das Haben nachher . . . ihr erziehet eure Enkel gemeinsam in der Wohlhabenheit zur geschulten Tüchtigkeit, und diese zusammen sind zu Gottes, des Kaisers und Vaterlandes Ehr' und Freud'!"

Der Dobinger wischte über diese gemütlich gesagten Worte schier die auftauchenden Thränen.

Der Wachtmeister hatte sich unvermerkt entfernt und an der Hand die Everl in die Thüre geführt.

* * *

Das Andere ist nicht mehr besonders zu erzählen. Das kann man in tausenden Liebesgeschichten nachsehen. Und davon hat schon Jeder im Leben gehört. Auch etwas vom Herzen und Küssen!

Die Manöver gingen vor sich.

Die Bürgermeisterei-Ordnung war von der besten Wirkung.

Der Generalstab verabschiedete sich mit Dank von Dobinger.

Und obwohl er manchmal nachdachte darüber, was er über Stänkerer und Neuerer gesagt, er ward doch glücklich bei dem Glück der neuen Hochzeiter und daß er's so erlebt.

Es dauert nimmer lang, dann sagt er zum Schwiegersohn: „Mag Bürgermeister sein, wer das Rechte kann! Kannst du's zu Aller Besten, so sei's, und geschieht dir Unglück an Hab und Gut — das Gelernte hilft und nimmt dir kein Mensch! Ih laß mih auch im Einseh'n nit spotten!"

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Inhalt.